Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-BWR-680

Otto Zierer Geschichte des Fernen Ostens

DRITTER BAND

WELTGESCHICHTE

FÜNFUNDDREISSIGSTES BUCH

Otto Zierer

GESCHICHTE DES FERNEN OSTENS

DRITTER BAND

DIE MANDSCHU-KAISER

von 1550 bis 1912

BUCHGEMEINSCHAFTS-AUSGABE

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Sebastian Lux Verlages, Murnau
für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 5335'0875

DIE MANDSCHU-KAISER
von 1550 bis 1912

Drei von Taten und Leistungen erfüllte Jahrtausende zählt das »Reich der Mitte«, als sich der in jäher Expansion begriffene europäische Macht- und Kulturkreis seinen verschlossenen Küsten nähert.

Seit langen, oft unterbrochenen Zeiträumen standen China und der Ferne Osten bereits in Verbindung mit den Hochkulturen der Alten Welt. Über die Seidenstraße zogen Handelskarawanen nach Indien und Persien, nach dem Vorderen Orient, dem Römischen Imperium und Byzanz. Aus der Menschenwiege seiner unendlichen Steppenländer trabten mongolische Reiterheere nach Europa, und durch Seefahrt hatten die Chinesen Verbindung mit den Küsten und Inseln des Südens und Südostens.

Renaissance und Frühbarock gaben der abendländischen Kultur völlig neue Impulse, flößten ihr einen frischen, jungen, explosiven und aggressiven Geist ein, der in die Weite drängte im Geist einer religiösen, wissenschaftlichen, sittlichen und politischen Mission.

Das kleine, fast unbekannte Europa war plötzlich ein Riese geworden, mächtig an Waffen, kühn und ausgreifend, vor allem als Träger und Nutznießer einer für die exotischen Völker befremdenden Nützlichkeitsidee, mit der sich ein unerschütterlicher Fortschrittsglaube paarte. Die Flut weltgeschichtlicher Angriffe, die mit den Hunnen, Mongolen und Türken einst aus Asien nach Europa geflossen war, schlug nun zurück; die abendländischen Händler, Eroberer und Erzieher brachen auf, den Osten zu übermannen.

»Meine Götter, deine Götter:
Wer darf sagen,
welches die mächtigeren sind?«
Chinesisches Sprichwort

Ein Erdteil ist zu gewinnen

In den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts ist Europa im Zeichen der Reformation und Gegenreformation in zwei feindliche Lager gespalten. In Frankreich, in den Niederlanden, in England und im Heiligen Römischen Reich rüsten beide Parteien für die Auseinandersetzung mit den Waffen; ihr Kampf verschiebt sich von der Höhe geistiger Diskussion immer deutlicher auf die Ebene militärisch-politischen Ringens. 1534 gründet Ignatius von Loyola den Jesuitenorden, um der Gegenreformation überzeugende Stoßkraft zu verleihen und zugleich als Missionsgesellschaft unter den Völkern in Übersee das Christentum auszubreiten. Obwohl Europa durch Streitigkeiten zerrissen, in Stände und Duodezherrschaften aufgesplittert ist und von den verschiedenartigsten, sich gegenseitig befehdenden Interessen beherrscht wird, findet es sich angesichts gefährlicher Bedrängung durch die Türken noch einmal zu einem Seebündnis zusammen und schlägt 1571 bei Lepanto die Flotte des Sultans. Die fortschwärenden binneneuropäischen Spannungen enthüllen sich am ersten Jahrestag der Seeschlacht, 1572, aufs schrecklichste in der Massenermordung der Hugenotten, während der Bartholomäusnacht, zu Paris.

Viele der Besten und Kühnsten streben fort aus der Heimat nach Amerika oder Ostindien, in die spanischen und portugiesischen Kolonien. Am wagemutigsten entfaltet sich der Unternehmungsgeist der großen Entdecker. Es ist, als riefen aus allen Himmelsrichtungen die unbekannten Räume nach ihnen. Der

Erdball weitet sich nach jeder Entdeckung mächtiger aus. Eroberer und Pioniere, die in Europa, das sich zum erstenmal als klein und beengt erweist, nichts zu gewinnen haben, suchen ihr Glück in der Tiefe der fernen Länder, an deren Küste sie von Bord gehen.

Die spanischen Konquistadoren überwältigen Mexiko und Peru, die Portugiesen segeln nach dem indischen Goa, nach Abessinien, Malakka, nach Brasilien und sogar nach Macao; bald werden die Franzosen nach Kanada und die Briten nach Virginia aufbrechen. Westeuropa heimst in Übersee ununterbrochen Gebiete ein, die um das Hundertfache größer sind als sein eigener kleiner Kontinent.

Dieser Drang zur Ausdehnung tritt jetzt auch in Osteuropa in Erscheinung. Hinter Sümpfen und Wäldern, vom hochmütigen Abendland wenig beachtet und gering geschätzt, liegt in der sarmatischen Ebene das Großfürstentum Moskau. Dort wittert man ebenfalls Eroberungsmöglichkeiten und schickt sich an, die Grenzen zu überschreiten und ein neues, großes Reich zu gründen.

Der Großfürst von Moskau, Iwan III., vereinigt fast alle russischen Fürstentümer, befreit das Land von der Mongolenherrschaft und übernimmt bewußt die Tradition des byzantinischen Kaiserreiches, das 1453 mit dem Fall der Hauptstadt Konstantinopel dem Türkensturm erlegen war.

Iwan III. nennt sich jetzt »Herr von ganz Rußland«, und Moskau betrachtet sich als das »dritte Rom«. Von nun an sind Eroberung und Weltmission im Namen einer neuen Ordnung das Grundmotiv russischer Politik.

Iwan IV., mit dem Beinamen »der Schreckliche«, läßt sich 1547 zum Zaren, das heißt zum Kaiser krönen. Er bekräftigt damit die Ansprüche der russischen Reichsideologie. Iwan IV. herrscht mit denselben Mitteln wie vordem die Mongolenkhane, unbeschränkt, wild und rücksichtslos hart. Sein von den Tataren reingefegtes Land ist unendlich weit, ein Pionierland mit offenen Grenzen, die sich im Osten ins Unendliche zu verlieren scheinen.

Hinter den Wäldern des Uralgebirges, in den Steppen Kirgisistans, zu Füßen der Kaukasusberge und an den Ufern des Schwarzen Meeres sitzen noch inmitten ihrer in Jahrhunderten aufgestapelten Beute Khane, Ilkhane und Terkhane – Mohammedaner oder Heiden, die zu bekriegen und auszuplündern nach dem Glauben der Zeit ein verdienstvolles Werk ist.

Es gibt für die Europäer dieses Jahrhunderts zwei große Räume unbehinderter Freiheit: die Ozeane im Westen und den unentdeckten Erdteil im Osten jenseits des Urals. Den Schlüssel zum Osten besitzt Rußland.

Der Erdteil jenseits des Urals war der Antike fast unbekannt. Auch das handeltreibende Ostrom drang vor allem in den europäischen Teil Rußlands vor. Erst vom 11. Jahrhundert an beginnt mit größeren Vorstößen die Erschließung der westasiatischen Steppen. Die Großkaufleute von Nowgorod treiben Pelzhandel mit westsibirischen Hirten- und Jägerstämmen; einzelne ihrer Expeditionen erreichen die Ufer des Ob und die nördliche Eismeerküste. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wird Innerasien durch das Weltreich der Mongolen, das sich vom Himalaya bis Sibirien und vom Stillen Ozean bis nach Rußland erstreckt, zu einem bedeutenden Faktor der europäischen Geschichte. Unter Batu-Khan, dem Enkel Dschingis-Khans, und seinen Nachfolgern dehnt sich das »Reich der Goldenen Horde« bis nach Schlesien und Ungarn aus, bis es nach den Schlachten von Budapest und Liegnitz durch innere Streitigkeiten im Vordringen gelähmt wird und auf Rußland zurückweicht. Im 14. Jahrhundert wiederholt sich die mongolische Machtausweitung noch einmal unter Timur; nach dem frühen Tod des Großkhans zerfällt das Großreich rasch.

Was im ausgehenden 16. Jahrhundert vom einstigen Reich der Goldenen Horde noch übriggeblieben ist, sind kleine, untereinander verfehdete Khanate. Eines dieser Teilreiche, das »Land Sibir« mit der Hauptstadt Isker-Sibir, schließt sich östlich des Urals an das private Fürstentum der Kaufmannsfamilie Stroganoff an, die in der Stadt Perm residiert. Entlang der Uralberge, an den immer noch umstrittenen Strömen Wolga und Don, besonders in der Nähe des Schwarzen Meeres, wo unter dem Schutz des Türkischen Reiches eine Anzahl kleiner Tatarenkhanate und einige Handelsplätze fortbestehen, schwelt der Räuberkrieg gesetzloser Banden.

Einer der Anführer, der an der Handelsstraße zwischen den Märkten Turkestans und den russischen Städten Kasan und Moskau seine Beute sucht, heißt Iwan Kolzo.

Iwan Kolzo, Hetman der Kosaken, ist ein gefährlicher Brigant. Die Händler, welche die Wolga- oder Donsteppe durchqueren müssen, wissen ein Lied von ihm zu singen. Einhundert oder zweihundert Reiter hat Kolzo um sich versammelt, Männer im besten Alter, baumlang und unverzagt, denen es nur einen kleinen Spaß bedeutet, eine ganze Handelskarawane über die Klinge springen zu lassen. Eines Tages – das Frühjahr hat gerade begonnen – begibt sich die ganze Schar mit Flößen wolgaabwärts, um die Mohammedaner von Astrachan heimzusuchen. Der Weg führt sie an den Nogaier Tataren und deren Lagerplätzen vorüber, die den Räubern wohlbekannt sind. Zu holen ist dort nicht allzuviel, während man sich von Astrachan Wunderdinge erzählt; wohlgefüllte Schatzhäuser, Paläste aus Stein und herrliche Moscheen soll es dort geben.

Die russischen Räuber dringen fast ohne Verluste in die volkreiche Stadt ein und machen unerhörte Beute. Nicht zu zählen sind die goldenen Ketten, die Perlen aus Indien, die Seide aus China, die Teppiche aus Persien! Wagenladungen arabischer Waffen, Scharen hübscher Mädchen nehmen die Kosaken mit sich nach Norden. Sie rudern in bester Stimmung den großen Strom hinauf, durch das unendlich weite Land, dessen Horizont von sanften Grashügeln und fernen blauen Höhen begrenzt wird. Lauthals singen die Kosaken und freuen sich ihres Raubes.

Als sie sich dem Standlager nahe dem Wolgaknie nähern, laufen ihnen die Wächter mit schwingenden Armen entgegen und rufen vom Ufer herüber, Boten aus Moskau seien dagewesen! Zar Iwan habe einen schrecklichen Zorn auf Hetman Kolzo, der ihn mit den Türken und Tataren in Konflikt bringe. Die Boten des Zaren würden wiederkehren. Iwan Kolzo macht ein bestürztes Gesicht. Zum Teufel, daß ihm so etwas passieren muß! Einmal, vor Jahren, ist er dem Henker in Moskau mit knapper Not entronnen. Deswegen ist er auch Kosak geworden, denn das Wort Kosak bedeutet im türkisch-tatarischen Dialekt nichts weiter als Landstörzer oder Räuber.

Dieser Zar schien ein strenges Regime zu führen. Kolzo hatte im vergangenen Herbst wie seine Gefährten die stromab treibenden Flöße mit den an Pfähle gebundenen Gliedmaßen gevierteilter Kosaken gesehen. Iwan hatte die Burschen wegen Straßenraub und Plünderei exemplarisch bestraft. Das war ein Anblick gewesen, der zum Nachdenken zwang.

Astrachan um 1640. (Zeitgenössischer Kupferstich)

Hetman Kolzo bleibt nicht lange im alten Standlager. Ohne die Wiederkehr der Zarenboten abzuwarten, verlegt er mitsamt den Seinen das Lager in die Uralwälder. Auch dort gibt es Bauern und vorüberziehende Kaufleute, denen man die Taschen leeren kann.

Wenn die reichbeladenen Schleppschiffe von Astrachan oder Asow die Wolga oder den Don herauftreideln – welch ein Anblick! An den Ufern keuchen zehn, fünfzig oder auch hundert Schlepper unter den Seilen und singen ihr monotones »Eeh Uchjem . . .«

Auf Deck sitzen behäbig buntgekleidete Tatarenfürsten, reiche Khane und starkleibige Türken. Persische Tänzerinnen drehen sich vor den Männern zum Klang der Flöten und Klarinetten; im

Bauch der Schiffe stauen sich die Reichtümer, sie liegen auch auf den Bordplanken in Ballen, Kisten und Packen.

Am Ufer, gut im Schilf verborgen, lauern manchmal Mitja Britoussow, der tigerwilde und bärenstarke Kosak, und sein Freund Jurjew, der noch gewaltigere Kräfte hat. Sie halten in jeder Hand eine geladene Pistole. Kaum erblicken die Schlepper die wüsten Gesellen, so lassen sie die Stricke fahren und laufen ins Gesträuch. An Bord sind die Reisenden zu Tode erschrocken und jammern in allen Sprachen des Ostens. Rettung ist unmöglich, die Wegelagerer haben für den Überfall die Stelle der gefährlichsten Wolgaschnellen ausgesucht.

Mitja und Jurjew fassen die Seile, schlingen sie um Baumstämme am Ufer und rufen den Schiffsleuten ihre Befehle zu: Macht euch davon, mit den Kähnen oder schwimmend, euch geschieht nichts! Mitjas und Jurjews Sinn steht allein nach dem Handelsgut der Schiffe. Ihre Befehle bekräftigen sie mit ihren in die Auflagegabeln gelegten Musketen, die auf das Schiffsvolk gerichtet sind. Außerdem brauchen die Kosaken nur die Taue zu kappen, dann treiben Mann und Maus wehrlos in die tödlichen Schnellen.

Mitja und Jurjew räumen die Schiffsladung bis zum letzten Faß aus. Das ist ein gutes, vergnügliches Geschäft und nährt die beiden vortrefflich.

Die Eisenreiter des Zaren freilich, die neugegründete Garde der Opritschniki, Iwans hartherzige Polizei, verderben Spaß und Gewinn von Monat zu Monat mehr.

Die beiden Räuberkosaken meinen schließlich, es sei besser abzuwandern; sie verlegen den Schauplatz ihrer Taten um etliche Landstriche – in denen im alten Europa zehn Fürstentümer Raum fänden – nach Nordosten, kommen in die großen Waldgebiete zwischen Perm und dem Ural, stoßen durch einen Zufall auf Iwan Kolzo und die Seinen und schließen sich dem kleinen Kosakenheer an.

Ihr Lager liegt wohlbeschützt im weiten Urwald.

Aus dem Litauischen Krieg kehrt an der Spitze seiner Sotnie Kosaken der kühne Hetman Jermak Timofejewitsch heim. Er ist ein von Legenden umwobener Held der »Saporoger«.

Jermaks Vater war ein Fuhrmann in den Murom-Wäldern, die etwa so groß sind wie die Niederlande. Als es sich herumsprach, daß der biedere Alte manche ihm anvertraute Reisende samt Kutsche und Pferden verschwinden ließ, sperrte die Polizei ihn ein, doch kam er glücklich wieder aus dem Kerker heraus, nahm seinen Sack und wanderte ins Land hinter den Stromschnellen des Dnjepr, die auf russisch »Porogen« heißen; damit gehörte er zur Gilde der Abenteurer und Rechtlosen, die »hinter den Stromschnellen« lebten – er war eben ein Saporoger. Von dort zog er später zum Don, wo Jermak geboren wurde.

Bald gab es keinen Kosakenjungen, der Jermak im Faustkampf oder mit irgendeiner Waffe hätte besiegen können. Die Genossen wählten ihn zum Hetman, als er die Jahre dafür hatte.

Der Litauische Krieg ist zu Ende. Jermak und seine Kumpane suchen »Beschäftigung« und Beute in den Grenzgebieten der Türken und Tataren. Der Zar jedoch, der überall seine Spione hat, läßt den Hetman bald wissen, daß er nicht die Absicht habe, um der Kosaken willen Krieg mit seinen Nachbarn im Süden anzufangen, und er verbietet Jermak weitere Heldentaten bei Leibes- und Lebensstrafe.

Nun also reiten auch diese Wilden in die Wälder von Perm, sitzen dort als Verbannte und schlagen die Gusla, die Kosakenlaute. Sehnsüchtig singen sie die Lieder vom wehenden Reihergras der Steppe, von den funkelnden Minaretts türkischer Städte und dem schweren Lauf der russischen Ströme.

In den Wäldern wachsen Preiselbeeren und Pilze, Wild ist genug da, sehr viele Bäume gibt es außerdem, zwei- und dreihundertjährige Fichten und Tannen, aus denen Jermaks Männer Blockhütten bauen. Sie durchstreifen die Wälder, die dunklen und sonnenarmen, und trauern um das Leben an Don und Wolga, das bei weitem lustiger war.

Aus Heimweh, Stumpfsinn und Langeweile erlöst sie ein Kurier. Am 6. April des Jahres 1579 nach der Geburt des Erlösers übergibt er dem Hetman Jermak ein Schreiben. Es trägt Siegel und Namenszug der Stroganoffs.

Die Stroganoffs sind alteingesessene Kaufleute im Permer Land. Eine Zarenurkunde verlieh ihnen Sonderrechte, Handelsvorteile und Gebiete, so riesig, daß man diese Handelsherren in Westeuropa Könige nennen würde. Hier, im wilden Osten, sind sie

nur Händler, die freilich ein kleines Privatheer von Beamten, Soldaten und Fuhrleuten unterhalten. Sie gründen Städte, legen Straßen durch die Wälder und sammeln in ihren Vorratshäusern Schätze aus Asien und aus jenem unerschlossenen Erdteil Sibirien, der sich vorläufig noch hinter dem gebirgigen Wall des Urals der Sicht der Völker entzieht.

Die Stroganoffs bieten dem Helden Jermak eine großartige Zukunft, wenn er in ihre Dienste tritt und eine bewaffnete Expedition in die Wälder des Ostens führt. Er und seine Kosaken überlegen nicht lange und greifen zu. Was sie von jeher verlockt, sind Raub, die Ferne und das sagenhafte Wunder: Chinas ferne Seidenstraße, die Berichte von klingelnden Pagoden, Persiens Teppiche und feinziseliertes Geschirr, die schlanken Minaretts des Südens und die Karawanen mit Spezereien, Gewürzen, Geschmeiden und der schneeweißen Baumwolle. Das Abenteuer ruft sie.

Rasch fliegt die Kunde vom Auftrag der Stroganoffs durch die Wälder. Iwan Kolzo vernimmt ihn und entsinnt sich der Zeit, als er zu Asow als Gefangener der Osmanen in einer Grube unter dem Weidengeflecht saß und das Gemurmel der Koranbeter anhören mußte, bis sich das Blatt plötzlich wendete und die Türken in der Grube saßen, während er mit seiner Beute draußen auf dem Strom schwamm. Mit einem Male träumt auch Mitja, der Bär, von der Stadt eines Khans, wo er beinahe in einem Weinfaß ertrunken wäre; und Jurjew erzählt zum hundertsten Male, wie er den persischen Gesandten ausplünderte, noch ehe der Zar ihn zu Gesicht bekam.

Alles ist erwacht, in den Nächten klingen die Balalaikas fröhlicher, die schwermütigen Kosakenlieder vom Mütterchen Wolga sind gar nicht mehr so traurig.

Die Horden Kolzos, Jermaks und Mitjas vereinigen sich und wählen Jermak, an den der Ruf der Stroganoffs ergangen ist, zum Hetman.

Mit knapp vierhundert Räubern trifft Jermak Timofejewitsch am 20. Juni 1579 im Lager der Stroganoffs ein und verpflichtet sich, für sie die geplante Expedition durchzuführen.

Vor einem Menschenalter haben die Spanier ihre Konquistadoren nach den Goldländern Amerikas ausgesandt. Cortez überrannte mit wenigen hundert Mann das hochkultivierte Reich der Azteken; Pizarro besiegte die Inkas, und Dutzende kleinerer Glücksritter zogen in kühnen Entdeckerfahrten durch gewaltige Räume der bisher unbekannt gewesenen Welt. Die Geographie war eine Wissenschaft der Abenteurer geworden.

Selbst innerhalb Europas liebt man die Haudegen, in Harnisch und Eisenfaust, die »Condottieri«, die zu jedem Unternehmen bereit sind, sofern nur Geld, Eroberung und Aufstieg winken.

Die Dämonie der Renaissance erfaßt jetzt auch den halbbarbarischen Osten. Jermak Timofejewitsch wird zum Condottiere Rußlands – zum Konquistador des unerforschten Sibiriens.

Perm, Anika Stroganoffs Residenz, liegt an der Kama, wo der nördliche und südliche Teil des Uralgebirges sich einander in flachen Hügelwellen nähern und eine Senke freigeben, durch welche der Handelsweg zum Reich Sibir führt. Die Karawanen schleppen auf gewundenen Flußpfaden in Bündeln kostbare Felle – meist von Zobel, Schwarz- und Blaufuchs, Eichhörnchen, Marder und Bär –, dazu vielerlei Waren aus Buchara und China ins russische Land. Perm ist das Tor zu den sibirischen Schätzen.

Jenseits des Urals ziehen Fahrzeuge nach Tura und Tobol und weiter an die Ufer des Stromes Irtysch, hinein in Länder, deren Namen die Kauffahrer meist mit leiser Furcht nennen: Sibir und Magaseya, Mongolei, Tibet und Mandschuria.

Wie groß ist doch Nordasien! Es ist dort nicht nur sehr kalt im Winter, sondern die Sonne versengt im Sommer oft das Gras der Steppen. Man fährt nicht nur mit Renntierschlitten, man reitet auch auf Kamelen. Eisbären und Tiger gibt es als Jagdgetier. Erstaunliches bietet das Land Sibir, es fehlen nur die Menschen, um seine Reichtümer auszuwerten.

Die weitschauenden Stroganoffs, die der Zar als Wächter vor die Uralpforte gesetzt hat, wollen nur hier und da ein paar Kostproben der sibirischen Fülle einheimsen. Die Handelswege nach Indien und China kreuzen sich jenseits des Irtysch und Ob. Dieses Gebiet in Besitz zu nehmen, lohnt allein schon die Anwerbung der Söldner.

Ein Nachkomme des Welteroberers Dschingis-Khan, Kutschum-Khan, der Schwarze Zar, gebietet jenseits des Urals. Immer noch

sind die Mongolen nicht viel ruhiger und seßhafter geworden seit jenen Tagen, als sie ihre Rosse in der Donau und Elbe tränkten. Auch die Stroganoffs haben mongolische Angriffe erdulden müssen, die Kosaken sollen die unerbetenen Besuche nun bewaffnet erwidern.

Am 21. Juni 1579 beraten der alte Anika Stroganoff, sein Sohn Semjon und der jüngere Sohn Maxim untereinander. Man ist sich bald einig und feiert den Abschluß mit einem Gelage.

Großzügig lassen die Stroganoffs Geld fließen und rüsten die Kosaken von Wolga und Don neu aus. Sogar Gewehre bekommen einige, Flinten und Pfannen und Luntenzündung aus Nürnberg, die samt dem Pulver aus Ulm auf dem Landweg nach Rußland verfrachtet worden sind.

Knechte der Stroganoffs karren aus den Magazinen Perms herbei, was tapferen Soldaten zusteht: für jeden Mann drei Pud Roggenmehl, ein Pud Zwieback und Salz, zwei Pud Buchweizen und etliche Krüge starken Wodka, dazu Stiefel, Mützen, Pelze, auch Säbel, Spieße und Äxte, die man in wilden Gegenden braucht.

Während die Stroganoffs auf Jermaks Wunsch große Lastkähne auf der Tschussowaja heranschaffen lassen, damit man die Bagage nicht bis zum Gebirge tragen muß, vergrößert der Hetman seine Armee und macht reichlich Gebrauch vom Geld der Kaufherren. Man hört, daß er über eine Kasse von zwanzigtausend Goldrubeln verfügt.

Da es sich weit im Lande herumgesprochen hat, was sich an der Kama vorbereitet, laufen noch einige Dutzend Gesellen herzu, sich anwerben zu lassen. Einige haben es sehr eilig, denn die Opritschnikis sind hinter ihnen her, andere kommen geradewegs aus dem Litauischen Krieg, und sogar zwei Deutsche nehmen Handgeld bei den Kosaken, wahre Wundertäter, denn sie verstehen das Büchsenmachen und Pulvermischen, Kartenzeichnen und ähnliches Teufelszeug.

Die Schar von achthundert Männern ist ungebärdig und ungeschliffen. Aber Hetman Jermak duldet weder Plünderung noch Gewalttat, solange man auf dem Boden der Stroganoffs steht; etliche Sünder läßt er eines raschen Todes sterben, andere erhalten auf öffentlichen Marktplätzen die sehr gefürchtete Knute.

Der hünenhafte Meschtscherjak, ein Kosak vom Don, stark wie ein Büffel und einer der Wildesten der Horde, macht sich zum Sprecher der Unzufriedenen und meutert gegen den Hetman. Es kommt zu einem lärmenden Auflauf, Jermak aber faßt sofort zu und verprügelt Meschtscherjak vor aller Augen. Seitdem ist seine Autorität unangefochten.

Die Frauen der Stroganoffs sticken eine schöne Fahne und überreichen sie den Leuten Jermaks. Ein rauschender Abschied wird gefeiert, dann geht es flußaufwärts, den Bergen entgegen.

Als die Kähne auf der Tschussowaja nicht mehr geschleppt werden können, verladen die Kosaken das Gepäck auf die Pferde, doch die Tiere bleiben im Gebirge bald auf der Strecke, nur die Menschen sind unverwüstlich und tragen Ballen, Waffen und Säcke über Pässe und durch Wälder – einen steilen und mühevollen Weg. Ermattet erreichen sie die östlichen Ausläufer des Urals. Ein Fluß schäumt aus den Wäldern hervor und fließt nach Osten; die Wasserscheide ist überwunden, und man kann wieder auf Flößen reisen.

Sie befinden sich jetzt im Reich des Schwarzen Khans Kutschum, der Fluß ist die Tura.

Gusla und Balalaika erklingen wieder. Vorüber sind die Tage voller Mühsal, als die Truppe die schweren Ballen und Musketen schleppte; vorbei die Wochen, in denen sie schnaufend Schritt vor Schritt setzte.

Sie hocken auf Säcken und Ballen und tauchen die bloßen Füße ins Wasser, singen und zupfen die Saiten. Alles übrige besorgt die Tura. Sie wiegt die Schar auf grüngrauen Wellen munter flußab.

Manchmal sehen die Männer am Ufer eine kleine Siedlung, ein Dorf aus Laubhütten und Fellzelten; bemalte Stangen stehen vor bunten Jurten und tragen an den Spitzen Roßschweife. Im Geäst hoher Bäume hängen die in Felle eingenähten Körper der Verstorbenen. Zuweilen erblickt man sogar seltsam geschmückte Schamanen, die im Rhythmus der Trommeln um flackernde Feuer tanzen.

Manchmal schleichen die Kosaken nächtlich ans Ufer, und dann blitzen die Schwerter, knallen die Musketen und brennen die

Jurten. Viel Beute ist bei den armen Viehhirten allerdings nicht zu machen, aber man kann ein paar Schafe und Ziegen schlachten und hat wieder frisches Fleisch.

Als die Truppe, nachdem sie wieder ein paar Dörfer geplündert hat, eines hellen Oktobertages durch eine Felsenge der Tura fährt, umschwirrt sie ein Hagel langschäftiger Pfeile. Der große Meschtscherjak und einige andere werden verwundet.

Die Kosaken greifen, als sie das Blut der Brüder sehen, zu den Musketen, Schüsse donnern in der Klamm, das Wutgeschrei der Überfallenen lärmt beinahe noch lauter.

Terkhan Jepantscha, der Fürst dieser Gegend und ein Untertan Kutschums, hat den Hinterhalt gelegt. Jermak schlägt sofort zurück. Seine Kosakenschar landet und macht sich auf den Weg zu Jepantschas Großlager Tschinga-Tura, um Rache zu nehmen.

Das Lager ist eine flach umwallte, mit Palisaden geschützte Zeltsiedlung. Die achthundert stürmen, sie zünden die Fellhütten an und töten, was sie an männlichen Wesen finden, dann löschen sie hastig den Brand, weil sie ein Winterlager brauchen, um nicht den Schneestürmen und dem grimmigen Frost dieser nördlichen Breiten zum Opfer zu fallen.

Aus diesem Ort entsteht später Tjumen, die erste russische Stadt in Sibirien.

Die Zeit zwischen Oktober und dem Anbruch des Frühlings im Mai verbringen die Kosaken in den Fellzelten der Tataren. Sie trinken Kumyß, die vergorene Stutenmilch, essen ungeheure Mengen Buchweizenbrot und Fleisch. Die Tatarenmädchen müssen tanzen, Flöte spielen und sich zu allerhand Zeitvertreib gebrauchen lassen.

Jermak hat Zeit. Der Himmel ist hoch, und das Land läuft ihm nicht fort. Morgen ist auch ein Tag ...

Der Schwarze Zar Kutschum freilich nimmt die Sache nicht so leicht. Er sitzt hinter dem breiten Irtyschstrom in seinem hölzernen Palast in der Stadt Isker, die auch Sibir genannt wird, und zürnt darüber, wie wandelbar die Zeiten sind. Vor seinem Urahn Dschingis-Khan erzitterte einst der Erdkreis zwischen Korea und Polen, und er sieht sich der Frechheit eines Kaufmanns ausgesetzt, der ihm eine Räuberbande auf den Hals schickt.

Viele Gerüchte laufen in diesem Winter in Isker ein. Sie berichten von einem riesigen Floß, das unter rotem Segel auf der schäumenden Tura bergabwärts fuhr und Donner und Blitz spie; und sie erzählen, wie die Kosaken gleich Teufeln mit kahlgeschorenem Schädel, von dem nur die Skalplocke flatterte, und mit gesträubten Bärten, Messer zwischen den Zähnen und Säbel in den Fäusten, die Palisaden von Tschinga-Tura überklettert haben – ein schauerlicher Anblick!

Kutschum befiehlt seinem General Tausan, eine große Streitmacht zusammenzuziehen, und als das Frühjahr da ist, Sonnenschein die Schlammperiode beendet und die Steppe zu blühen beginnt, reiten von allen Seiten Tatarenschwärme auf kleinen, struppigen Pferden nach Isker. Sie kauern in Fellsätteln, und ihre Lanzen wippen im Trab. Nur wenige von ihnen, die Männer von den Ufern des Ob und aus dem Tien-schan-Gebirge, aus der dsungarischen Steppe und aus dem sajanischen Bergland, sind wie Kutschum Mohammedaner, die andern sind Heiden und bringen ihre Schamanen mit. Jede Nacht quäken die Knochenflöten, rasseln Trommeln und schrillen Pfeifen.

Das Heerlager wächst, und als die Steppe ganz trocken liegt, traben viele tausend Mann an, die Räuber aus Rußland zu fangen.

Inzwischen haben die Kosaken ihre kleine Flotte wieder bestiegen. Der Mai, das frische grüne Sprießen, die schmeichelnde Wärme locken sie in die Ferne. Auf den schnell dahintreibenden Flößen sind sie heiter und guten Mutes; fleißig gebrauchen sie die Ruder und spielen auf der Gusla. Die Berge bleiben zurück, und als sich die Ebene öffnet, gleiten die Fahrzeuge in den großen grauen Tobolstrom, der Hochwasserfluten wälzt.

Kaum einen Tag lang nimmt der Tobol die Männer mit, dann ergießt er sich in einen weitaus breiteren, in einen gewaltigen Strom, den Irtysch.

Die Flöße treideln jetzt wie eine Entenschar hintereinander im Stillwasser flußaufwärts. An den Ufern weht das Steppengras, blühen Schwertlilien und Iris, das niedere Hügelland erinnert an die Heimat, an Don und Wolga.

Heimweh befällt die Söldner; es vergeht ihnen freilich jäh, als sie in der Ferne die Mauer der heranreitenden Tataren erblicken.

Ohne Zögern springen und schwimmen die Kosaken von den Flößen ans Ufer. Dicht zusammengeballt trotzen sie der anbrausenden Übermacht und kämpfen mit verbissener Tapferkeit. Ein seltsamer Zufall kommt ihnen zu Hilfe; die Schamanen entdekken, während die Schlacht noch unentschieden tobt, plötzlich ein böses Vorzeichen und verlassen die Tataren, die ihnen sogleich nachfolgen. Den Russen gelingt es, den Terchan Tausan und Hunderte seiner Krieger gefangenzunehmen.

Der Hetman erweist sich als Diplomat. Statt, wie üblich, die Gefangenen hängen zu lassen, entläßt er Tusan mit Geschenken und beauftragt ihn, dem Schwarzen Zaren Kutschum mitzuteilen, es habe keinen Zweck, gegen Jermak zu kämpfen, weil der Kosakenhetman unüberwindlich sei. Zudem folge – fügt Jermak hinzu – der Vorhut von achthundert eine ganze Moskowiterarmee mit Kanonen und tausend Musketen.

Beim Empfang der Botschaft rauft sich Kutschum den mit Betel feuerrot gefärbten Bart und befiehlt, den Überbringer der frechen Botschaft unverzüglich hinzurichten; er schwört, sich an Jermak schrecklich zu rächen.

Nach allen Windrichtungen jagen seine Kuriere in die Ordus der verbündeten Mongolenhorden. Kutschums Sendlinge tragen im Köcher Pfeile mit vergoldeten Spitzen, das bedeutet dasselbe wie bei den Indianern Amerikas das ausgegrabene Kriegsbeil. Der Schwarze Zar mobilisiert seine Krieger.

Ein großes Heer sammelt sich von neuem; den Oberbefehl übernimmt Kronprinz Mahmetkul.

Die Kosaken lagern indessen immer noch auf dem Schlachtfeld nahe der Tobolmündung; sie unternehmen Plünderzüge in die Umgebung und warten auf die Antwort des Schwarzen Zaren.

Die Antwort ist bereits unterwegs auf hunderttausend Pferdebeinen, und sie wird von Mahmetkuls Reitern in einer Schlacht überreicht, aus der sich sechshundert Kosaken gerade noch auf die Flöße retten können.

Die Überlebenden verlieren trotz der Niederlage den Mut durchaus nicht. Sie fahren den Strom hinunter, wehren mit Musketen die Verfolger ab und schütteln sie schließlich gänzlich ab. Sie überlassen ihr Schicksal den grobleinenen Segeln, den Rudern und dem Strom.

Wie einst an Wolga und Don rauben und plündern sie in den Ufersiedlungen, bis sie zu einer stadtähnlichen Niederlassung kommen; auch sie wird erstürmt. Die Beute an Teppichen, Seidenballen und Pelzen häuft sich auf den Planken der Flöße und Kähne zu Bergen. Zar Kutschum beruft aus allen Gebieten Sibirs die ihm unterstellten Fürsten zum Kriegsrat.

Einer von ihnen ist Khan Gula-Mursa, der Fürst der Nogaier. Er ist immer noch der alten Rechnung eingedenk, die seit dem Überfall der Kosaken auf seine Dörfer und seine Hauptstadt Astrachan unbeglichen blieb. Iwan Kolzo war damals unter den Räubern. Gula-Mursa hätte sich gern mit ihm über diese Angelegenheit unterhalten; er trägt Turban und Pluderhosen, wie es sich für Anhänger des Propheten geziemt, die meisten anderen Fürsten, die Khane Janbysch, Binet, Obak, Nembscha und Bardak, kommen aus den Steppen des Ostens; ihre Götter sind holzgeschnitzte Götzen oder der »Ewig blaue Himmel«.

Die Versammlung der Häuptlinge faßt zwei Entschlüsse: Die Hauptstadt Kutschums soll mit Wall und Graben umgeben werden, und ein großes mongolisches Heer soll aufbrechen, um das Kosakenlager zu überfallen.

Im Lager Jermaks regt sich unterdessen die Unzufriedenheit. Eine Anzahl Kosaken glaubt, genug Beute gemacht zu haben; sie möchte heimkehren. Der Riese Meschtscherjak ist zum zweitenmal der Sprecher der Aufsässigen. Von Anfang an war er Jermaks Gegenspieler, und daß der Hetman ihn verprügelt hat, ist bis heute ungerächt. Unablässig redet er den Kameraden zu, sie sollten klug sein, ringsum im weiten Land rollten die Trommeln, endlose Reiterschwärme würden sie bald unter die Hufe ihrer Rosse stampfen. Kleinmut erfaßt viele seiner Zuhörer. Es kommt zu Meuterei und wüsten Schlägereien. Iwan Kolzo jedoch und Mitja, der Bär, stellen sich hinter Jermak, der die Oberhand behält. Meschtscherjak empfängt abermals Prügel, und die anderen Rebellen beugen sich diesem schlagenden Argument.

Vor der Versammlung seiner kleinen Truppe erklärt Hetman Jermak, es sei nicht seine Absicht, sich lediglich mit Beute zu begnügen; wie das zu geschehen habe, sei von ihm seit langem geplant, sie sollten es jetzt erfahren.

In einer Oktobernacht des Jahres 1581 landen die Flöße der Kosaken lautlos beim Kriegslager des Tatarenheeres, das von Kutschum-Khan persönlich geführt wird. Jermak bekreuzigt sich und befiehlt, sofort anzugreifen. Eben dämmert der Morgen.

Die Kosaken haben den Vorteil der Überraschung für sich und fallen mit Geschrei über die schlaftrunkenen Tataren her, werfen Fackeln in ihre Zelte und wüten wie Berserker, doch ihre Pulvervorräte schwinden dahin.

Was sind sechshundert Kosaken, deren Schußwaffen nutzlos werden, inmitten mehrerer tausend Feinde, die sich zusehends ermannen? Dieser Tag hätte der Untergang der Russen werden können, wäre Mahmetkul nicht verwundet und die Schamanen deswegen vom Entsetzen gepackt worden; auf einmal schlagen die Priester die Zaubertrommeln, es rasseln die Roßfelle im Rhythmus der Unglückszeichen.

Und wieder ereignet sich ein Wunder: Die Masse der Steppenleute flieht in blinder Panik. Vergebens sucht Zar Kutschum seine Ketschikengarde zurückzuhalten. Sie nimmt ihn in ihre Mitte und prescht mit ihm davon.

Nach dem Gefecht hat Mermak keinen Schuß Pulver mehr. Hundertsieben Kosaken sind tot.

Wenige Tage später zieht er kühn in Isker ein. Der Schwarze Khan ist zum Flüchtling geworden und Sibirien zur Beute der Räuber.

Kurz nach der Besetzung der Stadt beginnt der sibirische Winter mit all seiner Härte; die Kosaken können sich glücklich preisen, jetzt einen Unterschlupf zu haben. Isker gleicht freilich keiner Stadt nach europäischen Begriffen. Die Siedlung besteht aus Hütten, die mit Holz und Lehm gebaut wurden, mit Dächern aus Schilf und Stroh; dazwischen stehen Zeltreihen aus rohgegerbten Fellen; auf offenem Feuer wird dort gekocht, und halbnackte Kinder, Schweine, Ziegen und Hühner leben in gemeinsamer Unordnung, starrend von Schmutz.

Die Kosaken finden Isker trotzdem wundervoll. Es gibt genug Kumyßschnaps, es gibt genug Mädchen; die Sieger lassen sie zu den Klängen der Gusla und Balalaika tanzen und sind ihre Gebieter. Es klingeln die Tamburins, schrillen die Flöten. Jermaks

Helden liegen auf kostbaren Bucharateppichen und trinken aus persischen Goldschalen und chinesischem Porzellan.

Manchmal, wenn der eisige Nordoststurm über die Steppe fegt und die Sterne funkeln, als wären sie aus blitzendem Eis, werden die Kosaken schwermütig, Heimweh plagt sie und die Sehnsucht nach der Wolga.

Als der Frühling sich wieder ankündigt, Blumen die Steppe bunt färben, die Birken wie in Schleiern stehen und die Vogelschwärme nordwärts ziehen, ergreift Unruhe nach neuen Abenteuern die Kosaken. Sie reiten hinaus ins Land, das ihnen, so weit sie auch streifen, untertan ist, und sagen allen Fürsten und Vasallen Kutschums, die, über unendliche Strecken verstreut, an Flüssen und Hügeln wohnen, der Zar in Moskau sei ihr Herr und Hetman Jermak sein Statthalter in Sibir.

Herrlich ist die Jagd in den Wäldern auf Bären, Hirsche, Rehe und Raubkatzen. Die Flüsse sind zuweilen so voll von Fischen, daß die Wellen sie dutzendweise auf die Sandbänke schwemmen. Was an Fellen eingebracht wird, stapelt Jermak in den Zelten; die kostbarsten empfängt er als Tribut der unterworfenen Fürstentümer, Felle von Bären, Wölfen, Mardern, Blau-, Schwarz- und Silberfüchsen, von Opossums und mitunter von Tigern.

Ein gefährlicher Würger macht sich bald in der Steppe und in den Wäldern bemerkbar. Einmal ziehen vierzig Kosaken zur Jagd. Als sie nicht zurückkehren, sucht man und findet sie nach einigen Tagen im Haufen, wie sie sich zum Schlafe hingestreckt hatten, jeder ohne Kopf. Prinz Mahmetkul ist der Wolf, der mit seinen Gefährten heimlich kleinere Trupps der Sieger beschleicht und vernichtet.

Jermak läßt eine Sotnie Kosaken zur Hatz auf ihn ausschwärmen; sogar die einheimischen Fürsten müssen sich am Kesseltreiben beteiligen, das ergebnislos bleibt, bis Mitja Britoussow, dem Bären, der große Fang glückt und er den Prinzen gefangennimmt und im Triumph in Isker einliefert.

Alle erwarten, daß Mahmetkul für seine Missetaten am Galgen büßt, doch der Hetman bewährt sich auch jetzt als Staatsmann und kluger Herrscher. Er begrüßt den Prinzen wie einen leiblichen Bruder, umarmt ihn und räumt ihm ein fürstliches Quartier ein.

Der Erfolg gibt ihm sogleich recht. Mahmetkul läßt einen Brief an seinen Vater, den Schwarzen Khan Kutschum, schreiben und bittet ihn, den Kampf gegen Jermak zu beenden, wenn ihm das Leben des Sohnes lieb sei, der sterben müsse, wenn der Widerstand fortdauere.

Die Kosaken, vor allem der ewig unzufriedene Meschtscherjak, murren ein wenig, finden die Freundlichkeiten, die Mahmetkul erfährt, unerträglich und verstummen verdutzt, als Kutschum die Kampfhandlungen wirklich einstellt und aus Sorge um den Sohn sogar Lastkarawanen mit Kostbarkeiten, Leckerbissen und Kumyß nach Isker schickt.

Nun scheint Jermak die Zeit gekommen, den Stroganoffs in Perm und dem Zaren in Moskau die Eroberung Sibirs zu melden; das soll in gehöriger Form durch eine Gesandtschaft geschehen. Wer ist fähig, sie anzuführen? Wer hat Kraft und Klugheit genug, die Gefahren der Reise zu bestehen und die mitgegebenen Geschenke unversehrt bis in den Kreml zu schaffen?

Da ist Mitja, der Riese, treu und bieder, doch leider so redeungewandt, wie ein Bär es eben ist! Und Meschtscherjak? Weiß man, was der Schurke dem Zaren erzählt? Vielleicht zöge er es sogar vor, mit den Geschenken irgendwo längs des Dons zu verschwinden! Jurjew ist erschlagen worden. Es bleibt nur Iwan Kolzo übrig, der Herzbruder Jermaks.

Kolzo streicht sich verlegen Bart und Haupthaar; er meint, es sei ein schlimmer Auftrag für ihn, nach Moskau zu gehen, wo er einst unter dem Galgen dem Henker entsprang; von Rechts wegen werde man ihm die Schlinge um den Hals legen.

Jermak sieht die Sache anders an und antwortet, man habe noch nie davon gehört, daß der Zar – Gott segne ihn! – einen Gesandten, der reiche Geschenke überbringe und ihm ein neues Reich zu Füßen lege, an alte peinliche Geschichten erinnere.

Iwan Kolzo muß sich, so unangenehm ihm der Befehl auch ist, in den Sattel schwingen. Höchste Zeit, daß Nachschub über den Ural herüberkommt und eine stärkere Faust als die der Räuber die Macht über Sibirien ergreift. Pulver fehlt, das letzte Korn ist verschossen. Nur noch 450 Kosaken sind übriggeblieben, und die Feindschaft der Tataren flackert von neuem auf.

Iwan und Jermak umarmen sich, und Kolzo begibt sich auf den Weg, der so lang ist wie die Straße von Konstantinopel bis Lon-

don, nur daß er durch wilde Wälder und Gebirge und mancherlei Fährnisse führt.

Den Stroganoffs erscheint Iwan Kolzo, als er in Perm eintrifft, wie ein rettender Engel, den der Himmel sandte. Sie haben mit den Beamten des Zaren bösen Ärger gehabt. Zar Iwan beschuldigt die Kaufherren, sie hätten auf eigene Faust gehandelt und einen Krieg mit dem Schwarzen Khan vom Zaun gebrochen.

Iwan der Schreckliche kann jetzt keinen Brand an den östlichen Grenzen gebrauchen, denn sein Krieg mit den Schweden zieht sich recht ungünstig in die Länge, und in Moskau selbst hat sich – allerdings ohne Erfolg – die Strelitzengarde gegen ihn erhoben.

In Perm ist daher ein kaiserliches Schreiben eingelaufen, dessen Inhalt den Stroganoffs den Schweiß auf die Stirn treibt. Sie beraten seit Tagen, wie das aus dem Kreml drohende Unheil abzuwenden wäre; und in diese trübe Stimmung platzt Iwan Kolzo herein mit der Kunde vom Siege Jermaks und beladen mit Schätzen, bei deren Anblick ihnen der Atem stockt. Ach, welch eine wunderbare Stunde, die Erlösung aus allen Ängsten!

Maxim und Semjon Stroganoff segnen Kolzo und schicken ihn sofort als ihren Vermittler nach Moskau weiter; sie reiten selbst in die Hauptstadt.

Der einstige Straßenräuber wagt es, den Kreml zu betreten und sich dem Thron des Zaren zu nahen. Um den Teppich nicht zu beschmutzen, legt er seine Lammfellmütze auf den Boden und kniet darauf. Er beugt den Rücken nicht mit der hündischen Demut der Sklaven. Frei ist sein Blick, sein Haupt erhoben.

»Großer Zar!« sagt Iwan Kolzo, »dein Hetman Jermak Timofejewitsch sendet mich. Er meldet dir, daß er das Land Sibir erobert hat und es deiner Majestät unterstellt. Was ich mitbringe, ist nur ein kleiner Teil des Tributs, der dir zufließen wird.«

Kolzo winkt seinen Kosaken, die hinter ihm knien, und sie schleppen zweitausendvierhundert feinste Zobelfelle, fünfzig ausgesuchte Biberbälge und zwanzig der seltenen Schwarzfüchse in den Saal, häufen dazu noch Goldgeräte, Teppiche aus Buchara und chinesische Seidenballen.

Der Zar betrachtet die Gaben; sein finsteres Gesicht wird heller. Vielleicht wird es sich doch lohnen, dieses Land Sibir als Provinz

dem russischen Reich einzugliedern. Sein Berater, der heimtückische Maljuta Skuratow, flüstert ihm ins Ohr, Iwan Kolzo sei ein wegen Straßenraubes zum Tode verurteilter und aus den Händen des Henkers entsprungener Verbrecher.

»Brüderchen«, grollt der Zar, »kennen wir uns nicht? Warst du nicht schon einmal in Moskau?«

»Mag sein, Väterchen«, erwidert der Kosak, »doch ist das schon so lange her, daß man darüber nicht mehr sprechen sollte.«

Zar Iwan bricht in ein breites Gelächter aus und droht mit dem Finger, und weil er nun schon guter Laune ist, befiehlt er, aus der Waffenkammer zwei Prunkrüstungen samt schönen Schwertern zu holen, die eine für den Ataman des Zaren, Iwan Kolzo, die andere für den Hetman Jermak; außerdem ordnet er an, daß Fürst Wolchowskij und der Bojar Iwan Gluchow sich bereit zu machen hätten, demnächst mit tausend Kriegern nach Isker aufzubrechen, um Jermak Hilfe zu bringen; Pulver, Blei und Flinten seien dieser Truppe reichlich mitzugeben.

Gnädig erhebt der Zar die Stroganoffs in den Adelsstand.

Am Abend geben die beglückten Kaufleute im Hause des Bojaren Boris Godunow ein Gelage für ihre Moskauer Freunde; sie haben Grund genug, die Becher zu schwingen.

Jermaks Sache scheint gerettet, doch die Huld des Zaren wird für ihn zum Fluch. Kaum hat er aufgehört, ein Abenteurer und Freibeuter zu sein, wendet sich das Glück gegen ihn.

Während Iwan Kolzo unterwegs nach Sibirien ist, überholen ihn Kuriere des Zaren, um Prinz Mahmetkul nach Moskau zu eskortieren.

Diesem Befehl zu trotzen, wagt Jermak nicht, obwohl er mit dem Prinzen seine beste Waffe gegen Kutschum-Khan verliert.

Nach seiner Ankunft in Isker hört Iwan Kolzo, daß sich dort inzwischen vieles verändert hat. Die Pelztribute der Tatarenfürsten sind seit einigen Monaten ausgeblieben, und Jermaks Truppe ist viel zu schwach, um die Säumigen zu züchtigen.

Bald zeigt es sich, daß die Stroganoffs keine ihrer Nachschubversprechungen einhalten, und die Truppen des Zaren haben ebenfalls keine Eile, zu ihm zu stoßen; er braucht ihre Hilfe wie das liebe Brot, weil seine Lage von Tag zu Tag schwieriger wird.

Als der Tatarenfürst Karatscha höhnische Botschaft schreibt, er werde in Zukunft nicht ein einziges Kaninchenfell als Tribut schicken, muß Jermak seinen Herzbruder Kolzo nordwärts senden, um nach dem Rechten zu schauen. Mehr als vierzig Kosaken und gute Ratschläge kann er ihm nicht mitgeben. Hochgewachsen, mit seinen fünfzig Jahren unverändert ein Herkules an Kraft und Behendigkeit, den kurzen, schwarzen Bart im Viereck geschnitten, die hellen grauen Augen unter buschigen Brauen immer noch frisch, schüttelt Kolzo zum Abschied Jermak die Hand. Sie küssen sich auf Wangen und Mund und umarmen sich, ehe Kolzo davonreitet, an der Seite das glänzende, vom Zaren empfangene Schwert.

Vier Wochen vernimmt Jermak nichts von seinem Gefährten; dann trifft eine furchtbare Nachricht ein, die alles in Frage stellt.

Ein Kosak in zerfetzter Kleidung ist der Unglücksbote. Er jagt ins Lager von Isker, blutige Strähnen hängen ihm in die Stirne. Sein Pferd bricht vor dem Quartier des Hetmans zusammen. Noch ehe er keuchend zu sprechen beginnt, weiß Jermak, was geschehen ist; sein Herzbruder lebt nicht mehr.

Khan Karatscha hat Iwan Kolzo und dessen Trupp jählings überfallen und alle ermordet bis auf diesen einen Reiter, der zu entfliehen vermochte.

Jermak kann gerade noch annähernd dreihundert Kosaken aufbieten, eine lächerliche Zahl. Dennoch läßt er sie zu Pferd steigen, obgleich ihre Flinten ohne Pulver und Blei nutzlos sind und die blanke Klinge ihre einzige Waffe bleibt.

Der Pulk rast durch die Steppe nach Norden. Die Kosaken suchen den verräterischen Fürsten Karatscha, und sie stöbern ihn auf, werfen sich nachts wie Rachegötter in sein Jurtenlager und hausen gleich Wölfen; der wütend Gesuchte aber entrinnt in der Finsternis dem Getümmel, nur seine Söhne fallen.

Es ist der letzte Sieg des Hetmans.

Die Flammen, die er so oft in die Zelte seiner Feinde schleuderte, schlagen als Lohe eines allgemeinen Aufstandes der Unterjochten über ihm und den Seinen zusammen.

Die tatarischen Stämme, Kirgisen, Wogulen, Burjäten und Samojeden, erheben sich. Wieder rufen Trommeln, Knochenflöten und Geisterglocken die Sibiriaken, mit Pfeil und Bogen sich zu sammeln. Von allen Seiten schwillt die Gefahr heran.

Das Frühjahr 1584 hebt an. Die Wege sind Schlammbäche, die Steppen Morast, die Wälder versumpft, Iris, Akelei und Steppenlilien blühen in verschwenderischer Fülle.

Jetzt endlich trifft Fürst Wolchowskij mit dem Nachschub ein. Er hat versucht, den Ural mit Pferden zu überschreiten und ist unter unsäglichen Mühen an den Ufern der Tura und des Tobol entlanggezogen anstatt Boote oder Flöße zu benutzen. Fast die gesamte kriegerische Ausrüstung, Flinten, Pulverwagen und die einzige Kanone, blieben unterwegs stecken. Was der unvernünftige Befehlshaber nach Isker bringt, besteht aus einer Schar zerlumpter und kranker Männer, die vorerst ausruhen müssen; er selbst stirbt gleich nach seiner Ankunft.

Jermak führt den Krieg, der nun beginnt, wie ein Rasender. Mit seiner einzigen Sotnie Kosaken fliegt er hin und her, wohin es ihm gerade erforderlich erscheint. Die Tataren wirbeln wie Spreu vor ihm auseinander, und es geht über Erwarten gut mit seinen Vorstößen bis zur Unheilsnacht des 4. August 1584.

Ein Wetter hängt über Sibirien, als braue die Hölle es zum Empfang eines großen Sünders zusammen. Regen strömt in dichten Schnüren herab, Sturm faucht in heulenden Stößen durch den Birkenwald; der Irtysch donnert mit lehmigen Wogen zu Tal.

Die Kosaken – Jermak ist nicht dabei – rudern stromauf, besessen von der Gier, den Schwarzen Khan Kutschum zu fangen. Zur Nacht zwingt sie ihre Erschöpfung, die Boote zu verlassen. Sie legen sich auf einer kleinen Insel unter den Zeltdecken schlafen, nachdem sie ein paar Feuerchen entzündet haben, die der Regen bald verlöscht.

Khan Kutschum hat viele Augen. Versteckt hinter Ufergebüsch, kauern seine Späher und verfolgen das Tun der Kosaken, und als sich die Männer Jermaks, eingehüllt von Dunkelheit, Nässe und Sturm, auf der Insel sicher wähnen, holt der Schwarze Khan zum Schlag aus.

Flöße, Kähne und aufgeblasene Fellsäcke, dicht besetzt mit Mongolen, stoßen lautlos ins Wasser; ungesehen erreichen sie die Insel. Im nächsten Augenblick bricht die Übermacht auf die Schläfer nieder.

Wieder gelingt es nur einem einzigen zu entrinnen und Isker zu erreichen.

Jetzt erlebt Jermak seine »Noche Triste«, die Cortez ein Menschenalter vorher auf den Dämmen Mexikos durchkämpfte. Wie der spanische Konquistador handelt auch der große Hetman; er legt die vom Zaren geschenkte Rüstung an, stellt sich an die Spitze seines letzten Häufleins und rast zur Insel des Unheils, woher – obgleich Stunden verstrichen sind – immer noch Kampfgeschrei zum Ufer herüberschallt.

Jermak überlegt nicht lange. Er muß handeln. Seine gepanzerte Faust weist auf die Insel, die über dem reißenden Flußarm mit Schilf und Buschwerk emporragt, und er wirft sich – wie er es hundertmal als Kosak an Wolga und Don getan – in die aufspritzenden Wogen. Seine Gefährten zaudern nicht, ihm zu folgen.

Der Hetman holt mit weitausgreifenden Bewegungen aus und bleibt dennoch hinter den anderen Schwimmern zurück. Die schwere Rüstung hindert ihn und zerrt ihn schließlich in die Tiefe hinab. Ungehört verhallen seine Hilferufe im Brausen des Irtysch.

Die Rüstung, mit der ihn Iwan der Schreckliche ehrte, wird dem Eroberer Sibiriens zum Sarg.

Die Kunde vom Tod des Hetmans erschüttert die von ihm geschaffene Herrschaft. Meschtscherjak glaubt, seine Stunde sei endlich gekommen; er, der letzte alte Führer, reißt das Kommando an sich, und die Kosaken verwandeln sich in kurzem wieder in die wilde Räuberbande, die sie einst waren. Sie schleppen die Schätze aus den Zelten auf die zur Flucht bereiten Flöße und Boote und fahren davon. Bedenkenlos verlassen sie Isker, geben Sibirien auf und trollen sich den Uralbergen zu. Während sie sengend, mordend und raubend durch das Land toben, werden sie selbst zu Gejagten und zur leichten Beute der Tataren. Meschtscherjak findet seinen Lohn; er wird erschlagen wie ein Hund.

Im gleichen Jahr stirbt zu Moskau Zar Iwan der Schreckliche im Wahnsinn.

Das Moskowiterreich, von einer polnischen Invasion bedroht und von den Wirren um den falschen Demetrius erschüttert, gerät in eine schwere Krise. Jermaks Werk, die Kolonisierung des sibirischen Landes, scheint endgültig vernichtet.

Jetzt endlich greifen die Stroganoffs in den Säckel, um aus den Trümmern zu retten, was zu retten ist. Im nächsten Jahr stoßen sie von neuem vor, besetzen Tschinga-Tura, gründen dort die erste russische Stadt auf sibirischem Boden und nennen sie Tjumen. Sie nehmen neue Kosakenscharen in ihre Dienste, die auf Jermaks Spuren ins Land eindringen und 1590 die Stadt Tobolsk zum Mittelpunkt der russischen Macht in Sibirien machen.

Ein Jahrzehnt später flieht der letzte Tatarenkhan ins Innere Zentralasiens. Der Osten liegt offen und wehrlos vor den Eroberern, die ununterbrochen, von stetigem Nachschub gestärkt, vorwärts dringen. Im Jahre 1610 erreichen die Vortrupps das Eismeer, 1639 den Grenzfluß zur Mandschurei, den Amur, und damit die Grenze Chinas.

Als in Westeuropa der Frieden von Osnabrück und Münster den Dreißigjährigen Krieg beendet, steht der Kosak Deschnew an der Nordostspitze Asiens, an der Beringstraße; zum erstenmal erfährt Rußland, daß Asien und Amerika zwei getrennte Kontinente sind.

Für den russischen Weltstaat der Zukunft liegt ein Sechstel des Erdumfangs bereit, und kein Volk lebt darin, das fähig und willens wäre, den Moskowitern den Aufstieg, der mit einer Handvoll kühner und bedenkenloser Abenteurer begann, streitig zu machen.

Der noch unfertige junge Großstaat wächst naturhaft, langsam und zäh als eine Macht abendländisch-östlicher Prägung drohend über dem Norden Chinas empor.

Teezeremonie und Trampelbretter

Aus den Weiten des europäischen Kontinents haben sich die russischen Eroberer unaufhaltsam nach Osten vorgeschoben und stehen nach Überwindung der sibirischen Räume, die zu durchreiten viele Monate beansprucht, nahe an den alten Kulturen Chinas, Koreas und Japans; zugleich aber erfolgt auf diese Länder der gelben Rasse ein zweiter Angriff vom Meer her. Das Europa der Renaissance tastet sich von den Faktoreien in Indien und Ozeanien zur ostasiatischen Küste vor.

Im Jahre 1498 landet Vasco da Gama in Kalikut; 1510 wird die

Faktorei Goa in Indien errichtet; 1511 kommt es zur Niederlassung in Malakka und zur ersten Landung der Portugiesen auf Java; 1518 sitzen portugiesische Kaufleute in Colombo auf Ceylon, 1542 tauchen sie am Strand der japanischen Insel Kiuschu auf und erlangen 1557 das Niederlassungsrecht in Macao, nicht weit von der chinesischen Küste. Von Osten heransegelnd, erreicht die Expedition Magellans unter spanischer Flagge 1521 die Ladroneninseln und die später als Philippinen bekannte Inselgruppe. Seit 1522 gibt es Europäer auf Borneo, 1528 auf den Karolinen und in Nord-Guinea. Die schöne Inselwelt zwischen der Celebes-See und dem Ostchinesischen Meer wird 1543 nach dem spanischen Thronfolger Philipp benannt, und im selben Jahr wird ein erster Kolonisationsversuch auf Luzon unternommen; am 27. April 1565 betritt der spanische Kapitän Lopez de Legaspi die Insel Zebu, und am 23. Juni 1569 erklärt die spanische Krone die Philippinen zu ihrer Kolonie.

Die Portugiesen fassen 1579 auf Java Fuß und drängen sich als Konkurrenten der mohammedanischen Sultane in den Sundahandel ein. Im Jahre 1594 erscheinen die Holländer, bald darauf die Engländer und tragen den in Europa fortschwelenden Kampf zwischen den Ländern der Reformation und der Gegenreformation nach Asien. 1610 besetzen die Holländer das javanische Djakarta und gründen 1619 ihre eigene Kolonialhauptstadt Batavia.

Alle diese Eroberer und Kolonisatoren verschiedenen Volkstums und Glaubens kommen aus europäischen Häfen und segeln in eine ihnen fremdartige, unverständliche exotische Welt. Die Karavellen und Galeeren führen in den Frachträumen die Tauschgüter des Abendlandes mit: neben billigem Tand, Glasperlen, buntem Tuch und Eisenwaren vor allem die gefährlichen Errungenschaften der Heimat, Schußwaffen, Pulver und Blei. Die Kaufleute erhoffen von ihrer Ladung hundertfachen Gewinn im Tauschhandel auf den Gewürzmärkten, im Geschäft mit Edelholzhändlern und übermäßiges Entgelt aus den Schatzkammern naiver Fürsten. Die Schiffe starren freilich auch von Kanonen und haben wüstes Volk an Bord; die Kapitäne, Gouverneure und Offiziere träumen von Herrschaft, Macht und gewaltsamer Beute, sie spähen wachsam aus nach den Schwächen der fremden reichen Städte und Länder, den gepanzerten Fuß, sofern sich die kleinste Gelegenheit bietet, in eine unvorsichtig geöffnete Tür setzend.

Auf den Schiffen Europas fahren allerdings auch die Missionare der christlichen Kirche, deren Gepäck aus Abendmahlskelchen, Kruzifixen, gottesdienstlichen Gewändern, Rosenkränzen und heiligen Büchern besteht, und die im Bewußtsein, Christi Auftrag zu erfüllen, ausziehen, Seelen zu gewinnen.

Europa betritt Asien in der Gestalt des Händlers, des Eroberers und des Missionars, wie sollen die Menschen dieses Kontinents die dreifach verschiedene Verkörperung des Abendlandes begreifen? Wie den Zwiespalt zwischen Jesuiten und Franziskanern oder Dominikanern erfassen oder gar die abgründige Kluft zwischen Katholiken und Protestanten enträtseln? Und welchen Reim sollen sie darauf finden, daß ihnen der westliche, zweifellos mächtige Erdteil nie geschlossen, stets in sich verfeindet begegnet? Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer sind, wo sie sich auch begegnen mögen, Erzfeinde, die sich bis aufs Messer bekämpfen.

Diese Widersprüche und Risse im Antlitz der vordringenden Lebenswelt Europas werden dem Osten erst allmählich sichtbar. Zunächst scheint die Berührung zwischen Ost und West im friedlichen Zeichen von Hoffnung und Freundschaft zu stehen.

Die Schatten, die schon früh auf das gute Verhältnis von Gelb und Weiß fielen, sind vergangen, und die Vision, die Franz Xaver 1552 hatte, als er angesichts der nahen Küste Chinas starb, will sich offenbar verwirklichen.

Der Osten erschließt sich der christlichen Mission.

Besonders auf dem ersten Wirkungsfeld Franz Xavers, auf der südjapanischen Insel Kiuschu, macht das Christentum beste Fortschritte. Die Nachfolger des Apostels, gut vorbereitet für ihre Aufgabe, sind vertraut mit Sprache, Sitte und Mentalität der Japaner. Ihre selbstlose, achtunggebietende Arbeit, ihr makelloser Lebenswandel, die von ihnen errichteten Krankenhäuser und Schulen, die Pracht des christlichen Gottesdienstes und die überlegenen Kenntnisse der Missionare in der Astronomie, Mathematik, Medizin und Schiffsbaukunst beeindrucken nicht nur das niedere Volk und die Samurais, sondern bald danach auch den hohen Adel und die Landesfürsten.

Im Jahre 1563 nimmt der Fürst von Omura, Herr eines kleinen

Gebietes auf Kiuschu, die Taufe, und 1570 kann der Jesuit Organtino frohen Herzens nach Rom schreiben, er zähle an zwanzigtausend getaufte Christen und hege die Hoffnung, innerhalb zehn Jahren ganz Japan zum Glauben an den Heiland zu bekehren.

Die Kenntnis der Verhältnisse Japans vermehrt sich dank des regen portugiesisch-japanischen Handelsverkehrs und der Tätigkeit der Jesuiten sehr rasch. In Goa erscheint 1568 der vom portugiesischen Kosmographen Fernao Vaz Dourado zusammengestellte, farbig bemalte Atlas Südjapans, ein Zeichen dafür, wie eingehend man sich mit dem Inselreich beschäftigt und wie vertraut man damit schon geworden ist.

Freilich, die Kluft der Fremdheit zwischen beiden Kulturwelten hat sich zwar verschmälert, doch sie besteht fort.

»Neun Fuß hoch, der Kopf im Verhältnis zum Körper klein, das Gesicht rot, die Augen rund, die Nase lang. Von der Seite gesehen hat er herabhängende Schultern; sein Mund reicht von einem Ohr zum anderen, und seine weißen Zähne gleichen denen eines Pferdes. Seine Fingernägel gleichen Krallen des Bären. Er sieht sehr demütig drein, und seine Stimme klingt wie das Gurren einer Taube. Wenn er die Arme hebt, möchte man meinen, eine Fledermaus mit ausgespreizten Flügeln vor sich zu haben. Es ist ein scheußlicher Anblick . . .«

Mit diesen Worten beschreibt ein japanischer Chronist 1552 den Jesuitenpater Organtino. Der Anblick der rotgesichtigen »Südbarbaren« – man nennt sie so, weil sie über das Südmeer kamen – ist etwas, woran sich die Menschen der Inseln erst gewöhnen müssen, doch die Patres tun alles, sich den örtlichen Gegebenheiten anzugleichen. Sie lernen, die Vornehmen und die Beamten mit den ihnen gebührenden Titeln und lobenden Beiwörtern anzureden, sich auf japanische Art zu setzen, zu verbeugen, die schwierigen Höflichkeitsformeln zu gebrauchen und die üblichen Tischsitten zu beachten. Sie sprechen so gut Japanisch, daß sie in der Lage sind, an den Teezeremonien teilzunehmen, den geistvollen Nô-Spielen zu folgen und sogar eigene Diskussionsabende zu veranstalten.

Ihre Messen werden gern besucht, weil sie Auge und Ohr

Alte Nô-Spielmaske aus Japan

beschenken. Weihrauch, liturgische Gewänder, gregorianische Choräle und die milde Lehre Christi tun ihre Wirkung. Fleißige Patres übersetzen wichtige europäische Bücher ins Japanische, und seitdem sie sich mit einem portugiesischen Handelsschiff eine Druckerpresse haben kommen lassen, besitzen sie die Möglichkeit, christliche und europäische Werke billig und in großer Menge zu verbreiten. Dabei sind sie bildungsbeflissen genug, auch die Schriften des Konfuzius und andere chinesische Bücher in europäische Sprachen zu übertragen und zu drucken.

Die Mission inmitten eines tief im Aberglauben verstrickten, in tausend Sekten zerklüfteten Volkes, dessen allgemeiner Bildungsstand noch niedriger ist als derjenige Europas in dieser Zeit, verlangt die Anwendung stets neuer und ungewöhnlicher Mittel. In Kagoschima kommt es einmal zu einem Wettstreit zwischen einem japanischen Magier und Pater Almeda. Der »Bonze« streicht dem Missionar vor vielen Zuschauern Zaubersalben auf, berührt ihn mit Götzenbildern und allerhand Reliquien, wickelt ihm Schlangen um den Hals und nimmt schreckliche Beschwörungen vor, wobei der unerschrockene Pater beharrlich mit hocherhobenem Kruzifix und Gebeten antwortet. Die Verzauberung mißlingt; die Zuschauer sind davon so stark beeindruckt, daß sich auf der Stelle einige Dutzend taufen lassen.

Ein andermal, als ein Daimyo, beunruhigt von den Missionserfolgen der Fremden, die Predigten verbieten will, wenden die Jesuiten seinen Sinn, indem sie ihm die Vorteile des portugiesischen Handels vor Augen halten und beiläufig erwähnen, sie könnten ihm wunderbare europäische Warenlieferungen vermitteln. Notgedrungen arbeiten sie mit den europäischen Kaufleuten und selbst mit gewalttätigen Kolonialherren als ihren einzigen Schutzgebern zusammen.

Eine glänzende Möglichkeit eröffnet sich den Jesuiten auf Kiuschu, als sie anläßlich des Besuches eines päpstlichen Legaten eine Einladung in die erneuerte Hauptstadt Kyoto empfangen. Der große Feldherr Nobunaga bittet den Legaten um seinen Besuch.

Die Insel Kiuschu ist zu jener Zeit nur sehr locker mit dem japanischen Reich verbunden, dessen Schwerpunkt auf der Hauptinsel Hondo liegt. Dort bestimmten bis in die jüngste Vergangenheit Kriegsrecht, Fehdewesen und das Ringen der Ritterschaft die

geschichtlichen Ereignisse; die Zustände waren nicht viel anders als im alten Europa, nur daß der japanische Kaiser zu Kyoto ein völlig bedeutungsloses Schattendasein führte.

In einem alten Klostertagebuch klagte der Schreiber über die unseligen Zustände des ewigen Streites:

»O weh! In welcher Welt befinde ich mich! Krieg hier und Krieg dort! Niemand seines Lebens sicher, niemandes Eigentum wert, sein eigen genannt zu werden! Das ist keine Gegenwart, um Gebete zu sprechen oder über heiligen Schriften zu brüten. Ehe die Religion Gehör erlangen kann, müssen erst die menschlichen Leidenschaften rasten gelernt haben. Solche Zeiten rufen nach Kriegern, nicht nach Priestern, nach Taten mehr als nach Gebet. Ich aber bin zu einem Beruf erzogen, der nicht in dieses Zeitalter paßt, in dem ich lebe. So will ich Laie und Soldat werden und sehen, was ich tun kann, um den Kampf zu mildern, mit dem die Menschen ihr irdisches Dasein verbringen . . .«

Pater Organtino hat diese längst verklungene Klage eines buddhistischen Mönches in der Ursprache gelesen, und japanische Freunde haben ihm versichert, es hätten sich seitdem die Zustände auf der Hauptinsel Hondo nur wenig verändert. Er ist gerecht genug, sich einzugestehen, daß die Dinge in Europa um kein Lot besser sind. Dort führt der zügellose Landsknechtskrieg Anno 1527 zur Plünderung Roms, die Kämpfe katholischer und protestantischer Fürsten verheerten Deutschland, in Frankreich stritten Ligisten und Hugenotten um den Sieg und in England die Stuarts und Tudors. Schier endlos ist die Kette europäischen Haders, nicht besser als die gräßliche Feudalkampfepoche, die seit langer Zeit die japanischen Inseln foltert.

Hier wie dort reiten gepanzerte Scharen über die verfallenen Landstraßen, ziehen spießbewehrte Söldnerhaufen und oft auch Räuberbanden kreuz und quer durch die Provinzen. In Europa heißen sie Ritter, Edelleute und Feldhauptleute, hier nennt man sie Samurais, Buschi und Schogune.

In den Kämpfen um die eigentliche Herrschaft in Japan wurde seit Jahren immer öfter der Name Nobunagas genannt. Die Patres vernahmen von Japanern und aus Briefen von Mitgliedern ihres auf Hondo tätigen Ordens manches vom Aufstieg dieses Mannes,

der Franz von Sickingen gleichen mochte oder vielleicht ein zweiter, besserer erfolgreicherer Cesare Borgia war.

Dieser japanische Condottiere, als Sohn eines Feudalherren aus dem ehrwürdigen Geschlecht der Taira auf Schloß Bitschu geboren und zum Kriegshandwerk ausgebildet, hatte sich in einer Reihe von Kämpfen mit anderen Truppenführern zum Schwert des machtlosen, in Kyoto residierenden Kaisers gemacht. Sein Ziel schien die Wiederherstellung der nationalen Einheit und der Kaisermacht zu sein. Er führte seine Samurais, Landsknechte und Buschis gegen die unentwegt nach neuen Lehen strebenden Feudalfürsten, gegen die übermütige, verweltlichte Priesterschaft, die mit ihren Mönchsheeren das allgemeine Chaos noch mehr verwirrte, und er kämpfte stets im Namen des Kaisers, dem er in der wiedererrichteten Hauptstadt Kyoto einen neuen Palast erbaut hatte und den er mit ausreichenden Einkünften ausstattete.

Er beseitigte das Reichsfeldherrnamt, das Schogunat, der Familie Aschikaga, verschaffte der Kaiserherrschaft wieder Achtung und setzte eine Art Landfrieden auf Hondo durch.

Eine der bedeutsamsten Taten Nobunagas, von der die Patres auf der abgelegenen Insel Kiuschu hörten, war die Erstürmung des reichen, befestigten Klosterberges Hieisan über Kyoto. Etwa 400 kostbare Tempel – so erzählt man – seien dabei verbrannt und mehr als ein Dutzend riesiger Klosteranlagen vernichtet worden. Die Schläge, die der kaiserliche Feldhauptmann Nobunaga den Priestern versetzte, richteten sich nicht gegen die buddhistische oder schintoistische Religion, sondern galten allein der politischen und weltlichen Entartung des Klerus. Trotzdem mochten diese Vorkommnisse den Saatboden für die christliche Mission aufgelockert haben.

Die Schiffer auf Kiuschu, die über die japanische Inlandsee oft nach Hondo fahren, berichten, daß die verhältnismäßige Ruhe, die jetzt auf der Hauptinsel eingekehrt sei, sich als beständig zu erweisen scheine. Die eiserne Faust des Nobunaga habe wirklich Ordnung und ein gewisses Maß von Sicherheit geschaffen.

Die günstigen Nachrichten wiederholen sich. Ein Jahrzehnt nach der Einäscherung der Klöster auf dem Berge Hieisan melden die Jesuiten, die sich vor längerer Zeit in Kyoto seßhaft gemacht haben, daß es im japanischen Kernland bereits 150 000 Getaufte, 59 jesuitische Missionare und 200 Kirchen gebe, deren

schönste die von Nobunaga gestiftete und mit reichen Einkünften ausgestattete »Nambanji« von Kyoto sei.

Die Einladung des mächtigen Feldherrn löst bei den auf Kiuschu arbeitenden Missionaren große Freude aus. Pater Organtino wird dazu bestimmt, als Sprach- und Landeskundiger den Legaten und Generalvisitator in die Hauptstadt zu begleiten.

Die Reise nach Kyoto ist für die beiden Jesuiten und ihr japanisches Gefolge kaum weniger anstrengend als jene Fahrt, die Franz Xaver vor einem Menschenalter auf sich nahm. Doch finden sie eine aufblühende, von zahlreichem Volk wiederbelebte Hauptstadt vor, über der auf den Höhen die Ruinen des Klosters Hieisan gleichsam als düstere Warnung aus den Kiefernwäldern ragen.

Nobunaga befindet sich nicht in Kyoto, und so müssen sich der Legat und Pater Organtino mit einigen Ordensbrüdern der Nambanji-Mission an den nicht weit entfernten Biwasee begeben, wo sich der Feldherr in seinem Lustschloß Azuchi aufhält.

Der See liegt, von verschilften Ufern umsäumt, eingebettet zwischen spitzkegeligen Bergen nördlich von Kyoto. Schloß Azuchi besteht aus einer malerisch unter feinästigen Kiefern und Ahornbäumen hingelagerten Gruppe von Gebäuden, die sich auf gemauerten Podesten erheben. Sie sind aus edlen Hölzern aufgeführt, haben durchscheinende Papierfenster und lackierte Holzornamente unter den geschweiften, mit glasierten farbigen Ziegeln bedeckten Dächern, bunte Traufen und bronzene Figuren auf den Firsten.

Samurais empfangen die Gäste mit außerordentlicher Höflichkeit und geleiten sie zunächst in eine große, farbig lackierte Halle, wo ihnen ein Hofbeamter mitteilt, sie hätten die Ehre, an der Teezeremonie teilzunehmen; er bittet die Gäste, sich noch eine Weile zu gedulden.

Fragend blickt der päpstliche Legat auf Pater Perez, der seit mehr als einem Jahrzehnt am Seminar in Kyoto tätig ist und die japanischen Verhältnisse noch besser als Pater Organtino kennt.

»Eine besondere Auszeichnung, Reverendissime!« erklärt Pater Perez. »Die Teezeremonie ist ein Sinnbild der kulturellen Entwicklung dieses Volkes. Der Tee wurde hier schon vor Jahrhunderten aus China eingeführt und ursprünglich als Heilmittel

benützt. Mönche des Zen-Ritus machten die Sitte des Teetrinkens zur nationalen Leidenschaft; sie lehrten, man könne durch Teetrinken das Leben verlängern.

In den verworrenen Zeiten der Feudalkämpfe standen die Menschen oft dem Tod gegenüber, besonders die Angehörigen des Schwertadels. Aus dem verständlichen Wunsch, einen Ausgleich zu schaffen, der die Fragwürdigkeit des Daseins vergessen ließ, entwickelte sich das ›Tôcha‹-Spiel – der Teewettstreit. Dabei kommt es darauf an, die Verfeinerung des Geschmacks durch das Kosten verschiedener Teesorten zu erproben und zu erraten, welche Sorte serviert wurde. Oft artete die Veranstaltung in dieser wilden und gesetzlosen Zeit allerdings in blutigen Kampf und allgemeiner Rauferei der Parteien untereinander aus.«

»Mein lieber Perez«, seufzt der Legat, »was sollen wir bei solchen barbarischen Spielen?«

Samurai bei der Pferdedressur. (Detail aus einem japanischen Wandschirm, 16. Jahrhundert)

»Vergebung, Reverendissime!« erwidert der Pater, »ich sprach von einer lange zurückliegenden Vergangenheit. Aus dem Teewettstreit ist indessen die Teezeremonie geworden, ein geistiger, den Exerzitien vergleichbarer Vorgang, bei dem es nur auf das geisterfüllte, verinnerlichte Beisammensein von Menschen ankommt. Der erste große Lehrer des sogenannten ›Tee-Weges‹ war der Maler, Dichter und Zen-Mönch Murata Mokiji. Er lebte als Abt des Daito-ku-Tempels, des Haupttempels der Rinzai-Schule. Man nennt ihn heute den ›Tee-Meister‹. Und der zweite Lehrer des ›Tee-Weges‹ stammt aus einer Ritterfamilie, den dritten der Lehrer aber, Sen no Rikyû, werdet Ihr, Reverendissime, heute hier antreffen, wie mir der Hofbeamte mit höchster Ehrfurcht vor dem berühmten Mann zuflüsterte. Rikyû ist der Schöpfer der ›vollendeten Teezeremonie der Erlösung‹.«

»Genug, genug!« ruft der Legat und hebt in lächelnder Abwehr die Hände. »Ich glaube es ja, lieber Freund, daß Ihr bereits ein halber oder ganzer Japaner geworden seid und die Sitten dieses liebenswürdigen Volkes aufs genaueste kennt. Was aber soll ich anfangen, der ich nur etliche Brocken Japanisch verstehe und für den alles ganz unverständlich bleiben wird? Erklärt mir schnell, ehe man uns zu dieser Teezeremonie befiehlt, was der Sinn ist und wie sie verläuft und wie man sich dabei richtig verhält!«

»Wie Ihr wünscht, Reverendissime«, beeilt sich der Pater zu versichern, »aber ich müßte Euch noch berichten, daß es vor allem Zen-Mönche und Ritter waren, die den Tee-Weg erdachten, daraus erst könnt Ihr begreifen, was ich zu sagen habe. Die Teezeremonie wird von denselben Idealen beherrscht, die dem Zen-Glauben und dem Schwertadel heilig sind. Man muß alles Unwesentliche aus den Gedanken verbannen und intuitiv erfassen, was wahrhaft wesentlich ist. Die Zen-Schule beruht auf dem chinesischen Taoismus, jener Weltschau, für die Harmonie mit den nur erfühlbaren Kräften des Himmels, der Erde und des Geistes Hauptanliegen sind. Darum will der Tee-Weg das ganze Innere des Menschen ergreifen. Man soll sich bemühen, den Urgrund des Seins zu erleben, statt ihn durch verstandesmäßige Folgerungen zu ergründen. Wer dem Tee-Weg folgt, muß sich von allen störenden Einflüssen der Außenwelt frei machen, er soll das ›Innen‹ suchen, das Einfache, Schöne, das Nicht-Laute, die schwingende Stille, das, was Buddha die ›innere Meeresstille‹

nennt. So erlebt der wahre Kenner der Teezeremonie das Eins-Sein mit der Schöpfung, so dringt er zum Kern des Daseins vor. Vorbedingung ist, daß man sich auf vier Forderungen eingestellt hat, bevor man zur Teestunde schreitet, auf Ehrfurcht, Harmonie, Reinheit und Stille.«

»Nun«, gibt der Legat etwas verblüfft zu, »unser großer Ordensbruder Franz Xaver hatte wirklich recht, als er nach Rom schrieb, von allen Völkern des Ostens, die für Christus gewonnen werden können, seien die Japaner die liebenswürdigsten und uns ähnlichsten. Ich gewinne Geschmack an dieser merkwürdigen Zeremonie!«

Pater Perez lächelt zufrieden: »Ihr werdet es erleben, hochwürdigster Herr! Es ist ein Gesundbad der Seele, ein Vorgang innerer Verklärung und Läuterung. Es muß und wird uns gelingen, diese Nation, die so innig nach Vertiefung und Erlösung strebt, für die höchste Stufe menschlicher Heiligung zu gewinnen, für die christliche Lehre . . .«

Das Gespräch in der Halle verstummt, denn draußen auf dem mit Kies bestreuten Gartenweg erscheint eine Gruppe von Kriegern, um eine Sänfte geschart, in der im weiten, bauschigen Flügelgewand, die seltsame, im Nacken aufgewölbte Satinkappe auf dem Haupt, gestützt auf ein breites Samuraischwert, ein Minister oder General getragen wird. Der Mann ist von abstoßender Häßlichkeit; dennoch strahlt er eine unbändige Kraft und Überlegenheit aus, während er langsam, von den gerüsteten Rittern umgeben, vorüberzieht.

»Habt Ihr ihn gesehen, Reverendissime?« flüstert Pater Perez. »Das war General Taiko Hideyoschi, der getreueste Gefolgsmann des Nobunaga. Man wird noch von ihm hören, wenn mich nicht alles täuscht! Leider gilt er nicht für einen Freund der Christen. Er ist ein Mann, der mehr als alle anderen hier einem der italienischen Condottieri gleicht . . .«

»Kennt Ihr ihn näher, Pater?« erkundigt sich der Legat.

»Nicht persönlich, Reverendissime. Man hat mir aber genug von ihm erzählt. Sohn eines Dienstmannes von Nobunagas Vater, warf man ihn mit fünfzehn Jahren aus dem buddhistischen Kloster hinaus, dem er zur Erziehung übergeben worden war, weil er aus Mutwillen und Freiheitsdrang ein kostbares Buddhabild zerstört hatte; dann diente er als Samurai achtunddreißig ver-

schiedenen Kriegsherren, hielt bei keinem lange aus und erlebte eines Tages – so sagen die Leute – eine jähe Wende seines Lebens. Hideyoschi soll damals als herabgekommener Landsknecht herumgestrolcht sein. Als er auf einer Brücke schlief, zog das Gefolge des Daimyo-Prinzen Iyeyasu Tokugawa über dieselbe Brücke. Die Bambusstockträger weckten ihn unsanft und trieben ihn zur Seite. Die Schläge, die er erhielt, entfachten in dem trotzigen Menschen den heißen Wunsch, eines Tages mit dem Fürstensohn den Platz zu tauschen und selber ein großer Herr zu werden. Zunächst freilich wurde er ein Genosse des berüchtigten Räuberhauptmanns Masakatsu, lief danach zu den Truppen Nobunagas über und diente sich sehr rasch zum General empor. Jetzt ist er der einflußreichste Mann neben Nobunaga. Übrigens wird sein alter und immer noch gehaßter Feind, Iyeyasu Tokugawa, Abkömmling des feudalen Geschlechts der Minamoto, heute ebenfalls anwesend sein. Die beiden vertragen sich nach außen hin, weil sie demselben Feldherrn dienen.«

Nobunagas Diener bringen eine reiche Auswahl seidener Kimonos, breiter Seidenbinden und weicher, opankenartiger Schuhe aus Bast und Leder herbei und fordern die Europäer auf, sich zur Teezeremonie umzukleiden. Während die Christen in die schönen Gewänder schlüpfen, ertönen mehrere Schläge auf einem hölzernen Gong. Pater Perez erklärt, das gehöre zur Zeremonie, der Gastgeber kündigte sich damit seinen Gästen an.

Die Diener in ihren tunikaartigen Linnenröcken bringen jetzt feine Porzellanschalen mit Duftwasser zur vorgeschriebenen rituellen Reinigung des Gesichts und der Hände; diese Reinigung ist ein notwendiger Bestandteil der Feier und deutet an, daß sich auch die Herzen für das bevorstehende Zusammensein vom Schmutz des Alltags befreien sollen.

Kaum ist die feierliche Handlung beendet, als vom Garten her eine überaus würdig anzusehende Prozession naht. Nobunaga, General Hideyoschi, Fürst Iyeyasu Tokugawa, der Mönch Sen no Rikyû und ein weiteres halbes Dutzend Männer von Rang durchqueren, in bunte Kimonos gehüllt, das Haupt bekrönt von den schwarzen Käppchen mit der aufgestellten Spitze, langsam die Wartehalle und begrüßen die Fremden mit vielen Verneigungen und freundlichen Worten. Sie laden alle ein, ihnen zum Pavillon des Tees zu folgen.

Der Weg führt durch den hübschen Garten in einen Teil des Parks, der im Schatten von Tannen und Kiefern zwischen künstlich angelegten Wasserläufen, Teichen und Felsen liegt. Umgeben von Bambusgehölz und Blumen steht der rotgolden lackierte Tee-Pavillon.

Der päpstliche Legat betrachtet während des feierlichen und stillen Schreitens die große Gestalt des Fürsten Tokugawa, der in den Händen einen Topf mit einem Zwergbäumchen wie ein zärtlich behütetes Wesen trägt. Auf eine geflüsterte Frage berichtet ihm Pater Perez, es komme häufig vor, daß hochgestellte Japaner ihr ganzes Herz an eine dieser kostbaren Pflanzen hängen. Tokugawa führe das Bäumchen selbst in der Schlacht mit sich und trenne sich von ihm auf keinem seiner weiten Feldzüge.

Inmitten der bemoosten Felsen und der lieblichen Blumengruppen, unter dünnstämmigen Kiefern, in deren Geäst und Nadelzweigen der Wind singt, und am Ufer der kleinen, von Lackbrücken überspannten Teiche und Wasserläufe verharren die Teilnehmer eine Weile in tiefem Schweigen. Sie suchen mit der Seele das Herz der Natur, Schönheit und Harmonie.

Nobunaga ergreift eine schön geschnitzte Holzkelle, schöpft klares Wasser aus der Quelle in einen vom Diener dargereichten Kupferkessel und spricht verhalten: »Man vergesse Sorge und Kümmernis, man denke daran, daß die lieblichen Wasser den Staub aus unserem Inneren spülen mögen; indem wir Wasser schöpfen, fülle sich unser Denken an mit Klarheit, Frieden und Einklang.«

In kleinen Gruppen wandeln die Gäste durch den Garten, wortlos in sich versunken, der Natur immer weiter aufgetan, bis die hölzernen Gongs verkünden, daß das Wasser im Teekessel siedet. Nobunaga wendet sich zum Pavillon.

Über der Tür aus geschweiftem, mit Ornamenten beschnitztem Holz steht eine Inschrift. Pater Perez übersetzt sie dem Legaten.

»Dem nur die Blüten herbeisehnenden Menschen
im Schnee des Bergdorfes
die zart sprießenden Gräser
sind Künder des ersten Frühlings . . .«

Den Boden des einfachen, geschmackvollen Raumes bedecken Matten, auf denen die Gesellschaft reihum mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt.

Nobunaga tritt an den Ehrengast aus dem fernen Land der Südbarbaren heran, verneigt sich und überreicht ihm mit einigen freundlichen Worten eine Bildrolle; ein Diener bringt dazu einen Korb mit Blumen und blühenden Zweigen.

Da der Legat nicht alles verstanden hat, was der Gastgeber sagte, übersetzt es Pater Perez und flüstert eindringlich: »Ehrwürden, es ist eine besondere Ehrung des Gastes, wenn man ihn bittet, eine Bildrolle aufzuhängen. Wählt bitte aus dem Korb einen schönen Zweig oder eine Blume und fügt sie dem Strauß hinzu, der so kunstvoll in jener Vase angeordnet ist.«

Monsignore Valignano erhebt sich, entrollt die feine Seidenbahn, die eine zart gemalte Szene aus der Legende des Kasuga-Schreines – die Erscheinung des Bodhisattva vor den aufrührerischen Priestern – darstellt: über einer Landschaft blühender Kirschbäume, in der ein kühn geschwungenes Lacktor steht, schwebt eine Wolke mit dem Verklärten, der sich den Priestern zeigt.

Bedachtsam wählt der Legat hierauf einen blütenbedeckten Kirschbaumzweig aus dem Korb und ordnet ihn möglichst geschmackvoll unter die Blumen der Vase ein.

Auf einer Holztafel des Raumes stehen in Lackschrift die Worte:

»An diesem Orte,
die so gar nicht duftende Wucherblume
und der Gäste Gespräch,
fern der häßlichen Welt . . .«

Feierlich und gewichtig beginnt das Gespräch, das sich hier nur mit hohen Dingen beschäftigen darf. Man spricht von der Einheit des Kosmos, von der Tiefe der Versenkung, vom Weben der vielfältigen Kräfte und der natürlichen Harmonie des Himmels, der Erde und des Meeres. Leise reichen geschulte Diener auf lackierten Tabletts hauchdünne weiße Porzellanschalen voll goldenem, duftendem Tee, Früchte und Buchweizenkuchen. Überall blühen Blumen, erfreuen Blütenzweige das Auge. Sogar die Far-

ben der Kimonos, die Matten, die Wandbespannung und das hölzerne Gebälk sind aufeinander abgestimmt.

Wie so oft, berührt die leise geführte Unterhaltung bald die Grundlagen der Religion. Die verschiedenen Lehrmeinungen der buddhistischen und schintoistischen Schulen werden gegeneinander abgewogen. Die gelehrten Jesuiten erläutern geschickt und taktvoll die christlichen Glaubenssätze. Aufmerksam lauschen die Japaner und gehen freundlich mit gescheiten Fragen darauf ein.

Als sich Monsignore Valignano erkundigt, ob Nobunaga geneigt sei, mehr vom Christentum zu erfahren, antwortet der Gastgeber mit lächelnder Verbeugung in Versen:

»Vom bodenlosen
tiefen Herzensgrunde her
wollen wir schöpfen!
Die dem Tee-Weg Folgenden,
das wohl sollten sie wissen . . .«

Die Zeremonie darf der Tradition gemäß eine Doppelstunde nicht überschreiten. In dieser knappen Zeit gelingt es dem Legaten bei allem Entgegenkommen Nobunagas nicht, ihn dazu zu bewegen, eine Gesandtschaft an den Papst zu entsenden.

Auch am nächsten Tage, als er in offizieller Audienz empfangen wird, weicht ihm Nobunaga aus.

Mit guten Hoffnungen für die Zukunft, doch ohne greifbare Ergebnisse, treten der Legat und Pater Organtino die Rückreise nach Kiuschu an.

Monsignore Valignano hat gewichtige Gründe, sich darum zu bemühen, daß eine japanische Gesandtschaft an den Papst abgeschickt wird; sie würde nicht nur die Gegenreformation in den Augen des Abendlandes fördern und das Gewicht der vom Abfall der europäischen Nordstaaten geschwächten römisch-katholischen Kirche durch Hoffnung auf Bekehrung Japans erhöhen, sondern auch dem noch jungen Jesuitenorden Achtung und Einfluß verschaffen.

Schließlich gelingt es den vereinten Vorstellungen des Legaten und des Paters Organtinos, die Daimyos von Bungo, Arima und

Omura auf Kiuschu zu überreden, zwei Angehörige der Fürstenhäuser und zwei Samurais nach Rom reisen zu lassen.

Monsignore Valignano begleitet sie, als sie 1582 aufbrechen.

Erst im Jahre 1585, nach gefahrvoller Reise, landet die Gesellschaft in Portugal.

Das Erscheinen dieser japanischen Gesandtschaft wird in Europa gebührend beachtet. Die vier Botschafter erleben großartige Empfänge in Portugal, Spanien und Italien. Die Kurie läßt sogar goldene Denkmünzen auf das Ereignis prägen. Man spricht von den drei Daimyos von Kiuschu als »Königen im Lande der aufgehenden Sonne« und gibt sich der Erwartung hin, weit im Osten der Alten Welt riesige Reiche für die Kirche gewinnen zu können.

In den wenigen Jahren aber, bis die Gesandtschaft in Begleitung des Generalvisitators Valignano wieder nach Japan zurückkehrt, ändert sich dort vieles, und manches davon erschwert fortan die christliche Mission.

Das erste, was die in Kagoschima Landenden vernehmen, ist die Nachricht, daß der große Nobunaga nicht mehr lebt; kurz nach der Abreise der Gesandtschaft schlug ihm die letzte Stunde.

Nobunaga fiel einem Anschlag zum Opfer. Im Jähzorn hatte er vor Jahr und Tag einen seiner Heerführer, den hinterhältigen Akechi Mitsuhide, beleidigt. Als Mitsuhide, einem Befehl folgend, seine Truppen durch Kyoto nach dem Westen der Hauptinsel Hondo führte, erfuhr er, daß sich Nobunaga mit einem kleinen Gefolge in einem Tempel Kyotos aufhielt; sofort nützte er die Gelegenheit, ließ den Tempelbezirk umzingeln und schickte sich an, das Innere zu erstürmen.

Der erst achtundvierzigjährige Erneuerer Japans, dessen Werk noch keineswegs vollendet war, erkannte seine Ohnmacht gegenüber den Mordknechten, sah auch keine Möglichkeit, rasch Hilfe herbeizurufen, und weil er der Rache des Verräters nicht anheimfallen, sondern würdig sterben wollte, beging er, von seinen Gefolgsleuten umringt, vor dem Ahnenschrein des Tempels das feierliche Harakiri; er schlitzte sich den Leib mit dem Dolch auf. Sein Widersacher fand nur den ausgebluteten Leichnam.

Auf die Kunde von seinem Tod eilte der grimmige General Hideyoschi mit Elitetruppen nach Kyoto und ließ Akechi Mitsuhide und dessen Anhang eine gnadenlose Vergeltung erleiden. Er war so schnell und mit so vielen Verbänden zur Stelle, daß

ihm als dem ersten der Condottieri, der am Schauplatz erschien, auch die Macht zufiel. Er erntete den Nimbus, sich als Rächer und Richter bewährt zu haben; der Tenno erteilte ihm den Auftrag, als »Kwampaku«, als Stellvertreter des Regenten, das Werk Nobunagas zu vollenden.

Zwar sträubten sich anfangs einige mächtige Daimyos gegen die neue, straff zupackende Gewalt; auf Kiuschu kam es mit dem Daimyo von Satsuma zu Kämpfen, die aber Hideyoschi schnell und sehr geschickt für sich entschied. Nach kurzer Zeit beugte sich das ganze Inselreich vor dem zweiten Mann in der Reihe jener Renaissancegestalten, die Japan endlich wieder zu Einheit, Ordnung und Kraft verhelfen wollten.

Man sprach nun überall – wie Monsignore Valignano feststellte – von den großartigen Reformen Hideyoschis und vom Aufschwung des Reiches. Durch Neuvermessung des abgabepflichtigen Grundbesitzes auf allen Inseln hatte der Stellvertreter des Regenten eine vernünftige Besteuerungsgrundlage geschaffen und die Staatskasse wieder zahlungsfähig gemacht. Sogar Goldmünzen wurden geprägt, um die Währung zu stützen. Indem Hideyoschi 1588 fünf Zentralministerien, die sogenannten »Bugyo«, einsetzte und einen Staatsrat aus den mächtigsten Daimyos errichtete, brachte er auch die Verwaltung in Ordnung.

In den wenigen Jahren, die Monsignore Valignano in Europa geweilt hatte, war Japan von Grund auf umgewandelt worden. Heer und Flotte zeigten einen Höchststand an Schlagkraft; mit Hilfe portugiesischer Händler waren sie mit Feuerwaffen, sogar mit Kanonen ausgerüstet und vortrefflich geschult. Man vernahm, Hideyoschi sei von hochfliegenden Plänen erfüllt. Hatten nicht die zahlenmäßig unterlegenen Mongolen unter Dschingis-Khan und Kublai seinerzeit das Riesenreich China zu Boden geworfen? Sollte dasselbe Unternehmen den modern ausgestatteten Heeren Japans nicht auch gelingen?

Botschaften an die Philippinen waren schon unterwegs, die Gouverneure zur Unterwerfung aufzufordern – als gäbe es keine spanische Weltmacht! In den Häfen Westjapans sammelten sich Truppen zur Invasion in Korea. Mit der Eroberung dieses Sprungbrettes zum Kontinent sollte der Sturm auf China beginnen.

Es zeigte sich wieder einmal als logische Folge eines nationalen Aufstiegs, daß der rasch vollzogenen Einigung und der Schaffung

einer zentral geleiteten und ordentlichen Verwaltung der Expansionsdrang auf dem Fuße folgt und sich der durch Zusammenfassung belebte Schwung des Volkes nach außen gegen die Nachbarn richtet.

Zwischen Hideyoschi und den christlichen Missionaren war es zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen, weil die Jesuiten an dem Lebenswandel des Generals Anstoß nahmen und sich über seinen Harem von dreihundert Frauen abfällig geäußert hatten. Hideyoschi wiederum hatte das gar nicht christliche und keineswegs moralische Betragen gewisser portugiesischer Kapitäne, Händler und Matrosen gerügt. Die Atmosphäre schien arg verschlechtert.

Kurz vor der Rückkehr des päpstlichen Legaten war dann jener Zwischenfall geschehen, der die Haltung Hideyoschis gegenüber den Christen noch mehr verhärtete.

Eine spanische Galeone, von Manila nach dem mexikanischen Acapulco bestimmt, hatte Havarie und strandete nahe bei Osaka. Die japanischen Beamten beschlagnahmten nach Strandrecht Galeone und Ladung, doch der spanische Schiffer eilte wütend nach Kyoto, erbat eine Audienz bei Hideyoschi und protestierte aufs heftigste. Um seinem Anliegen – wie er meinte – mehr Nachdruck zu verleihen, zog der Aufgebrachte eine Weltkarte hervor und erläuterte dem General die Übermacht der spanischen Besitzungen, die sich von den Philippinen bis Peru, von Mexiko bis Neapel erstreckten, worauf er nicht vergaß, den Zeigefinger auf das winzige japanische Inselreich zu setzen.

Hideyoschi fragte, wie Spanien es fertiggebracht habe, sich so viele und weit auseinanderliegende Besitzungen anzueignen. Der törichte Seemann erwiderte, das sei ganz einfach – zuerst kämen die Missionare und predigten die Lehre Christi, dadurch entstünde Zwietracht unter den Wilden, und am Ende erscheine ein spanischer Regent mit seinen Truppen.

Die Auskunft stimmte Hideyoschi nachdenklich. Er war nie ein Freund der Missionare gewesen; fortan witterte er in ihnen eine Gefahr für sein Einigungswerk.

1587 – zwei Jahre vor Monsignore Valignanos Rückkehr und im selben Jahr, als der alte Pater Organtino in Kiuschu starb – unterschrieb Hideyoschi einen Regierungserlaß, demzufolge alle Missionare innerhalb zwanzig Tagen Japan verlassen sollten.

Portugiesische Kaufleute waren ausdrücklich ausgenommen, denn am Handel und an der Lieferung von Feuerwaffen blieb der General natürlich interessiert.

Die Hitze dieses ersten christenfeindlichen Vorstoßes kühlte sich freilich rasch ab. Es gab zunächst nicht genug Schiffe für die Ausgewiesenen; man konnte die Verordnung nicht vollziehen, und Hideyoschi ließ es zu, daß die Jesuiten weiterhin stillschweigend geduldet wurden. Die Missionen, Kirchen, Seminare und Krankenhäuser waren also noch vorhanden, doch die Gefährdung ihrer Existenz hing wie ein Damoklesschwert über ihnen.

Eine Audienz, die Hideyoschi Monsignore Valignano gewährt, ändert an dieser Sachlage nichts, die öffentliche Predigt bleibt verboten, der Erlaß wird nicht aufgehoben, obschon nicht angewendet, und die Hoffnungen auf eine baldige Christianisierung Japans verschieben sich in weite Ferne.

Unterdessen beginnt Hideyoschi mit seinem Übersee-Feldzug. Große Transportgeschwader stechen in See und landen bei Pusan in Korea.

Die ungeheuerlichen Nachrichten, die bald in den Missions-Stationen eintreffen, erinnern an Schreckensmären aus der Urzeit.

In einer wütenden Schlacht zwischen dem Samuraiheer der Japaner und den schlecht ausgerüsteten Koreanern und deren chinesischen Hilfstruppen in der Nähe von Pusan siegen die Eindringlinge und schicken triumphierend eine Schiffsladung mit 39 000 abgeschnittenen koreanischen und chinesischen Köpfen nach Hondo, wo die Trophäen bei Kyoto auf dem Hügel Mimizuka als Denkmal des Sieges eingebettet werden.

Unwiderstehlich rücken die Japaner – an die zweihunderttausend Mann – gegen die Hauptstadt Koreas vor, nehmen sie ein und überschreiten den Fluß Seoul.

Die Koreaner wenden sich in ihrer Bedrängnis an ihren alten Schutzherrn, den Kaiser von China, der sogleich eine Armee nach Nordkorea entsendet.

Bei der nordkoreanischen Stadt P'ingyang kommt es zur Schlacht. Die Truppen Hideyoschis setzen sich Teufelsmasken auf und stülpen sogar über die Häupter ihrer Pferde Löwen- und Drachenköpfe aus Papiermasse. Wie die Mongolen, verbergen sie in ihren Feldzeichen qualmende Naphthaltöpfe, so daß die Drachengestalten der Standarten, sobald der Wind weht, Feuer und

Die japanische Flotte blockiert den koreanischen Hafen Pusan. (Aufmarschplan aus dem Jahre 1593)

Rauch auszustoßen scheinen. Die chinesische Reiterei stiebt vor diesem Teufelsspuk in wilder Flucht auseinander.

Die Schlacht ist für die Japaner gewonnen, doch die Kämpfe gehen weiter. Sie verdichten sich schließlich um die Stadt P'ingyang. Die Japaner nehmen die Festung, werden aber darauf von einem neuen koreanisch-chinesischen Heer angefallen. Diesmal greifen die chinesischen Generäle zu einer Kriegslist. Sie lassen die koreanischen und chinesischen Truppen Feldzeichen und Gewänder tauschen, so daß die Japaner, die von den Koreanern nicht viel, desto mehr von den Chinesen halten, ihre Elitetruppen auf jene Seite stellen, wo sie die Chinesen vermuten.

»Als bereits heftige Kämpfe im Gange waren, zogen die als Koreaner verkleideten Chinesen wieder ihre chinesischen Gewänder an und griffen mit der ganzen Wucht ihrer Geschütze und ihrer Raketen den südlichen Wall an. Sie brachen beim Südtor durch, das nur schwach verteidigt wurde, und eroberten die Stadt,

obschon die japanische Garnison von Waffen starrte wie ein Igel von Stacheln [1].«

Nach dem chinesischen Sieg ziehen sich die Japaner an den Grenzfluß Seoul zurück, und auf dieser Linie zwischen Süd- und Nordkorea erstarrt der Krieg.

Mit bitterer Sorge betrachten die Jesuiten den regierenden General Taiko Hideyoschi.

Jetzt, als er sich auf dem Gipfel der Macht sonnt, treten die groben Eigenschaften des Emporkömmlings hervor, des Jungen, der einst das Buddhabild zerschlug, um in die Freiheit entlaufen zu können, des Landsknechts und Haudegens, dem Gewalttat und Krieg zum Lebenselement geworden sind. Zwar sucht er die Sitten der oberen Gesellschaftsschicht nachzuahmen, wie er sie beim Fürsten Nobunaga kennenlernte und bei den Daimyos seines Gefolges bewundert. Er widmet sich der großen Teezeremonie, ergötzt sich an den geistvollen Nô-Spielen, versucht sich als Maler und Dichter, dennoch bleibt er für die altadelige Kaste der gefürsteten Geschlechter ein ungebildeter Landsknechtsgeneral. Es hilft ihm auch nicht, daß er seinen unmündigen Sohn Hideyori mit der Tochter des nach ihm einflußreichsten Generals, des Fürsten aus dem Geschlecht der Minamoto, Iyeyasu Tokugawa, vermählt.

Größenwahn und ungehemmte Eroberungslust bestimmen Hideyoschis Taten. Während der Krieg gegen China in Korea festgefahren ist und ungeheure Opfer fordert, erhebt er Ansprüche auf weitentfernte Länder und Inselgruppen, auf Siam und die Riu-liu-Eilande. Besonders gefährlich macht ihn seine Unberechenbarkeit, und die Jesuiten bekommen dies im Jahre 1597 schrecklich zu spüren. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft sie sein Befehl zur Festnahme der Christen in Nagasaki. Kurz darauf verfügt er die Kreuzigung von neun Priestern und sechzehn Getauften. Die öffentliche Verfolgung und das Martyrium der Christen hat begonnen.

Im Frühjahr des nächsten Jahres erregen schnell aufeinander folgende wichtige Nachrichten das Reich. Hideyoschi erkrankt schwer. Er ruft die Armee aus Korea zurück, damit sie seinem unmündigen Sohn zur Verfügung stehe. Zugleich bittet er dessen

Schwiegervater, den Fürsten Tokugawa, an sein Krankenlager und überträgt ihm für den Fall seines Hinscheidens die Vormundschaft über den Sohn.

Wenige Tage später stirbt Hideyoschi. Alles atmet auf und wittert Morgenluft. Die zur Staatsräson gezwungenen Daimyos, die Condottieri, Generäle und Anführer der Kolonialkriege glauben erleichtert, nun kehrten die Zeiten ihrer schranken- und gesetzlosen Freiheit wieder. Sogar die Christen wähnen sich erlöst vom Alpdruck der Verfolgung und wagen sich wieder öffentlich zu ihrer Religion zu bekennen.

Alle täuschen sich, denn die Bühne der japanischen Geschichte betritt jetzt der dritte der Renaissancegestalten, Fürst Tokugawa.

Die nach Hideyoschis Tod ausbrechenden inneren Kämpfe gipfeln in der Schlacht am östlichen Ufer des Biwasees, bei der Stadt Sekigahara. Zweihunderttausend Mann nehmen daran teil. Zweieinhalbfach ist die Überlegenheit der Daimyos gegenüber dem Heer des Tokugawa.

Auf seiten der Gegner des Fürsten kämpfen vor allem die Veteranen des Koreakrieges, doch Tokugawa ist ein Feldherrngenie, und seine Feinde schwächen sich selbst durch Eifersüchteleien. Das Ringen endet mit einem vollständigen Sieg der Tokugawapartei. Als Gegenstück zum »Ohrenhügel« Hideyoschis bei Kyoto läßt Tokugawa auf dem blutigen Feld von Sekigahara ein Grabmal, den Kubi-Dzuka-Kopfhügel, über den Leichen von 40 000 erschlagenen Kolonialkriegern aufschütten. Hier liegen auch die beiden Christengeneräle, der Feind des Siegers, Yukinaga, und sein Kamerad aus dem Koreakrieg, Kato Kiyomasa, der in den Reihen Tokugawas kämpfte.

Im festen Schloß von Okinawa sitzt der junge Hideyori, Hideyoschis Sohn und Tokugawas Schwiegersohn, und wartet, daß ihm als dem rechtmäßigen Erben die Macht zufalle. Der Fürst aber hat nicht für diesen Jüngling gesiegt; nach dem Tag von Sekigahara ist er und niemand sonst der Herr des Reiches. Mit kalter Berechnung richtet er den unerfahrenen Burgherrn von Okinawa politisch zugrunde und vollendet sein tückisches Werk, indem er das beinahe uneinnehmbare Schloß überraschend besetzt und die Familie seines Vorgängers bis zum letzten Glied ausrottet.

Der Feldherr Kato Kiyomasa. (Japanische Holzplastik mit Elfenbein)

Der ohnmächtige Kaiser sieht sich genötigt, aus den Ereignissen die Folgerungen zu ziehen und ernennt Iyeyasu Tokugawa 1603 zum Schogun oder Reichsfeldherrn und überträgt ihm damit eine Würde, die seit dem Sturz der Aschikaga nicht mehr verliehen worden war.

Der Fürst-Reichsverweser verlegt die Hauptstadt des neuen Reiches nach dem Osten, doch nicht ins verwüstete Kamakura, sondern in ein Fischerdorf an der Yedo-Meeresbucht. Dort steht eine alte Burg der Tokugawa. Rings um sie wird die neue Reichshauptstadt gebaut.

Man nennt sie Tokio oder »Östliche Hauptstadt«.

Jetzt ist die Zeit für eine gründliche Neuordnung gekommen. Fürst Tokugawa schafft eine Verfassung, deren Ziel es ist, die Wiederkehr der chaotischen Zustände zu verhindern, die jahrhundertelang die Inseln zerrissen haben.

Das Feudalwesen kann auch er nicht beseitigen, doch mildert er es ab und entschärft es, indem er sich die größten Familien des Landes verwandtschaftlich verbindet und sie vom Schogumat abhängig macht. Sorgfältige Überwachung, Bespitzelung und scharfe Polizeimaßnahmen sorgen für die Unterdrückung aller Selbständigkeitsbestrebungen. Die Vorrechte der Daimyos werden eingeschränkt. Ähnlich wie es zur Zeit Kardinals Richelieu mit den Pairs von Frankreich geschieht, verpflichtet er die Landesfürsten, einen großen Teil des Jahres in der neuen Hauptstadt Tokio zu verbringen. Verlassen sie die Stadt, so müssen dort einige ihrer Söhne oder Brüder in den von der Familie errichteten Palästen zurückbleiben. Das Betreten des alten Kyoto, wo der Tenno in unnahbarer Heiligkeit thront, wird den Daimyos verboten, damit zwischen Fürsten und Kaiserhaus keine Verbindung möglich ist.

Der Kaiser, in die Wolken entrückt, bleibt weiterhin der verklärte Sonnensohn – ohne wirkliche Macht freilich, dennoch der Urquell der höchsten Gewalt.

Das strenge System der neuen Ordnung stellt dem göttlichen Kaiser den Hofadel der »Kuge« zur Seite, der die erblichen Hofämter unter sich aufteilt und von den geringen, doch sicher einlaufenden Reissteuern lebt, die der Schogun dem Hof zuleitet.

Die Sippen der großen Daimyos werden in vier Ränge eingestuft: in Angehörige des Hauses Tokugawa, in Familien des

Uradels, in direkte Vasallen des Schoguns und in die Klasse der höheren Beamten bei den Regierungsbehörden. Die Masse der Kriegsleute, die Gefolgsherren der Daimyos und die niederen Beamten bilden den vierfach gegliederten Stand der Samurai oder Ritter. Unter den Adeligen und Kriegern steht das Volk, geschieden in die Stände der Bauern, Handwerker und Kaufleute.

Die Macht der großen Klöster war schon unter Nobunaga und Hideyoschi stark vermindert worden; Fürst Tokugawa sorgt dafür, daß weder buddhistische noch schintoistische Mönche und Priesterschaften sich größeren Einfluß auf politische Angelegenheiten verschaffen können. Aus diesem Grunde beachtet er auch die christlichen Missionen sehr aufmerksam. Die Belehrung, die der spanische Schiffer einst Hideyoschi erteilt hat, bleibt unvergessen.

Obwohl sich die Missionsmöglichkeiten der Jesuiten verschlechtert haben, können die Patres 1604 nach Rom melden, sie verfügten in Japan über 123 Ordensmitglieder, zwei Kollegien, zwei Haupthäuser, ein Noviziat und zwanzig Niederlassungen. Die Zahl der Getauften wird auf beinahe eine Million geschätzt. Inzwischen vermochten sich Dominikaner in Satsuma, Augustiner in Bungo und Franziskaner sogar in Tokio, dem Schogunatssitz, der den Jesuiten verschlossen ist, niederzulassen.

Bei aller Zielsicherheit seines nationaljapanischen Weges, bei aller Härte, die er anwendet, ist Fürst Tokugawa ein aufgeklärter und großzügiger Regent. Die Eroberungspläne seines Vorgängers Hideyoschi gibt er sofort als zwecklos auf. Er hält mehr von Handelsverbindungen als von kriegerischen Verwicklungen mit fremden Ländern. Als im Juli 1598 der britische Steuermann der gestrandeten holländischen Brigg »De Leeuw« in Funai verhaftet und als Angehöriger des gehaßten, romfeindlichen Englands von den Portugiesen der Piraterie verdächtigt wird, läßt ihn der Schogun nach Tokio bringen, verhört ihn selbst und gewinnt Freude an der aufrechten, klugen Art des Gefangenen, den er freiläßt.

Dieser Bill Adams ist ein geschickter Schiffsbauer, er versteht sich auch auf nautische Astronomie und Mathematik. Seine Kenntnisse gewinnen ihm die Hochachtung des allmächtigen Schogun, der ihm Haus und Grund schenkt. Bill Adams bleibt als Werftbesitzer und Lehrer japanischer Seekapitäne im Land.

Jesuiten und Kaufleute in einem japanischen Hafen. (Bemalter Wandschirm aus dem 17. Jahrhundert)

Der Verkehr mit der Welt weitet sich auch für Japan aus. Bisher hatten sich die Portugiesen auf Macao den Hauptanteil des japanischen Handels gesichert, allmählich aber beteiligen sich auch holländische und britische Schiffe an dem großen Geschäft. Fürst Tokugawa denkt sogar daran, eigene Schiffe auf die Weltmeere zu schicken.

Im Jahre 1608 erleidet der Gouverneur des spanischen Manila auf der Rückreise von Mexiko vor der japanischen Küste Schiffbruch und findet freundliche Aufnahme in Tokio. Seine Erzählungen und Berichte über die hohen Gewinne, die der Überseehandel abwirft, erscheinen Fürst Tokugawa so interessant, daß

der Schogun seinem englischen Berater Bill Adams den Vorschlag macht, zwei Schiffe nach europäischem Muster zu bauen und sie über den Pazifik nach Mexiko zu steuern. Die beiden Segler sollen einen neuen Handelsweg eröffnen und zugleich indianische Bergarbeiter und spanische Spezialisten werben, um den japanischen Bergbau zu reformieren. Die beiden Karavellen bezwingen den langen Weg über den Stillen Ozean, Bill Adams führt sie auch wieder heil zurück, freilich ohne Spezialisten, weil die Spanier ihre Anwerbung verboten haben. Man wünscht dort keine japanische Konkurrenz.

Die Vielgesichtigkeit Europas macht sich indessen in Japan allmählich stärker bemerkbar und wird zum Hemmschuh des abendländischen Kulturangriffs. Nicht nur, daß Händler und Schiffsleute sich anders aufführen, als es die frommen Patres lehren; nicht nur, daß sich Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner den Rang abzulaufen trachten; die Christen tragen auch ihre politisch-religiösen Spannungen, ihren Handelsneid und den über alle Weltmeere hinwogenden Kampf um die Hegemonie auf See und um die Vorherrschaft auf den Märkten vor den Augen der aufmerksamen Japaner aus. Den Bruderzwist der Europäer versteht der Schogun geschickt auszunützen, und als ihm die Holländer einen Handelsvertrag anbieten, gewährt er ihnen das Niederlassungsrecht auf der künstlich angelegten Insel Deschima.

Damit ist Japan nicht mehr allein auf die portugiesischen Kauffahrteischiffe angewiesen; als Folge davon kann es jetzt die religiösen Zugeständnisse zurückziehen, die es den katholischen Geistlichen bisher stillschweigend gemacht hat.

Im Jahre 1614 erläßt Fürst Tokugawa eine an Auswirkungen ungemein bedeutsame, mit vielen buddhistischen und konfuzianischen Sentenzen versehene Verordnung gegen die Christen, die der Mission ein Ende setzt.

In diesem Erlaß heißt es:

»Die Christenbande ist nach Japan gekommen, indem sie nicht nur ihre Handelsschiffe aussandte, um Waren zu tauschen, sondern auch danach trachtete, ein böses Gesetz zu verbreiten, die rechte Lehre umzustoßen, auf daß sie die Regierung des Landes verändern und die Macht im Staate ergreifen könne. Das ist der Samen großer Zwietracht und muß verhindert werden . . .«

Zahlreiche christliche Priester sind gezwungen, Japan zu verlassen, andere werden verhaftet; überall beginnt die Verfolgung der Lehre aufs neue.

Zu dieser Zeit hat sich Fürst Iyeyasu Tokugawa bereits aus dem politischen Leben zurückgezogen, obschon er aus dem Hintergrund immer noch entscheidende Weisungen erteilt. Auf seinem bei Tokio gelegenen Schloß Schizuoka, dem »Ruhehügel im Meer«, lebt er inmitten seiner Bildersammlungen, Bücher und geliebten Zwergbäumchen und dichtet Verse, in denen er dem Sinn des Lebens nachspürt.

»Das Leben ist wie eine lange Reise;
das Haupt von schwerer Last gebückt,
lenk' deine Schritte langsam, stet und weise,
so wirst du minder straucheln, wenn sie drückt.
Glaub', daß Entbehren, Scheiden seh'n und Büßen
den Sterblichen ein unabwendbar Los:
Du wirst kein Unzufried'ner werden müssen,
und fallen nicht in der Verzweiflung Schoß.
Will heißer Ehrgeiz dir das Herz verbrennen,
denk' an die Zeiten kaum bestand'ner Not!
Der Seelenruhe Wurzeln lern' erkennen
im Dulden, als dem führenden Gebot.
Vor Groll und Grimm sollst du die Seele wahren!
Weh', wer nicht weiß, was heißt, besiegt zu sein!
Zu einem bösen Ende wird er fahren,
der nur des Sieges Hochflut kennt allein.
Schuld suche bei dir selbst, mehr als bei andern –
je mehr, um desto sicherer wirst du wandern [2]!«

Wenige Jahre der Stille nur genießt der große Erneuerer Japans, dann stirbt er.

Den nachfolgenden Söhnen und Enkeln fehlt seine Größe und Überlegenheit. Aus Furcht verschließen sie die Inselwelt vor den Ausländern und verzichten sogar auf den Handel, den der Fürst so eifrig gefördert hatte.

Ein Gesetz vertreibt alle Fremden »für immer und ewig« aus dem Lande; es verbietet den Einheimischen, Schiffe über 50 Ton-

nen zu bauen, damit niemand den Geist der bösen Umwelt auf die Inseln verpflanze.

Japan kapselt sich ab.

Dieser Dämon der Selbstgenügsamkeit und Fremdenfeindschaft verschärft die Verfolgung des christlichen Glaubens und wird der Anlaß zum blutigen Martyrium für viele Bekehrte.

Tafeln mit der amtlichen Bekanntmachung der religiösen Unduldsamkeit werden überall angeschlagen. Sie verfügen:

»Der Christenglaube ist für immer verboten!
Wer einen Verdächtigen ausfindig macht, soll ihn der Regierung anzeigen!
Als Belohnung erhält:
Wer einen Bateren (Pater) anzeigt, 200 Silberstücke;
wer einen Iruman (Frater) anzeigt, 100 Silberstücke;
wer einen Gläubigen anzeigt, 50 Silberstücke, ebensoviel, wenn der Angezeigte zwar nicht Christ ist, aber mit einem Bateren oder Iruman zusammengelebt hat.
Wird es offenbar, daß irgendwo ein Christ versteckt gehalten wird, so soll nicht nur der Schuldige, sondern auch der Vorsteher der betreffenden Gemeinde streng bestraft werden.
So ist der Befehl. Gegeben Tenwa 2. Jahr im 5. Monat.
Der Bu-gyo.«

In dem fast völlig christianisierten Nagasaki bedient sich die Obrigkeit eines besonders raffinierten Mittels, Christen ausfindig zu machen. Metallene Reliefs mit Darstellungen Christi, der Gottesmutter oder der Leidensgeschichte werden in Holzbrettern, sogenannten »Yefumi«, eingelassen, und alljährlich muß die gesamte Bevölkerung antreten und die Symbole mit Füßen treten, um ihre Nichtzugehörigkeit zur christlichen Religion zu beweisen. Wer sich weigert oder als Christ bekennt, erleidet den Martertod am Kreuz.

Die europäischen Faktoreien werden hinausgefegt. Die Holländer, bittere Feinde und Konkurrenten der Portugiesen, geben sich dazu her, deren Niederlassung in Schimbara mit ihrem Schiffsgeschütz sturmreif zu schießen, damit die Japaner sie einnehmen können. Der Lohn für ihren Verrat an Europa ist kläglich. Eingeschlossen auf dem winzigen Inselchen Deschima im

Hafen von Nagasaki dürfen sie als ein Teil der chinesischen Handelsmission ein Schattendasein fristen.

Alle anderen Spuren der unerwünschten »Südbarbaren« werden getilgt und die Inseln für jeden Fremden verschlossen.

Der Traum vom großen Markt in »Zipangu« ist ausgeträumt.

Weiße Mandarine

Das Gebrüll der Kanonen übertönt die Stimmen der christlichen Prediger auch anderswo im Fernen Osten. Nicht nur in Japan schießen die Niederländer mit ihren Schiffsgeschützen auf die Portugiesen; sie machen dasselbe auf Java, wo sie 1594 auftauchen, die portugiesischen Kaufleute vertreiben und 1610 Djakarta einnehmen.

Die Meere des Ostens, ebenso wie der Ozean zwischen Europa und Amerika, sind in zunehmendem Maße Schauplätze der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Portugal–Spanien, den alten romanischen und katholischen Entdeckernationen, und den aufstrebenden protestantischen Seemächten Holland–England.

Schon kommt es vor, daß europäische Geschwader mit ihrer überlegenen Artillerie die Einheimischen zur Nachgiebigkeit zwingen, wenn diese nicht willens sind, auf die ihnen vorgeschlagenen Geschäfte einzugehen oder wenn sie sich gegen Handelsniederlassungen der Fremden wehren.

Seit 1575 versuchen die Spanier, von den Philippinen aus in China Fuß zu fassen. Später gesellen sich die Niederländer hinzu und ankern vor den chinesischen Strommündungen.

Die Taten der Europäer aber sind keine Fürsprecher ihrer Freundschaftsbemühungen. Spanische Konquistadoren richten zum Beispiel ein wildes Massaker unter den auf den Philippinen ansässigen chinesischen Kaufleuten an, um unliebsame Konkurrenten ihres Handels mit den eingeborenen Malaien zu beseitigen.

Solche Ereignisse verzeichnet man in China aufmerksam und zieht seine Schlüsse daraus. Die Renaissance des altchinesischen Geistes, heraufgeführt von der Ming-Dynastie, verbunden mit politischer Schwäche und innerem Verfall, woraus sich wiederum die geheime Furcht vor Aufständen nährt, machen China über-

empfindlich gegen alles Fremde, alles, was seine in sich geschlossene Welt stören könnte. Für die rotgesichtigen »Südbarbaren« empfinden die Chinesen nur Verachtung.

Dennoch, trotz chinesischer Ablehnung und der Rückschläge in Japan, geht die Mission der Jesuiten in anderen asiatischen Gebieten mit ungebrochener Tapferkeit und in aller Stille weiter. In Cochinchina und Tonking bekehrten die Patres Alexander de Rhodes und Anton Marquez in jenen Jahren Tausende von Menschen zum Christentum.

Das bedeutendste Ziel der Mission, die Schlüsselposition des ganzen Ostens, das chinesische Reich, liegt freilich in unerreichbarer Ferne. Mit der Bekehrung dieses Riesenreiches – das sich als Mittelpunkt einer viereckigen Weltkarte sieht – wäre im Osten das gleiche für das Christentum erreicht wie einst im Westen durch die Gewinnung Roms; das hatte schon Franz Xaver, der erste Apostel der gelben Rasse, erkannt. Er starb vor den verschlossenen Toren Chinas im Bewußtsein, daß sich seine Vision einer helleren Zukunft einmal verwirklichen werde.

Im Jahre seines Hinscheidens wurde in Italien ein Kind geboren, das, zum Mann gereift, ins Herz Chinas vordringen und an den Hof des Ming-Kaisers gelangen sollte; dieser Mann trug dasselbe Ordenskleid wie Franz Xaver.

Pater Matteo Ricci war armer Leute Kind, studierte, von der Mildtätigkeit frommer Gönner unterstützt, in Rom und trat der Gesellschaft Jesu bei. Weil er sich der Mission zu verpflichten gedachte, galt sein wissenschaftliches Bemühen nicht nur der Theologie, Philosophie und Sprachenkunde, sondern auch der Mathematik, Mechanik und Astronomie. Der berühmte Jesuitengelehrte Christoph Clavius war sein Lehrer in Rom.

Als der noch nicht dreißigjährige Jesuitenpater Ricci an Bord eines portugiesischen Handelsschiffes in Macao ankam, sprach er bereits sehr gut Chinesisch; er konnte sogar die chinesische Schrift schreiben und die Klassiker Chinas im Urtext lesen. Außerdem hatte er sich das gesamte naturwissenschaftlich-technische Wissen seiner Zeit angeeignet.

In Macao hielt sich damals auch der mit seiner japanischen Gesandtschaft zurückkehrende Monsignore Valignano auf, der

General-Visitator der Ostmission; er beschäftigte sich mit dem Plan, eine regelrechte religiöse Belagerung Chinas zu organisieren.

Man wollte endlich ins Reich der Mitte eindringen und das Werk der Bekehrung beginnen. Das Jesuitenkolleg zu Macao richtete ausgezeichnete Kurse für »Mandarin-Chinesisch« ein, in denen die jungen Patres die Höflichkeitsfloskeln, die gebildete Redeweise der Vornehmen und die geschliffenen Formulierungen der Gelehrtenkaste lernten. Wissenschaftliche Instrumente, Uhren, Atlanten und Bücher wurden angeschafft oder in eigenen Werkstätten hergestellt, um geeignete Geschenke für die chinesischen Beamten zur Hand zu haben. Matteo Ricci erwies sich als einer der eifrigsten und besten Schüler des Kollegs.

Zwei Jahre nach seiner Ankunft in Macao bot sich ihm unverhofft eine Gelegenheit, den Sprung aufs chinesische Festland zu wagen.

Portugiesische Kaufleute waren von der chinesischen Wasserpolizei aufgebracht worden; sie hatten sich am Schmuggelverkehr mit Kanton beteiligt, an dem seit Jahrzehnten beliebten, einträglichen, wenn auch riskanten Geschäft. Um mit dem Statthalter von Kanton Verhandlungen wegen des Lösegeldes und der Auslieferung der Verhafteten zu führen, schickte die Behörde in Macao die sprachenkundigen Patres Barreto und van der Foes. Sie schenkten dem hohen Beamten eine schöne Uhr, einige Spieldosen und mechanische Figuren und standen deshalb bei ihm so hoch in Ansehen, daß er gegen ihren verlängerten Aufenthalt nichts einwandte. Er gab sogar die Erlaubnis, daß die Patres einige Freunde nachkommen ließen.

Pater Matteo Riccis große Stunde war gekommen, er begab sich auf die Reise nach China.

Fast zwanzig Jahre sind seitdem vergangen.

Schon am frühen Morgen weckt das Klopfen eines Boten Pater Matteo Ricci in seinem Pavillon, der im Park des Vizekönigs zu Nanking steht. Unter mehrfachen Verbeugungen überreicht der Mann ihm einen auf rotes Kanzleipapier geschriebenen Brief des Vizekönigs von Kiang-si; der hohe Herr teilt ihm mit, er beabsichtige, den heutigen Vormittag für einen Besuch beim Pater zu

verwenden. Ein zweites, auf feines Reispapier gepinseltes Schreiben liegt dem Brief bei.

Der Pater überfliegt schnell die Zeilen des Vizekönigs, verrichtet kniend sein Morgengebet und vervollständigt dann seine Morgentoilette, hüllt sich in die weißen Unterkleider aus feinem Linnen, wirft das himmelblaue, seidene, mit Glückszeichen bestickte Drachengewand über und schlingt die Schärpe um den Leib. Sorgsam poliert er die Fingernägel, deren gepflegte Länge seine Zugehörigkeit zu den gehobenen Ständen bestätigen. Die Nägel werden vor Beschädigung geschützt durch ziselierte, aus Silber verfertigte Schutzhüllen.

Bald erscheint der Diener mit dem Lacktablett, auf dem Tee in der Tasse aus Tê-hua-Porzellan dampft. Schmalzgebäck und Früchte liegen auf Porzellanschalen.

Pater Matteo Ricci hat sich längst in den Doktor Li Ma-tou verwandelt, den berühmten Literaten und Gelehrten, den die chinesische Oberschicht in den vergangenen Jahren als einen ihresgleichen und zugleich als einen unvergleichlichen Wissenschaftler schätzenlernte. Selbst sein weicher, schütterer Bart unterscheidet ihn nicht von einem chinesischen Weisen, nur die weiße Gesichtsfarbe und der runde Schnitt der Augen verraten seine Herkunft.

Doktor Li entfaltet das zweite Schriftstück. Es ist die Abschrift eines Briefes, zu der der Vizekönig freundlichst bemerkt, sie sei angefertigt worden, um dem verehrten Doktor Li eine Freude zu bereiten. Der Originalbrief entstammt dem Pinsel des berühmten Literaten und Philosophen Li Chih und ist an einen hohen Mandarin des Kaiserlichen Hofes in Peking gerichtet.

Pater Ricci liest mit wachsendem Interesse, was sein Freund Li Chih an den Mandarin schreibt.

»Ich wurde von Ihnen nach Doktor Li, dessen Pinselname Li Hsi-t'ai lautet, gefragt.
Li ist ein Mann aus den fernen Westlanden. Von dort bis China sind es mehr als hunderttausend Li, und Doktor Li war schon mehr als vierzigtausend gefahren, als er zuerst von der Existenz Buddhas hörte ... Er lebt fast zwanzig Jahre in Kanton und ... wandte sich an die dortigen Gelehrten, damit sie ihn in die klassische Literatur einführten ...

Jetzt beherrscht er die Sprache und die Schrift sowie die praktischen Regeln des Verhaltens aufs Vollkommenste.
Er ist ein Mann, der seine Meinung äußert. Im Innern ist er ganz klar und nach außen ganz schlicht. Wenn eine Gesellschaft von mehr als zehn Leuten diskutiert, und alle gegenseitig ihren Standpunkt wahren, steht er beiseite und läßt sich nicht provozieren oder zur Einmischung zwingen. Unter den Menschen, die ich gesehen habe, ist keiner ihm vergleichbar.
Alle, sofern sie nicht zu hartnäckig, nicht zu schmeichlerisch sind oder nicht ihre Klugheit zur Schau tragen, oder nicht zu borniert oder verständnislos, stehen hinter ihm zurück.
Freilich weiß auch ich nicht, warum er hierhergekommen ist . . .
Sollte es etwa der Wunsch sein, auf Grund seiner Lehre unsere Lehren über Buddha oder Kon-futse zu ändern, dann wäre es allzu töricht.
Alles in allem, Doktor Li ist ein sehr empfehlenswerter Mann vom Rang eines hohen Gelehrten . . .[3]«

Der Pater legt den Brief auf ein Tischchen und reibt sich vergnügt die Hände. Mit diesem Blatt ist erreicht, was er in den vergangenen zwanzig Jahren erstrebt hat; in dem Urteil, das einer der bedeutendsten Gelehrten Chinas über ihn abgegeben, sieht er den Lohn seiner Mühe winken: Er ist Peking und dem Kaiserhof, dem großen Ziel seiner Sehnsucht, empfohlen worden!

Als er vor zwanzig Jahren nach Kanton kam, glaubte er, die weite Tracht eines armen buddhistischen Mönches böte die beste Möglichkeit zur Ausübung der Missionstätigkeit. Ein Bettler unter Bettlern, stand er vor den Tempeln der Stadt, ließ sich die Schale mit Reis füllen und war bestrebt, Priester, Passanten und Straßenhändler in religiöse Gespräche zu verwickeln. Doch sehr schnell erkannte er die Überempfindlichkeit der Chinesen gegenüber fremden Belehrungen. Diese große Kulturnation des Ostens war so sehr von ihrer eigenen Vollkommenheit und geistigen Höhe überzeugt, daß man ungemein vorsichtig und taktvoll vorgehen mußte, wollte man sie an Gedanken heranführen, die nicht aus ihren eigenen Bereichen stammten.

Dieser erste Versuch des jungen Paters war ein Mißerfolg. Auf

solche, dem Zufall vertrauende Weise konnte China nicht bekehrt werden. Der einzig richtige Weg mußte bei der Oberschicht beginnen. Die Masse würde immer nur das glauben, was die Gelehrten, die Mandarine und zuletzt der Kaiser für richtig hielten.

Ein Zufall half Pater Ricci weiter. Den Debatten des fremden Mönches hörte ein Mandarin zu und kam selbst mit ihm in ein Gespräch über Astronomie. Der vornehme Chinese staunte, als er die tiefgründigen Kenntnisse des Fremdlings entdeckte, und er gab ihm den Rat, sich seinem Rang als Gelehrter entsprechend zu kleiden und zu verhalten, nur auf diese Weise könne er den Zugang zu den entscheidenden Kreisen der Gesellschaft finden.

Der Pater verwandelte sich mit Hilfe des Mandarinen in den Doktor Li Ma-tou.

In den Seidengewändern eines geprüften Literaten, durch gepflegtes Mandarin-Chinesisch als gebildeter Mann ausgewiesen, geübt in allen Höflichkeitsfloskeln, wurde Ricci sofort beachtet, und bald wurde es Mode in den guten Familien Kantons, das kleine Häuschen des Doktors aufzusuchen und sich mit ihm über klassische Literatur und moderne Wissenschaft zu unterhalten.

Dennoch blieb der Weg, den er ging, lang und schwierig und erforderte unendliche Geduld. Pater Ricci bewährte sich dabei als ausgezeichneter Psychologe. Nichts wäre falscher gewesen, als den gebildeten Chinesen mit dem Hochmut des Besserwissens europäische Anschauungen beibringen zu wollen oder gar öffentlich das eigentliche Ziel, die Verbreitung des Christentums, zu verkünden. Der kluge Doktor Li spielte nie eine andere Rolle als die des bescheidenen, grundgelehrten, doch mehr noch lernbegierigen Fremden, der voller Hochachtung ist vor der überlegenen chinesischen Kultur.

Er schmückte allerdings die Wände seines Gartenhäuschens, das Literaten, Mandarine und hohe Beamte in wachsender Zahl betraten, mit Kupferstichen europäischer Bauwerke, Städte und Kirchen; auf den Gesimsen standen mathematische und physikalische Hilfsgeräte, astronomische Instrumente, Glasprismen, Uhrwerke, Zirkel, Bussolen, Musikinstrumente und Werkzeuge.

Natürlich fragten die Gäste nach Sinn und Bedeutung dieser Gegenstände und staunten, wenn sie sehr gelehrte und erschöpfende Auskünfte erhielten.

Oft entspannen sich heiße Debatten über mathematische und

astronomische Fragen, und dabei konnte der Doktor durch seine bei weitem reichere Kenntnis glänzen, ohne auch nur die geringste Eitelkeit zu zeigen.

Auf solche Weise erschütterte er ein gut Teil der eingefleischten chinesischen Selbstsicherheit und schuf sich die Grundlage zu künftigen Gesprächen über sein Herzensanliegen; denn um bekehren zu können, war es nötig, die durch nationalen Hochmut und ererbte Selbstgenügsamkeit erstarrte Vorstellungswelt der Besucher ins Wanken zu bringen.

Als Doktor Li den Ruf eines hochgelehrten und trotz seiner ausländischen Abstammung kultivierten Menschen in Kanton errungen hatte, hängte er eine neue Weltkarte an die Wand. Das bunte Prunkstück mit chinesischer Beschriftung, von ihm selbst gezeichnet, war nach dem neuesten Stand der geographischen Wissenschaft des Abendlandes angefertigt. In Rom hatte Pater Ricci ein Exemplar der berühmten Weltkarte des Gerhard Kremer, genannt Mercator, zu Gesicht bekommen und hatte sogar die Erlaubnis erhalten, sich eine Kopie anfertigen zu dürfen.

Die weisen Mandarine standen verblüfft und aufgeregt vor diesem unbekannten Weltbild.

Was sahen sie? Stimmten Himmel und Erde nicht mehr zusammen?

War man in China seit dreitausend Jahren nicht gewohnt gewesen, das »Reich der Mitte« zu sein, das größte und bedeutendste, im Zentrum der Welt liegende und alle übrigen Länder überschattende Staatsgebilde?

Auf dieser Karte befand sich China durchaus nicht im Mittelpunkt; und es war nicht das größte Land. Was in chinesischen Karten bisher als unbedeutende Randgebiete eingezeichnet war, Indien, Zentralasien, Hinterindien, Persien, Afrika, und was sie nicht beachteten: Europa, und was sie gar nicht kannten: Amerika, bedeckte weite Flächen der Welt. Es gab also – was unfaßbar schien – außer China noch sehr viele andere mächtige Länder.

Dem Jesuitenpater war der erste Rammstoß in die in sich versponnene, von alten Traditionen gefesselte Kultur gelungen. Mit seiner Karte begann für China eine neue Epoche der Erkenntnis.

Folgerichtig ging er weiter vor. Er vervielfältigte seine Weltkarte durch Druck und verschickte zahlreiche Exemplare an Gelehrte, Mandarine und hohe Beamte.

Er schrieb nach Rom:

»... das habe ich getan, daß sie hier langsam eine andere Vorstellung von unseren Ländern, Völkern und vor allem von unserer Wissenschaft bekommen, als dies bisher der Fall gewesen ist. Es war das nützlichste Werk, das in diesen ersten Zeiten in China unternommen werden konnte ...«

Der Ruhm Doktor Lis öffnete ihm nicht nur die Tore des Gouverneurspalastes, sondern öffnete ihm den Zutritt in die Häuser der hohen Mandarine.

Vor zwei Jahren glückte der nächste Schritt. Der Vizekönig der Provinz Kiang-si lud Doktor Li ein, ihn als Gast in seinem Palast in Nanking aufzusuchen. Das hohe Spiel erneuerte sich hier vor Mandarinen und Literaten, die hochmütig auf ihre Kollegen in dem provinziellen Kanton herabsahen.

In Nanking traf Doktor Li vor allem auf Mathematiker und Astronomen, deren Disziplinen er selbst meisterhaft beherrschte. Er studierte mit Eifer das Lehrbuch »Tung tschih-kang mu« und fand, daß die Chinesen die Flächen- und Körperberechnung genau kannten, sie wußten auch Quadrat- und Kubikwurzeln zu ziehen, waren bekannt mit den Grundregeln der Trigonometrie und konnten mit einfachen Gleichungen umgehen. Er aber, als Schüler des Professors Clavius, entdeckte verschiedene Lücken und Fehler im chinesischen System und verblüffte seine Zuhörer durch exakte Beweise der europäischen Überlegenheit. Noch leichter wurde es ihm, in der Astronomie die Vorstellungen seiner Gastgeber zu korrigieren. Er unterwies einige Gelehrte aus Kiang-si in der Kunst, genaue Sonnenuhren zu bauen und die Konstellation von Sonne, Mond und Planeten zu errechnen; ebenso klärte er sie über das Wesen des Schalls, die Prinzipien der Akustik, Optik und Mechanik auf.

Der Vizekönig selbst war einer seiner eifrigsten Bewunderer.

Längst zweifelte in Kanton und Nanking niemand mehr daran, daß ein Mensch aus dem verachteten Land der »Südbarbaren« chinesischen Gelehrten an Wissen ebenbürtig sein könne. Die Professoren von Kiang-si waren großzügig und klug genug, die Überlegenheit Doktor Lis wenigstens auf einigen Gebieten anzuerkennen.

Nachdem er sich soweit durchgesetzt hatte, wagte Pater Matteo es, seine eigentliche Aufgabe anzugreifen; er begann vorsichtig religiöse Gespräche zu führen. Fast zwanzig Jahre Vorbereitungszeit waren dazu nötig gewesen – aber nun stand er an der Schwelle.

Er hängte zwischen die Stiche von Rom, Florenz, Venedig und Paris, Köln, München und Wien Darstellungen Christi, der Maria und Szenen aus der Leidensgeschichte. Wie er es erwartet hatte, befragte man ihn nach dem Sinn und der Bedeutung der Bilder. Die Erklärungen des bescheidenen, hochgeschätzten Doktors wurden unmerklich zur Predigt und zum Glaubensunterricht. Doch auch jetzt hütete er sich, der chinesischen Anschauungswelt zu entweichen. Er kleidete seine Schilderungen und Argumente in die Form konfuzianischer Sentenzen und buddhistischer Symbole.

Man fing an, nachdenklich zu werden, Vergleiche zu ziehen und das Christentum ernst zu nehmen.

Lange hält Pater Matteo jenes Schreiben seines Freundes, des gelehrten Li Chih, in Händen, und in freudiger Dankbarkeit findet er sich und die Mühsal von zwanzig Jahren gerechtfertigt und belohnt; mehr aber noch beglückt ihn die Verheißung, daß er sein Ziel erreichen werde; die Anfrage, auf die Li Chih geantwortet hatte, war ja – er muß es sich wiederholen – aus der Kaiserstadt Peking gekommen.

Kurze Zeit später bricht Pater Matteo zur Reise nach der Nördlichen Hauptstadt auf. Versehen mit einem Paß, den ihm sein Gönner, der Vizekönig von Kiang-si, ausgestellt hat, und vielen Empfehlungsschreiben befreundeter Mandarine, vertraut er sich einer Dschunke an, die den Yang-tse-kiang hinabschwimmt.

Diese Flußfahrzeuge sind langgestreckte Boote, sie besitzen ein erhöhtes, von Strohmatten überwölbtes, mit Galerien und Kabinen ausgestattetes Vorderdeck und ein langes, sehr flaches Heck, das, ohne Reling, kaum den Wasserspiegel überragend, eher einem Floß als einem Bootskörper gleicht. In der Mitte der eigenartigen Schiffe ragt ein einziger hoher Mast mit zwei großen, grellbemalten Bastmatten-Segeln. Während auf den Planken des flachen

Hinterdecks in buntem Gewühl Bauern, Kulis, Arbeiter und Handwerker mit ihren Weibern, lärmenden Kindern, kleinen Haustieren und Säcken, Ballen und allerhand Gerät kauern, durcheinanderschnattern und bei jeder Schlingerbewegung der Dschunke aufschreien, sich ängstigen und wieder beruhigen, wohnen in den wenigen Kabinen des Vorderkastells ausschließlich Standespersonen.

In einem dieser sauber ausgestatteten Räume, vor deren Fenstern sogar gelackte Kistchen mit Geranien angebracht sind, hat der ehrwürdige Doktor Li Ma-tou Quartier bezogen. Lieber würde sich der Pater unter das Volk des Hinterdecks mischen, Knoblauch- und Ziegengestank und die Ausdünstungen schwitzender, armer Kulis in Kauf nehmen, anstatt das überstarke Moschusparfüm der Kabine einzuatmen, aber sein Rang als Gelehrter verbietet es, sich mit den Bauern und Arbeitern zu befassen.

Doktor Li studiert in der Kabine nach seiner Gewohnheit Bücher der konfuzianischen Schule, schreibt Anmerkungen und Notizen dazu und spürt gar nicht, wie rasch die Zeit vergeht.

Am späten Nachmittag legt die Dschunke an einem langen Kai mitten in einer Stadt an. Passagiere gehen von Bord, andere kommen, Waren werden verstaut, dann staken Ruderkulis mit langen Bambusstangen die Dschunke aus dem Flußhafen ein Stück hinein ins Stillwasser und bugsieren sie weiter in einen breiten, ruhig fließenden Kanal. Seile werden ausgebracht, die sich an ihren Enden wie das Geäder eines Ahornblattes in zahllose Einzelschnüre fächern. Nach den Schnüren greifen halbnackte Kulis und ziehen – es sieht aus, als hänge am Ende jedes Taues ein Bienenschwarm –, auf dem Treidelsteg hintrottend, das schwerbäuchige Schiff durch die schwarze Wasserfläche des Kaiserkanals bergan nach Norden.

Noch über fünfhundert Meilen sind zu fahren!

Auf der langen Reise lernt der Jesuitenpater das Ming-Reich von einer Seite kennen, die sich in den Millionenstädten Kanton und Nanking nicht enthüllen konnte; er erblickt das eigentliche, das unsterbliche China des Landvolkes, denn das Reich der Mitte ist ein Bauernland.

Wie unendlich weit sich die Ebenen und Hügel erstrecken! Wie bodenverhaftet sich die Dörfer, die Hütten aus lehmbeworfenem Flechtwerk, die Stroh- und Schilfdächer in Berge und Täler schmie-

gen; sie sind selber ein Teil der Landschaft, seit Tausenden von Jahren schon! Fischer werfen auf den Seen das Netz aus; ihre Boote schwanken durch Röhricht und versumpfte Bambuswälder. In kleinen Kanalhäfen drängen sich braungelbe Kulis, die meist nur Lendenschurze tragen und spitzkegelige Strohhüte. Auf den Feldern gehen die langgehörnten Buckelochsen und Wasserbüffel vor den Pflügen, Bauern in Mattenumhängen stapfen hinter ihnen über die Schollen, während Knaben die Tiere mit dem Stachelstock antreiben. Längs des Kanals wandern lange Karawanen von Weibern, alten Männern und vielen Kindern mit Körben, Eseln und Ochsen zu den Märkten; überwältigend ist die Menge dieses Volkes, das am Kanal, auf den Hügeln, in den Stromebenen und Gebirgstälern tausend Meilen weit nach jeder Himmelsrichtung haust, und alle diese gleichgeprägt erscheinenden Menschen stehen unter dem Befehl und dem Gesetz des Himmelssohnes von Peking. Alle blicken, wenn sie ihr Schicksal bedenken, nach Norden, wo fern in der »Verschlossenen Stadt«, wie über Wolken unnahbar, der »Sohn des Himmels«, Seine Majestät Kaiser Schên-tsung, residiert.

Angesichts des ungeheuren Landes und seiner Volksmenge wird Pater Matteo noch stärker als in den Städten, die er bisher kennenlernte, die Erhabenheit des Kaisers bewußt, und er erfährt es von neuem, wie wichtig es wäre, den allmächtigen Gebieter Chinas für das Christentum zu gewinnen. Der Kaiser strahlt eine solche Hoheit aus, daß selbst die Mandarine in Kanton und Nanking es stets vermieden, seinen Namen auszusprechen. Statt dessen wählten sie eine umschreibende Bezeichnung wie »Der göttliche Herrscher« oder »Der Himmlische auf dem Drachenthron«, und sie gebrauchten nicht einmal die Schriftzeichen, die im kaiserlichen Namen vorkommen, in ihrer alltäglichen Korrespondenz; anders zu verfahren, wäre für sie Profanierung der Majestät gewesen.

Es war dem Pater erzählt worden, der Himmelssohn lebe in Peking im Mittelpunkt mehrerer undurchdringlicher Mauerringe, er sei durch die vielfachen Schichten der Beamtenhierarchie vom Volke abgetrennt und bewege sich in einer der Umwelt entrückten Zone. Kaum jemand außer seiner engsten Umgebung dürfe sich rühmen, ihn von Angesicht gesehen oder gar mit ihm gesprochen zu haben.

Es würde sehr schwer sein, überlegte der Pater, zu diesem verkörperten Idol vorzudringen; die Empfehlungsschreiben in der Tasche mochten da vermutlich keine Hilfe bieten.

Kaiser von China – das war ein Prinzip, eine platonische Idee, die Vergötterung eines großen Volkes in einer einzigen Person! Wie im archaischen Griechenland oder im Rom der Urzeit, wie im Alten Reich der Ägypter der König oder Pharao das Bindeglied zwischen dem Irdischen und dem Ewigen, zwischen Menschen und Göttern war, so lag in China die ganze Last der Verantwortung für die Harmonie von Kosmos und Menschenwelt, für das gute Zusammenspiel der über-, unter- und zwischenirdischen Kräfte auf dem Inhaber des Drachenthrones. Er war heilig und göttlich, weil ihm zustand, den geheimnisvollen Vertrag zwischen Himmel, Erde, Meer und Leben, zwischen Fatum und Wirklichkeit zu beachten und zu erfüllen; er wäre ein schlechter Kaiser, wenn während seiner Herrschaft die Ordnung gestört würde, die Harmonie sich auflöste, chaotische Zustände Platz griffen und wenn sich die Vorsehung wider ihn und China stellte.

Das Schicksal all dieser Fischer, Kulis, Bauern und Schiffer, die der Pater auf seiner Fahrt erblickte, hing von dem einen Manne ab, der in Peking hinter dem dreifachen Mauerring der »Verbotenen Stadt« regierte.

Der Pater empfand jetzt aber auch stärker als in Kanton und Nanking, daß die von den Chinesen so hoch bewertete Harmonie im Reich der Ming bereits gestört war und daß das Verhängnis über dem Kaiserthron dunkel heraufzog.

In Nanking hatten ihm seine Freunde erzählt, daß die Finanzen des Staates sich in äußerst mißlicher Verfassung befänden infolge der uferlosen Verschwendungs- und Bausucht des Hofes, vielleicht noch mehr infolge der hohen Ausgaben für den jetzt beendeten Krieg in Korea, den der japanische Machthaber Hideyoschi China für viele Jahre aufgebürdet hatte.

Der Beamtenapparat wuchs ständig, die Eunuchen am Hof in Peking verschleuderten Unsummen für Feste, Kleiderluxus, Theateraufführungen und Paläste. Die Korruption war noch ärger als früher; ohne »Geschenke« konnte bei Behörden niemand mehr etwas erreichen.

In Kanton und Nanking waren diese Aufklärungen für den Pater interessant und bemerkenswert gewesen, hier auf dem Kaiser-

kanal und später, als er jenseits des Hoang-Ho-Stromes die Fahrt in einem der hochräderigen Reisekarren fortsetzte und durch viele Dörfer kam, füllten sich die einst gehörten Schilderungen mit anschaulichem Leben; sie verwandelten sich in Schicksale, die er mit eigenen Augen gewahrte.

Man pflegte in den Kreisen der Mandarine gelehrt darüber zu sprechen, daß die Finanzlage des Reiches angespannt sei oder daß das Steueraufkommen mit allen Mitteln erhöht werden müsse – nun sah der Pater mit eigenen Augen die praktischen Folgen solcher Forderungen.

Im Dorfe Pu, durch das der Wagen des Paters, umhüllt von Wolken gelben Staubes und dicker blauer Fliegen, rollte, nahmen die unverbindlichen und ins allgemeine gesprochenen staatspolitischen Erkenntnisse der Mandarine eine realistische Deutlichkeit an. Hier kreischte das verzweifelte Geschrei der Weiber und Kinder, die ohnmächtig dulden mußten, daß die Steuereintreiber die letzten Ochsen und Schweine aus den Schuppen zerrten; hier in Pu standen ausgemergelte, abgearbeitete Bauern in schmutzigen Lumpen und Bastmänteln am Wegrand und ballten verzweifelt die Fäuste. Soldaten mußten die Männer und Frauen mit gefällten Schwertlanzen zurückhalten, während die Steuerbeamten mit ihrer Beute das Dorf verließen. Der kleine Reisezug des Doktor Li war genötigt, sich der Truppe anzuschließen, weil die ausgeplünderten Landleute in ihrer Wut jeden unbeschützten Beamten, Mandarin oder in Seide gekleideten Vornehmen erschlagen hätten. Die Soldaten warnten die Reisenden auch sicherlich nicht ohne Grund vor Räuberbanden in den Hügeln von Schan-Si, und es war keine unbegründete Ängstlichkeit, als die Wirte der Yamen, in denen der Pater übernachtete, von den Banditen, die den oder jenen Abschnitt der Straße unsicher machten, nur im Flüsterton sprachen.

Es gab wahrhaftig genug Anzeichen für die gestörte Harmonie des Lebens und für die Schatten, die sich um die Ming-Dynastie zusammenballten.

Im Norden Chinas hörte Pater Matteo außerdem zum erstenmal von einem Problem, das begreiflicherweise diese Provinzen mehr berührte als Kiang-si oder Kuang-tung im Süden. Man sprach von der Mandschugefahr, die als drohender Schatten jenseits der Großen Mauer den Himmel verdunkelte.

Altchinesisches Schiff, dessen Schaufelräder durch Menschenkraft bewegt wurden. (Holzschnitt von 1726)

Im rauhen Land zwischen der Großen Mauer und dem Amurstrom, zwischen dem Chin-gan-Gebirge und Korea waren schon vor längerer Zeit chinesische Verbrecher in großer Zahl angesiedelt worden; allmählich hatten sich die einheimischen Tungusenstämme und Überbleibsel der aus China verjagten Mongolen mit den angesiedelten Chinesen vermischt, und dieser Völkerbrei gab dem großen Häuptling Nurhachi die Grundlage zur Errichtung des Reiches Mandschu.

Die führenden Stämme Mandschus sind die Mandschu-Tungusen und die Gioro, hochgewachsene, kriegerische, tatkräftige Männer, vielfach mohammedanischer Religion. In demselben Jahr, in dem Pater Matteo von Kanton nach Nanking reist, reorganisiert Fürst Nurhachi sein Heer, rüstet es ausgezeichnet aus, teilt es in vier Banner oder Armeekorps ein und zieht es bis dicht an die Grenze Chinas vor, in unmittelbare Reichweite der Großen Mauer.

Das war ein neues, düsteres Problem für den Himmelssohn in Peking.

Nach sechswöchiger Reise, als im Nordosten die blauen Gebirgszüge den Horizont begrenzen, steigt endlich die Silhouette der Kaiserstadt mächtig aus der mit gelbem Staub bedeckten Ebene. Stroh- und schilfgedeckte Hütten umrahmen die grünen Parks, hinter deren Büschen und Bäumen man das geschweifte Gebälk von Tempeln, Pagoden und Palästen erkennt. Fern – schon jenseits des Flusses Pei-ho – ragt stumm und abweisend wie eine Festung das Viereck der »Verschlossenen Stadt« in den glanzüberflossenen Himmel.

Dort drüben schlägt das Herz des Reiches, dort wohnt der Himmelssohn, Kaiser Schên-tsung aus dem Hause Ming.

Dank seiner Empfehlungsschreiben findet Pater Matteo in einem Vorort Pekings einen kleinen Pavillon, den er mieten kann. Er nimmt Verbindung auf mit einem hohen Beamten, an den ihn Freunde verwiesen haben. Das Spiel von Kanton und Nanking wiederholt sich in engem Rahmen. Bald gehen auch hier Mandarine, Gelehrte und Beamte bei ihm ein und aus.

Der Pater nutzt jede frei Stunde, um seine Kenntnisse zu er-

weitern. Er studiert jetzt die berühmte Enzyklopädie »Yung-li ta-tien«, ein Riesenwerk, das vor langer Zeit von zweihundert Gelehrten der Han-lin-Akademie zusammengestellt wurde. Es bietet eine Übersicht über das gesamte Wissen Chinas. Da die Enzyklopädie mehr als 11 000 Bände umfaßt, ist sie niemals gedruckt worden; der gelehrte Pater vermag bei allem Fleiß nur einen kleinen Teil dieses wissenschaftlichen Ungetüms zu bewältigen. Wenn er ein Nachschlagewerk braucht, greift er zum gedruckten und illustrierten Lexikon des Wang-Tsch'i und Wang Sse-i.

Es ist ein Glückstag, als Pater Matteo die Bekanntschaft Sü Kuang-k'is, eines Mandarins des durchsichtigen blauen Knopfes und Träger des Silberfasankleides, macht; Sü Kuang-k'i ist Minister und gilt als hervorragender Gelehrter. Als der Pater von seinem Wunsch spricht, den Kaiserhof betreten zu dürfen, wiegt der Staatsminister bedenklich den Kopf; er habe wenig Hoffnung, sagt er, daß ein Fremder jemals die Mauer der Eunuchenherrschaft und Beamtenhierarchie durchdringen könne, doch erklärt er sich schließlich bereit, der Himmelsmajestät ein besonders kostbares Geschenk aus der Hand des Doktors Li überreichen zu lassen.

Das wertvolle Präsent besteht aus einer kunstvollen, mit Emaille, Silberfiligran und Gold eingelegten mechanischen Taschenuhr aus Europa.

Der Kaiser ist entzückt von dem »Nürnberger Ei«. Er ist tief beeindruckt, wenn die Uhr die Stunden schlägt, und die Zeiger, von geheimnisvoller Kraft getrieben, vorrücken. Freilich ist er durch Geschenke aller Art viel zu verwöhnt, um nach dem Spender zu fragen.

Die Uhr aber und Pater Matteos kluge List sorgen für sich selber. Denn am nächstfolgenden Tag bleiben die Zeiger stehen, und der Himmelssohn wartet vergeblich auf das silberne Glokkenspiel, das zur Mittagsstunde zu erklingen pflegt. Nun werden die Kammerherren und Eunuchen bemüht; das Ministerium Li-Pu, für Riten und Zeremonien zuständig, tritt zusammen, den Fall zu prüfen, und eifrige Beamte verfolgen die Spur der Uhr bis zurück zu dem plötzlich wichtig gewordenen Spender.

Eine Reihe seidenverhangener Tragsänften eilt aus den Toren der »Verschlossenen Stadt«, bewegt sich über die geschwungenen

Brücken des Pei-ho und quer durch die Chinesenstadt mit ihrem Lärm und Getümmel, bis sie das in einem Park gelegene Häuschen des Gelehrten Doktor Li erreicht. Mandarine entsteigen den Sänften, betreten den Pavillon und überbringen dem Doktor den Befehl des Ministeriums Li-Pu, schnellstens in den Palast zu kommen.

Doktor Li, in sein schönstes Drachengewand gehüllt, setzt sich in eine der schwankenden Sänften und wird von acht Kulis auf die andere Seite des Flusses getragen.

Der Palast Sin-ching wächst vor seinen Augen immer höher. Sieben Meilen lang ist die doppelte rosenfarbene Mauer der Tatarenstadt, dreißig Fuß hoch, und ihre Krone ist so breit, daß darauf zwölf Reiter nebeneinander galoppieren können. Wie durch Zauberhand öffnen sich die schweren kupfernen Flügel des Tores, und ein dunkler, kühler Tunnel tut sich auf. An den Wänden reihen sich in Panzerrüstungen, geflügelte Drachenhelme auf dem Haupt, gezackte Hellebarden in der Hand, die Leibwächter. Hinter dem Torgewölbe liegen im Sonnenlicht zwei gewaltige Bronzelöwen auf Marmorsockeln; jenseits eines weiten, sandbestreuten Hofes führt eine breitgeschwungene Marmortreppe zu einer Terrasse empor, die in einen Park übergeht.

Langsam zieht die Sänfte des Doktors Li am Ufer eines lieblichen Flüßchens entlang, das, von Lackbrücken überwölbt, sich zwischen Baumgruppen, Blumenrabatten und Teichen, zwischen künstlichen Hügeln und Hainen durch den Park windet. Die Baumkronen werden überragt von gewaltigen Bauten und geschweiften Dächern mit bunten Majolikaziegeln. Die Sänfte schwebt über die hochgebuckelte Kamel- und die kühngeschwungene Drachenbrücke durch das Tor einer zweiten weißen Mauer in einen von Gebäuden und Hallen umsäumten Gartenhof. Eine flache, breite Freitreppe geleitet zu einer großen Marmorhalle.

Hochgebaute Torgerüste aus rot und golden lackiertem Edelholz in Form von Schriftzeichen, die Glück und Ehre verheißen, stehen vor dem blauen Himmel.

Man bittet Doktor Li, die Sänfte zu verlassen und sich ins Innere des tempelartigen Gebäudes zu begeben. Der Pater hat wohl bemerkt, daß er nur zwei Mauerringe passiert hat und daß er hier im Hof der Beamten und Ministerien dem Kaiser niemals begegnen wird.

Trotzdem verschlägt es ihm fast den Atem, als er sich der Versammlung höchster Mandarine gegenübersieht.

Im Halbdunkel der Halle, inmitten goldblitzender Bronzen, feinster, bemalter Stoffbahnen und unter lackiertem Gebälk, das eine mit Edelsteinen besetzte, kassettierte Sandelholzdecke stützt, sitzen stumm wie Götzenbilder einige Dutzend Eunuchen und Minister in der starren Seidenpracht ihrer Staatsroben. Pfauen, Goldfasane, Paradiesvögel und Pelikane, Glückssymbole und bedeutungsreiche Ornamente sind auf die blauen, grünen, scharlachfarbenen Gewänder gestickt; alles flimmert von Gold, Juwelen und Perlen. Leise bewegen sich in den Händen Reiherfedern oder kunstvoll bemalte Papierfächer; die weiten Seidenärmel schwanken dabei wie Flügel riesiger Schmetterlinge.

Doktor Li weiß sich zu benehmen, er verneigt sich tief, vollführt sogar den Kotau und wartet in gebückter Stellung, bis ihn ein Minister anspricht.

Das Anliegen der Staatsräte ist kurz und klar: Er solle die Uhr wieder zum Gehen und Spielen bringen.

Mit wenigen Handgriffen ist das Gewünschte getan, und mit fast verletzender Kürze wird der Doktor verabschiedet. Die Sänfte wartet bereits und bringt ihn zurück in seine Wohnung.

Dreimal wiederholt sich dieser Vorgang in den nächsten Tagen, dafür sorgt der Mechanismus der Uhr. Und dreimal zieht Pater Matteo das mechanische Kunstwerk auf. Doch als er zum drittenmal vor der Versammlung der Mandarine steht, erlaubt er sich eine kurze Ansprache.

»Hochgelehrte und ausgezeichnete Großväter vieler Enkel!« beginnt er und schließt mit dieser Anrede auch die geschmeichelten Eunuchen ein, »euer untertäniger Diener, der nichtswürdige Sklave des Himmelssohnes, dem Unwissende den Gelehrtenrang zuerkannt haben, erfrecht sich, noch einige Geschenke für die himmlische Majestät mitzubringen, und bittet inständig, sie zu Füßen des Drachenthrones niederzulegen.«

Behutsam stellt er zwei, von Italienern gemalte Gemälde mit religiösen Themen auf den Teppich, fügt einen kostbaren kleinen Reliquienschrein hinzu und zieht sich unter dem eisigen Schweigen der Versammlung zurück.

Auf dem Schrein liegt eine an den Kaiser gerichtete Bittschrift, nach der Vorschrift auf purpurrotes Kaiserpapier gepinselt. Ihr Inhalt lautet:

»Euer niedriger Untertan kennt genau die Himmelssphäre, die Geographie, die Geometrie und die Rechenkunst. Mit Hilfe von Instrumenten beobachtet er die Sterne und weiß mit dem Gnomon, dem Schattenstab zum Messen der Sonnenhöhe, umzugehen. Seine Methoden stimmen genau mit denen der chinesischen Lehrer überein. Wenn der Kaiser geruht, einen unwissenden und unwürdigen Mann nicht zurückzuweisen, wenn er diesen vielmehr gestattet, seine geringe Begabung auszunützen, so ist es sein lebhaftester Wunsch, sich ganz in den Dienst eines so großen Fürsten zu stellen [4].«

Die Bittschrift und die Geschenke werden über das Ministerium Li-pu dem Minister der Riten vorgelegt, und dieser reicht sie an den Inneren Rat mit einer ungünstigen Stellungnahme weiter. Der Minister schreibt:

»Europa hat keine Verbindung mit uns und nimmt unsere Gesetze nicht an. Die Bilder, welche Doktor Li als Tribut darbringt, stellen einen ›Herrn des Himmels‹ und eine Jungfrau dar. Sie sind ohne besonderen Wert.
Außerdem hat Doktor Li eine Büchse mit den Gebeinen Unsterblicher übergeben – eine Unmöglichkeit, wie wir wissen.
Nach den Lehren unserer alten Weisen bringt die Annahme solcher Geschenke Unheil. Man soll also Doktor Li den Aufenthalt am Hofe nicht gestatten und ihn in sein Land zurückschicken.«

Andere Minister urteilen günstiger; vor allem setzt sich der gelehrte Sü Kuang-k'i dafür ein, dem Fremden eine Audienz zu gewähren. Der Streitfall wird der Himmelsmajestät zur Entscheidung vorgetragen, und der Kaiser, durch die Uhr neugierig gemacht, spricht den Wunsch aus, den fremden Mandarin kennenzulernen.

Wenige Tage später verbeugt sich Pater Matteo im Kotau vor dem Drachenthron.

In der ersten Audienz fragt der Kaiser neugierig nach dem Geheimnis der Uhr. Pater Matteo erläutert den Mechanismus, er versteht es aber, das Gespräch so geschickt zu lenken, daß es astronomische Probleme berührt. Er hat einige Meßgeräte mitgebracht und zeigt nicht nur, daß sie besser als die chinesischen arbeiten, sondern er läßt so viele von ihm klug angeschnittene Fragen offen, daß ihn der Kaiser für den nächsten Tag wieder zu sich bestellt.

In solcher Weise baut sich der Pater eine Brücke von einer Audienz zur anderen, bis er allmählich zum ständigen Besucher des Himmelssohnes wird. Die Fülle der europäischen Erkenntnisse in den Naturwissenschaften, in Mathematik und Astronomie fesseln den Kaiser so sehr, daß er Doktor Li schließlich bittet, sein Lehrer in diesen Disziplinen zu werden. Damit ist der Bann endgültig gebrochen, und die Minister beeilen sich, sich bei Doktor Li in ein möglichst günstiges Licht zu setzen.

Der Pater versteht es, das Interesse des Himmelssohnes an abendländischen Errungenschaften dauernd wach zu halten, er schlägt dem Kaiser mit Erfolg vor, noch andere Jesuitenpatres nach Peking kommen zu lassen. Den Missionaren wird ein eigener Pavillon innerhalb der »rosafarbenen Mauer« eingeräumt und auf Befehl der Majestät ein ansehnliches Monatsgehalt ausgesetzt. Er verleiht ihnen außerdem den Rang von Mandarinen. Der chinesische Gelehrte Tsui-Chi schreibt über die Tätigkeit der Jesuiten:

»Pater Matteo Ricci übersetzt nicht nur wissenschaftliche und religiöse Bücher aus Europa, er schreibt auch selbst einige Werke in chinesischer Sprache: ›Geographie der Welt mit Karten‹, ›Der wahre Sinn des Christentums für Katholiken‹, ›Über die Freundschaft‹ und ›Die fünfundzwanzig Worte‹, in welchem Buch er seine Ansichten über den Konfuzianismus darstellt, dazu Werke über Geometrie und Astronomie.«

Eine Anzahl hoher und höchster Beamter nimmt nach einiger Zeit die Taufe, unter ihnen Sü Kuang-k'i, der neue Minister für Riten und Zeremonien.

Dennoch bleibt vieles, was zur westlichen Lebenswelt gehört, den gebildeten Chinesen der »Verbotenen Stadt« weiterhin fremd,

so zum Beisiel die italienischen Gemälde, die an der Wand des kaiserlichen Empfangssaales hängen. Über die europäische Malerei, die ganz anderen Gesetzen folgt als die chinesische, äußert sich der Literat Tsou I-kuei später mit kritischen Worten:

»Die Maler aus dem Westen wenden stets die Gesetze der Perspektive an, wodurch ein lebhafter Eindruck von Tiefe und Entfernung entsteht. Die Bilder, die Häuser zeigen, wirken so echt, daß man versucht, in die Häuser hineinzugehen. Unsere Studenten der Malkunst werden bestimmt einen kleinen Teil dieser Methoden, die freilich der persönlichen Pinselführung völlig ermangeln, nutzbringend verwerten können. Obgleich diese Werke Geschick in der Zeichnung und gewissenhafte Arbeit zeigen, kann man sie nicht als echte Malerei in unserem Sinne ansehen ...«

An jenen Tagen, an denen der getreue Nachfolger Franz Xavers in den letzten Zügen liegt, läuten mehr als dreihundert christliche Glocken in China, und Kaiser Schên-tsung übereignet den Jesuiten ein Stück Land in der Ebene der Ming, damit sie ein würdiges Grabmal für den verdienten Doktor Li errichten können.

Einige hohe Hofbeamte machen zwar Bedenken gegen den steigenden Einfluß der Fremden geltend, Minister Sü Kuang-k'i aber erläßt ein eindeutiges Dekret, das in alle Provinzen verschickt wird:

»Doktor Li Ma-tou ist der erste gewesen, der aus dem fernen Westen nach China gekommen ist, um hier das Christentum zu lehren. Der Kaiser hat ihn als Gast aufgenommen, ihm eine Pension ausgesetzt und sein Begräbnis bezahlt. Seither sind viele Gelehrte aus dem Westen in der Hauptstadt eingetroffen.
Die Fürsten, Minister, Gouverneure, Vizekönige und Distriktchefs mögen sich Männer wie Doktor Li als Vorbilder nehmen und sie verehren.
Euch Gelehrten aber sage ich: Laßt ab von euren Vorurteilen, überwindet eure Abneigung gegen alles Fremde, nehmt die Bücher der westlichen Weisen zur Hand und studiert sie gründlich. Ihr werdet daraus Erleuchtung schöpfen und vor Abscheu über eure früheren Irrtümer schwitzen ...«

Das Tor nach China ist aufgestoßen, zwei Welten treiben mit schicksalhafter Anziehungskraft aufeinander zu.

Zopf oder Kopf

In den Jahren nach dem Tode Pater Riccis wird es immer deutlicher, daß ein Verhängnis über dem Ming-Reich waltet. Offensichtlich ist jene Harmonie des Tao gestört, nach der die Himmelskörper ihre Bahn ziehen, die Jahreszeiten aufeinanderfolgen und der Fruchtwechsel der Erde abläuft, Saaten sprießen und abgeerntete Äcker ausruhen.

Wie wäre es denn sonst möglich, daß die »Südbarbaren«, diese rotgesichtigen Fremden, mit ihren überlegenen Schiffsgeschützen sich am Rande der Ströme festsetzen, und wie könnte es sonst geschehen, daß holländische Geschwader auf der seit ältesten Zeiten China gehörigen Insel Taiwan-Formosa landen und sie besetzt halten?

Die Spanier haben auf den Philippinen die starke chinesische Handelskolonie mit Schwert und Feuer fast völlig ausgerottet, um sich das Monopol für den Handel mit den Malaien anzueignen, und die Holländer haben auf Java die Städte durch die Macht der Kanonen eingenommen; sie sind über die ansässigen chinesischen Geschäftsleute hergefallen, die sie genauso wie die arabischen, persischen und indischen Kaufleute ausgeplündert, niedergemetzelt oder verjagt haben.

Aus der Mongolei und aus Turkestan kommen andere, sehr beunruhigende Nachrichten darüber, daß von Westen her Schwärme bärtiger Russen in Sibirien vorrücken, daß sie bald den Amurstrom und damit die Säume der chinesischen Einzugsgebiete erreicht haben.

Am schlimmsten empfindet China die wachsende Bedrohung, die vom Mandschu-Reich ausgeht. Fürst Nurhachi hat seine vier »Banner« auf acht vermehrt.

Er nennt sich »Kaiser« und verlegt seine Residenz näher an die Chinesische Mauer, aus Liaoyang nach Mukden. Schon hat er alle Stämme vom Amur bis über die Grenze Koreas seinem Mandschu-Staat eingegliedert.

Bei der Aufrüstung des Mandschu-Heeres spielen die »Südbarbaren« eine große Rolle. Portugiesische Kaufleute liefern Handfeuerwaffen und Kanonen. Der Hof in Peking pariert geschickt, indem er durch die Jesuiten vier Geschützgießer aus Macao, die Meister Jean da Rocha, Emmanuel Diaz, Jules Aleni und François Sambiasi, kommen läßt, die in Peking zu kaiserlichen Beamten des »Feuerwaffenamtes« ernannt werden.

Das niedere Volk, bedrückt durch Hunger und Arbeitslosigkeit, wendet seinen Zorn über die fühlbare Verschlechterung der Lebensumstände gegen die Fremden. In Nanking kommt es zu Ausschreitungen wider die Missionare und Christen, weil die Massen glauben, alles Unglück gehe von den fremden Teufeln aus.

In Flugschriften und öffentlichen Reden verweisen die Gegner der Hofpartei auf die Mißwirtschaft der Eunuchen in Peking, die sich trotz der zunehmenden sozialen Spannungen und der Verarmung der Massen mit Jagdhunden, Falken und Pferden vergnügen, bei Theateraufführungen, Tanzereien, Wettrennen, Musikfesten und Ringkämpfen unterhalten, Unsummen für ihren Luxus und ihre Bauten stehlen und Millionen zur persönlichen Bereicherung und in die Säckel ihrer Freunde und Verwandten abfließen lassen. Brutal unterdrücken sie jede Kritik; die Geheimpolizei sorgt dafür, daß sich keine Opposition ernsthaft regen kann.

Eine Gelehrtengruppe alter konfuzianischer Gesinnung schließt sich gegen die Korruption zusammen, sie nennt sich »Tun lin«, was soviel wie »Östlicher Wald« bedeutet. Die Staatspolizei des allmächtigen Eunuchen Wei Chung-hsien aber macht die Erbitterten durch Verhaftung und Hinrichtung sofort mundtot.

In einigen Provinzen, wo die Steuereintreiber besonders rücksichtslos gehaust und die Günstlinge der Eunuchen den Bogen gar zu heftig überspannt haben, breitet sich der Geheimbund des »Weißen Lotos« aus. Im Tal des Wei-ho, im alten Herzland der chinesischen Geschichte, erhebt sich ein Rebell, dessen Name plötzlich in aller Munde ist. Li Tzu-ch'êng entstammt, wie so mancher Umstürzler der Vergangenheit, einem Bauerngeschlecht. Er ist vorerst nicht viel mehr als ein Räuberhauptmann, ein Anführer der Freischärler, der in den Gebirgen Schen-Sis sein Wesen treibt; aber sein Ruf als Rächer der Armen und Unterdrückten verbreitet sich bald in ganz China.

Im »Männlichen Feuer-Tiger-Jahr der zweiundsiebzigsten Himmelsperiode« – für die Fremden das Jahr 1629 nach der Geburt des Heilands – verkünden die kaiserlichen Beamten des »mathematischen Tribunals« vom Drachenpavillon zu Peking für einen bestimmten Tag eine Sonnenfinsternis. Die Jesuitenmission, die immer noch innerhalb der »rosafarbenen Mauer« einige Pavillons bewohnt, ist anderer Meinung und macht den Himmelssohn untertänigst darauf aufmerksam, daß das Ereignis nicht an diesem Tag zu erwarten sei.

Der neue Sachverständige für Astronomie unter den Fremden, Pater Adam Schall, geht sogar so weit, die genaue Stunde der Verfinsterung vorauszusagen!

Aus dem wissenschaftlichen Streit entsteht eine Prestigefrage von höchster Bedeutung: Wer wird recht behalten, die Europäer oder die Chinesen?

Die Hauptpflicht der Mandarine der kaiserlichen Sternwarte bestand darin, den Jahresanfang »Tscheng« genau zu ermitteln. Aus ihm ergaben sich alle Einzelheiten des Jahresablaufs, wie Pflügen, Aussaatbeginn, Düngung, Ernte und auch der Zeitpunkt der zahlreichen bedeutungsschweren Festtage. War das »Jahrbuch«, das alle Termine des ganzen Jahres enthielt, fertig und die notwendigen Riten waren vollzogen, so begab sich die Kommission in feierlichem Aufzug zum Drachenpavillon und ließ auf mehreren rotlackierten Tischchen für jeden kaiserlichen Prinzen und jeden Würdenträger des höchsten Ranges ein Exemplar des in Saffianleder gebundenen Kalenders niederlegen. Dem Kaiser überreichte sie das Buch in einem gelben Seideneinband. Er dankte dafür durch feierliche Opfer am Himmelsaltar.

Auch der Kaiser – vor einiger Zeit hatte Szu-tsung den Drachenthron bestiegen – wußte, welche Wichtigkeit dieser Sache zukam. Für das chinesische Volk, das nichts tat, ohne sich des dafür richtigen Augenblicks zu versichern, war das »Jahrbuch«, das in riesiger Auflage gedruckt wurde, die Anweisung zu tausend Entscheidungen und Tätigkeiten. Kein neues Haus konnte gebaut, kein Acker gepflügt, keine Ehe geschlossen, kein Toter begraben, kein Schiff repariert oder vom Stapel gelassen werden, man wagte keine Reise anzutreten, kein Geschäft abzuschließen,

ohne vorher im Kalender nach den zu beachtenden makrokosmischen Konstellationen und den günstigen oder ungünstigen Tagen, Stunden und Augenblicken geforscht zu haben. War der Punkt »Tscheng«, der Jahresanfang, nur um Stundenlänge falsch errechnet, so mußte alles mißlingen, was Menschen planten und taten.

Nun ließen sich aber seit vielen Jahren sowohl die öffentlichen wie die privaten Dinge immer schlechter an. Das Reich glitt einem Chaos entgegen, die Ernten ergaben schwächere Erträge, die Ströme traten zur Unzeit über die Ufer, die Sommerhitze setzte unerwartet ein, und der Regen fiel zu früh oder zu spät, ganz zu schweigen von der Empörung und den Klagen des Volkes über die Mißregierung, über die Lebensweise des Hofes und die wachsende Bedrohung des Landes durch die Fremden.

Als Pater Schall ein Exemplar des »Jahrbuches« erhielt, machte er sich die Mühe, die Berechnungen der Mandarine nachzuprüfen. Seit langem wußten die Chinesen, daß das Sonnenjahr 365 Tage und 6 Stunden währte, man war sich auch darüber klar, daß 19 Sonnenumläufe genau 325 Mondumläufen entsprachen, denn das chinesische Jahr war ein Mondjahr. Man hatte aber übersehen, daß das Sonnenjahr genau 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 16 Sekunden lang war, dadurch hatte sich der Frühlingspunkt im Laufe der Jahrhunderte um eine Reihe von Tagen rückwärts verschoben. Die Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. korrigierte für das Abendland den Irrtum, indem sie diese Tage einfach überspringen ließ.

Der chinesische Kalender bedurfte einer ähnlichen Korrektur.

Wie aber sollte der Jesuit seine Erkenntnis den hochmütigen, auf ihre altüberkommene Weisheit ungemein stolzen Beamten des mathematischen Tribunals beibringen, ohne als Ketzer angeprangert zu werden?

Da kam ihm die Tatsache zu Hilfe, daß für ein bestimmtes Datum des Jahres 1629 eine Sonnenfinsternis im Kalender vermerkt war und daß auch diese Berechnung offenbar nicht stimmte. Er wagte es, mit seiner Kritik hervorzutreten und sie dem Kaiser zu unterbreiten. Die Erregung darüber war ungeheuerlich, der Palast erbebte förmlich vom Aufruhr der Würdenträger – aber der Fall ließ sich ja leicht entscheiden. Die Sonne würde Schiedsrichterin sein.

An dem von den chinesischen Mathematikern vorhergesagten Tage versammelte sich der gesamte Hofstaat am Himmelsaltar, die göttliche Majestät erschien, die vorgeschriebenen Opfer wurden dargebracht – doch die Sonne stand strahlend und ungetrübt am Himmel. Damit war zumindest bewiesen, daß sich die Männer des »Drachenpavillons« geirrt hatten.

Vierzehn Tage später kam das von Pater Schall bezeichnete Datum.

Zögernd traten die Würdenträger zusammen. Der Jesuit hatte dem Himmelssohn mitteilen lassen, die Sonne verdunkle sich genau zehn Minuten vor ihrem Stand im Zenit.

Der Kaiser traf ein und opferte. Alles blickte gespannt auf die Uhren und durch geschwärzte Gläser zur Sonnenscheibe, die grell flammend über der Verbotenen Stadt leuchtete.

Genau zehn Minuten vor zwölf Uhr mittags schob sich ein schwarzer Schatten vor den feurigen Ball; die Sonne begann sich zu verdunkeln.

Erschüttert und entsetzt verbargen die Mandarine ihre Gesichter in den Seidenroben und suchten die unübersehbaren Auswirkungen zu begreifen, die von dieser Niederlage der kaiserlichen Regierung auf das Reich ausgehen würden.

Am anderen Tage wurde Pater Schall zur Audienz gerufen und beauftragt, das »mathematische Tribunal« mit den europäischen Methoden der Astronomie vertraut zu machen. Kaiser Szu-tsung ernannte ihn auch zum Leiter der Kommission, die den Kalender in Ordnung zu bringen hatte.

Das Ansehen der Jesuiten wird durch diese Vorgänge gewaltig gestärkt. Nachdem der Kalender unter Pater Schalls Leitung verbessert vorliegt, verlangt der Kaiser die Errichtung einer Sternwarte nach europäischem Muster. 1635 wird der Pater zum Direktor dieser Station ernannt, die über alle modernen Instrumente einschließlich eines Keplerschen, vom Jesuitenpater Christian Scheiner gebauten Fernrohrs, verfügt.

Die neue Anpassung der Ordnung der Erde an die Ordnung des Himmels kommt aber zu spät, vor allem wird sie nicht ergänzt von einer entsprechenden Gesundung der Menschenwelt.

Die Mißwirtschaft der Eunuchen, die Verfolgung jeder Oppo-

Chinesischer Kriegswagen. (Nach einem Kupferstich von 1787)

sition verschärft sich. Eine schreckliche Dürre vernichtet die Ernte des Jahres 1635, Heuschreckenschwärme fallen ein, und im Herbst überschwemmt der Hoang-Ho weite Landstriche.

»Die Menschen kommen so herunter, daß sie die Rinde der Bäume und die Wurzeln der Gräser essen, und als auch diese nicht mehr genügen, essen sie Erde. Dennoch läßt der Ming-Kaiser immer höhere Steuern eintreiben, um die Kosten seiner militärischen Unternehmungen gegen die Mandschu aufzubringen.«

Der Kaiser hat sich mit den mongolischen Tschachar-Stämmen gegen die Mandschu verbündet, aber diese schlagen die Mongolen und drängen sie in die Äußere Mongolei zurück, machen sich ganz Korea tributpflichtig und stürmen gegen die Große Mauer an.

In dieser Not wird Pater Schall seines Amtes als Hofastronom entbunden und zum Dritten Direktor der kaiserlichen Geschützgießerei ernannt. Jesuiten erzeugen nun die Kanonen, mit denen das schwer ringende Ming-Reich sich seiner Angreifer erwehrt.

Durch die Hungersnot sind zahllose Bauern zu Banditen geworden; die Bürgerkriegsarmee des Rebellen Li Tzu-ch'êng schwillt wie eine Lawine an und durchzieht plündernd und alle Besitzenden ermordend die Täler des Yang-tse-kiang und Hoang-Ho.

Das Chaos breitet sich mit rasender Schnelligkeit aus. Während Kaiser Szu-tsungs letzte Armee unter dem getreuen General Wu San-kuei die Große Mauer im Norden Pekings gegen die Mandschu verteidigt, naht ein starkes Heer der Aufständischen aus dem Süden. Der schreckliche Li Tzu-ch'êng führt es selber an. Der Geheimbund des »Weißen Lotos« vereinigt sich mit den Anhängern des »Tun-li«, und plötzlich gerät auch die Millionenstadt Peking in Aufruhr. Aus der Ebene dringen bewaffnete Bauernscharen in die Straßen, schreiende Haufen wälzen sich zu den Pei-ho-Brücken und umzingeln die »rosafarbenen Mauern« des Sin-ching-Palastes.

Alles bricht zusammen, ein Teil der kaiserlichen Familie unter Prinz Fu ist bereits geflüchtet und sucht zu Schiff den Süden des Reiches zu erreichen. Kaiser Szu-tsung irrt, von Selbstvorwürfen und Verzweiflung gepeinigt, durch den Inneren Palast, wo die Eunuchen und Mandarine ratlos jammern. Überall wird gepackt und die Flucht vorbereitet, die vielen nicht mehr möglich sein wird.

Während Kutschen, Karren und Sänften die Höfe verstopfen,

Pferde aufgeregt scharren und wiehern, donnern schon die Kanonen auf dem äußeren Mauerring; verwundete Leibwächter werden zurückgetragen.

Ein Kaiser, der das Reich so regiert hat, daß Unordnung und Aufruhr seine Grundmauern erschüttern, ist seines Thrones nicht mehr würdig. Unter ähnlichen Umständen wie jetzt sind seit jeher kraftlos gewordene Dynastien in China gestürzt worden. Das Volk fegte das Herrscherhaus fort, alsbald dieses seine heilige Aufgabe – den Staat in Harmonie mit dem Kosmos zu halten – nicht mehr erfüllte.

Szu-tsung, Sohn des Himmels und Kaiser von China, gibt den Kampf auf und verläßt den Palast. Im Park liegt ein künstlich aufgeschichteter Hügel, man nennt ihn den »Strahlenden«. Dorthin wandert der letzte Ming-Kaiser und blickt lange auf das Dächermeer Pekings, aus dem Rauch und Feuer emporquellen. Ununterbrochen brüllen die Geschütze von den Mauern, das Geschrei der Kämpfenden hallt herüber. In Schwärmen streichen Raben aus der Ebene in die Stadt herein, sie wittern ihr Festmahl.

Der Kaiser knüpft eine purpurfarbene Seidenschnur zur Schlinge und erhängt sich an einem Baum des »Strahlenden Hügels«.

Am selben Tag noch erstürmen die Rebellen die »Verbotene Stadt«, plündern die Paläste, finden die Leiche und im Gürtel des Gewandes eine auf Kaiserpapier geschriebene Bitte an den Sieger Li Tzu-ch'êng, Volk und Land zu schonen.

Der Bauernrebell Li Tzu-ch'êng aber denkt im Taumel des Sieges nicht an die Bedeutung und Erfüllung der Aufgabe, die ihm nun zugefallen ist. Der Anblick der kaiserlichen Schätze entfesselt alle bösen Instinkte. Jetzt will er selber in Luxus, Wonne und Macht leben.

Ein einziger Mann steht zwischen ihm und dem Thron – General Wu San-kuei, dessen Armee von hunderttausend Mann immer noch die Große Mauer gegen die Mandschu verteidigt. Um ihn gefügig zu machen, greift Li-Tzu zu einem teuflischen Mittel. Im eroberten Peking sind ihm der greise Vater und die schöne Geliebte des Generals in die Hände gefallen: mit dem Hinweis auf diese Geiseln fordert er den Feldherrn auf, sich zu unterwerfen.

Ein chinesisches Gedicht jener Zeit schildert den schweren Seelenkonflikt des Generals:

»Drei Heere weinen bitterlich und legen Trauerkleider aus weißer Seide an,
des Generals Haar sträubt sich vor Wut über den Verlust seiner zierlichen Schönen . . .«

Aber er schließt keinen Pakt mit dem Rebellen. Verzweifelt, vielleicht auch weil er Li-Tzu für das ärgere Übel ansieht, bietet er dem Landesfeind, den Mandschu, Bündnis und freien Einmarsch in China an.

Damit ist die Stunde der Mandschu gekommen; sie nehmen die Fahnen auf und marschieren jubelnd nach Süden.

Mit ihrer Hilfe schlägt General Wu San-kuei das Rebellenheer.

Li-Tzu rafft an Beute zusammen, was er zu erreichen vermag; alles Gold und Silber der Paläste von Peking läßt er eiligst zu Barren umschmelzen und auf Hunderte von Karren laden, dann flieht der Führer des »Weißen Lotos« über den Hoang-Ho zum Yang-tse-kiang. Die Truppen der Mandschu folgen ihm auf den Fersen, ihr Oberhaupt aber, Fürst Fulin, läßt sich wider die Verabredung mit Wu San-kuei, in Peking zum Kaiser ausrufen und nimmt den Kaisernamen Schih-tsu an.

Die Masse des chinesischen Volkes, vor allem die Dorfbevölkerung, läßt die Eroberer gewähren, so wie sie zu allen Zeiten Eroberer ertragen hat, als etwas Unvermeidliches und Vorübergehendes; schlechter als unter den letzten Ming könne es nicht mehr werden, sagen die Bauern.

Ein äußerer Umstand erhitzt aber die Gemüter bald und entfacht heftige Leidenschaften. Die tungusischen Mandschu, obwohl an Wuchs höher und kräftiger, sind den Chinesen körperlich ähnlich. Auch sie haben die hochgesetzten Backenknochen, eine gelbliche Hautfärbung, die mongolisch geschnittenen Augenschlitze, das dunkle Haar. Auffällig unterscheidet sie jedoch die Art, wie sie das Haar tragen, von den Chinesen. Während die Chinesen es lang wachsen lassen und auf dem Hinterkopf meist zum Knoten schlingen oder halblang geschnitten aufstecken,

rasieren die Mandschu-Krieger von der Stirn herauf den Schädel fast bis zum Wirbel und flechten den Haarstrang, der ihnen über dem Hinterkopf sprießt, zum herabfallenden Zopf. Dadurch ist jeder Mandschu schon von weitem erkennbar. Die Eroberer wünschen nun, daß ihre Freunde und Untertanen sich auf dieselbe Weise kennzeichnen wie sie selbst – das vereinfacht die Unterscheidung der Massen in Freund und Feind und gibt eine Möglichkeit, notfalls Tod und Leben entsprechend auszuteilen.

Kaiser Schih-tsu befiehlt deshalb kurz nach der Einnahme Pekings, daß alle Untertanen ihre Loyalität durch einen Zopf beweisen müssen.

Einfall der fremden Truppen, Tod des Ming-Herrschers und Thronbesteigung der Mandschu-Kaiser haben die geduldigen Chinesen hingenommen, daß sie sich aber gleich den Nordbarbaren Zöpfe wachsen lassen sollen, empfinden sie als Schändung ihrer Ehre. Wo die Mandschu ihre Banner aufpflanzen, ertönt der Kampfruf: »Zopf oder Kopf.« Und an zahllosen Orten antwortet das Murren des Volkes mit dem Trutzwort: »Lieber den Kopf als den Zopf!«

Vorerst gehen die Mandschu noch verhältnismäßig milde vor, denn in Nanking hat sich Prinz Fu aus dem Hause Ming mit seinem Hof festgesetzt und eine Gegenregierung gebildet. Er bemüht sich nicht ohne Erfolg, aus den Südprovinzen eine schlagkräftige Armee zusammenzubringen.

Die Mandschu sind militärisch ungleich schlagkräftiger und politisch klüger als die Chin. Ehe sie sich in den besetzten Provinzen fest eingenistet, ihre Truppen reorganisiert, den letzten Widerstand im Norden gebrochen und zum Angriff auf den Süden vorbereitet haben, ergehen sie sich in Friedenserklärungen und Beteuerungen des guten Willens.

Wie aus heiterem Himmel erfolgt dann plötzlich der vernichtende Schlag gegen die Nanking-Regierung. Die Mandschu marschieren über den Strom und stoßen nach Süden vor. Sieben Tage lang tobt die Entscheidungsschlacht um die Mauern der Stadt Yang-chou, dann dringen die Mandschu in die Stadt ein und richten ein Blutbad an. Die letzte Ming-Armee läuft auseinander, der Rest ist Verfolgung und Auflösung.

Die Mandschu können jetzt die Maske der Milde fallen lassen; sie treten als gnadenlose Eroberer auf; die Parole »Kopf oder

Zopf!« wird bitterer Ernst. Überall verordnen strenge Dekrete des Kaisers Schih-tsu die neue Haartracht.

Bei der Verfolgung des flüchtenden Prinzen Fu werfen sich die Mandschu auch gegen die Stadt Chia-ting tief im Süden. Sie ist befestigt, von Flüchtlingen überfüllt und wird von Resten der Ming-Truppen verteidigt. Achtzig Tage wehren sich die Eingeschlossenen verzweifelt gegen den Feind, der aus Kanonen glühende Kugeln auf die Dächer schießt. Als halb Chia-ting in Schutt und Asche liegt, ergibt sich die Garnison, und die Überwinder rücken ein.

Der Heerführer der Mandschu, hochmütig und vom Sieg berauscht, sieht nicht die ausgemergelten, zerlumpten, halbverhungerten Elendsgestalten in den Straßen, er hat kein Auge für die furchtsamen Blicke der Frauen, die ihre kleinen Kinder wie Bündel auf dem Rücken schleppen, er hört das Wimmern der Säuglinge nicht und nicht das herzzerbrechende Schluchzen der Obdachlosen in den Ruinen der Familien-Kangs – alles, was er wahrzunehmen vermag ist nur, daß diese Wehrlosen das Haar nicht wie vorgeschrieben in Zöpfen, sondern als Knoten tragen. Rebellion also! Widersetzlichkeit gegen den allerhöchsten Befehl! Hysterisch vor Zorn gibt er Befehl: »Kopf oder Zopf!«

Die von den Strapazen der Belagerung gereizte, ausgehungerte und wütende Soldateska wirft sich auf die Bevölkerung, und da Zöpfe nicht im Augenlick wachsen können, verlieren bei dem Massaker – wie später Chronisten berichten – 75 000 Menschen innerhalb der Stadt das Leben.

Dieses blutige Exempel vernichtet jeden weiteren Widerstand der Chinesen. Sie beugen sich der verletzenden Zopftracht.

Die Reitertruppen des Kaisers Schih-tsu durchziehen auf der Suche nach den Mitgliedern der geflüchteten Ming-Familie selbst die entlegensten Provinzen. Bis zum Jahre 1658 ist ganz China einschließlich der tributpflichtigen Außenposten wie Annam und Burma unterworfen und die Einheit des Reiches wiederhergestellt. In Burma fallen auch Prinz Fu und die Prinzessinnen des alten Kaiserhauses der Ming in die Hände der Sieger. Die Mandschu-Dynastie sitzt fest im Sattel.

Als Prinz Fu mit seiner Familie nach dem Süden floh, begleitete ihn einer der Jesuitenpatres. Unter dem Eindruck der schweren Schicksalsschläge, die auf das Haus Ming niedergingen, erschloß

sich der letzte Sproß der entthronten Dynastie der christlichen Lehre und ließ sich, noch ehe ihn die Mandschu gefangennahmen, samt den Seinen taufen. Bezeichnenderweise gaben ihm die Patres den Namen Konstantins, des römischen Kaisers, der das Imperium Roms in die Arme der Kirche führte.

Bei der Eroberung der Hauptstadt hatte die Mehrheit der Jesuiten tapfer auf ihrem Posten ausgeharrt. Da sich innerhalb des neuen Herrscherhauses einige Todesfälle ereigneten – eine Lieblingsfrau des Kaisers und ein neugeborener Prinz starben plötzlich –, wandte sich Schih-tsu an die »weißen Mandarine«, von denen man ihm berichtet hatte, daß sie den Kalender zu ordnen fähig gewesen waren. Vielleicht erwies sich ihre »Magie« stärker als die der alten Götter. Pater Schall wurde an den Hof befohlen und zum »Mandarin erster Klasse« mit dem roten Knopf und dem Goldfasanenkleid ernannt. Wie unter den Ming sollte er die Berechnung des Kalenders durchführen und die Stellung der Gestirne erforschen.

Die gelehrten Jesuiten stiegen immer höher an Einfluß und Ehren. Der Kaiser war entzückt von ihnen, seine Edikte priesen die europäische Wissenschaft und das Christentum; er gestattete sogar die Errichtung einer christlichen Hauptkirche in Peking, und eine Anzahl untertäniger Hofbeamten bat um die Taufe. Andererseits freilich schuf die kaiserliche Gunst den Jesuiten auch verbissene Neider, die ihnen mit Mißgunst und Intrigen zu schaden wußten.

Nach dem Ableben Schih-tsus führten für den minderjährigen Kronprinzen, der als Kaiser Scheng-tsu den Thron bestieg, ehrgeizige Mandarine und Eunuchenminister die Regierung. Im Regentschaftsrat erfreute sich der »Mandarin erster Klasse« Adam Schall nur geringer Sympathien; die Gegner des Ordens sahen die Gelegenheit nahen, den Einfluß der Fremden zu beseitigen.

Im ganzen Land beginnt die Fremdenfeindlichkeit wieder anzuwachsen. Zusammen mit holländischen, englischen und portugiesischen Kaufleuten beunruhigen abermals japanische und selbst chinesische Piraten die Küsten des Reiches. Der Seeräuber Wu San-kuei nimmt vorübergehend sogar Nanking ein. Der halbjapanische Flibustierkapitän Tscheng Tsch'eng-kung, den die Holländer und Portugiesen »Koxinga« nennen, erobert beinahe die ganze Küstenprovinz Fu-kien und einen Teil der Schantung-

Halbinsel, so daß die Mandschu-Regierung genötigt ist, die Evakuierung der Küste in einer Tiefe von 15 bis 20 Kilometern anzuordnen. Koxingas Macht ist so überragend, daß er den Holländern das besetzte Taiwan-Formosa abnehmen und sie nach ihrer Hauptfaktorei Batavia auf Java zurückjagen kann.

Nicht nur vom Meer her bedrohen die Fremden China. Aus dem zentralasiatischen Raum wachsen ebenfalls Gefahren heran.

In Tibet, im alten Einflußgebiet des chinesischen Reiches, hatten schon 1640, während der Ming-Wirren, mongolische Khans den Dalai-Lama zum weltlichen Herrn des Landes gemacht, und nun nützen sie die Kämpfe in China, sich in die Streitigkeiten zwischen »roten« und »gelben« Lamas einzumischen; sie besetzen Tibet und rufen in ihrem Hauptlager Urga einen zweiten »Lebenden Buddha« aus.

Noch bedrohlicher dünkt Peking das Auftauchen der Russen in den Randgebieten des Nordens, am Strom des »Schwarzen Drachen«, am Amur.

Eine große Zahl von Kosakensiedlungen ist in Sibirien entstanden. Im Jahre 1635 waren Wiljuisk an einem Nebenfluß der Lena und Olekminsk am Oberlauf der Lena gegründet worden. Jakutsk wurde 1632 zum Sitz einer Woiwodschaft bestimmt, und 1649 ließen sich Russen am Ufer des Ochotskischen Meeres nieder und bauten die Stadt Ochotsk.

Der Woiwode von Jakutsk, Peter Golowin, sandte eine Expedition von hundertzwölf Kosaken und einem Dutzend tungusischer Jäger unter Führung des kühnen Kaufmanns Wassili Pojarkow nach dem Süden.

Pojarkow fuhr im Juli 1643 von Jakutsk stromabwärts, überwinterte am Oberlauf des Aldanflusses, wo er ein Lager errichtete. Im nächsten Frühjahr überstieg er die Berge und erreichte unter ungeheuren Strapazen und Schwierigkeiten den »Schwarzen Drachen«. Der breite Amurstrom trug ihn dann zwischen den Urwäldern der Uferhügel bis zur Mündung ins Ostmeer. Mit dem Rest seiner Leute, von denen er viele durch Krankheit und Erschöpfung verloren hatte, traf Pojarkow nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder in Jakutsk ein.

Die Kunde von den weiten, bisher unbekannten Ländern, der Anblick der mitgebrachten Beute an Edelpelzen, dazu etliche Proben von Goldsand, die Pojarkow vorzeigte, verlockten einen anderen Abenteurer, Jerofei Chabarow, einen zweiten Zug mit hundertfünfzig Kosaken nach Süden und Osten zu unternehmen. Er fuhr die Lena und Olemka im März 1649 hinauf, überquerte die wilden Gebirge und kam ebenfalls an den Amur.

Ihn reizte das großartige und offenbar reiche Land so sehr, daß er beschloß, sich dort sein eigenes Königreich zu gründen. In wiederholten Expeditionen gelangte er wie Pojarkow ans Meer und errichtete 1658 nahe der Nordgrenze Koreas die nach ihm benannte Siedlung Chabarowsk.

Damit hatten die Fremden aber das Vorland der Mandschu angetastet, und die Regierung in Peking schickte eine Reiterabteilung aus, sie zu verjagen. Bei einem Gefecht zwischen Urwald und Strom zog der chinesische General den kürzeren. Obwohl die Kosaken nur mit wenig mehr als zweihundert Mann und drei kleinen Kanonen kämpften, besiegten sie seine Truppen, die acht seidene Fahnen, zwei Kanonen, achthundert Pferde und zahlreiche Tote auf dem kampfzerwühlten Schlachtfeld zurückließen.

Nach diesem Erfolg der Vorhut erschien der Woiwode Simowjew am Amur, pflanzte die Fahne des Zaren auf und begann längs des Stromes Grenzforts bauen zu lassen. Die Kosaken indessen drangen aus eigenem Entschluß bereits über das Südufer des »Schwarzen Drachen« vor – als Plünderer, Räuber, Gewalttäter und Vorboten kommender Eroberung.

Die Nachrichten über die Grenzverletzung steigerte in Peking – und zwar bei Mandschu wie Chinesen gleichmäßig – die von Furcht geschürte Abneigung gegen alle Fremden; immer lauter wurden die Stimmen, die in jedem Ausländer einen Spion, Verräter und Wegbereiter der Angreifer zu sehen wähnten.

Der mohammedanische, mit den Mandschu ins Land gekommene Mathematiker Yam kam-siem, der selbst den Vorsitz in der »mathematischen Kommission des Drachenpavillons« zu übernehmen wünschte, machte sich zum Wortführer der Gegner des Mandarins des ersten Ranges Adam Schall und behauptete, er sei ein Landesverräter und bereite die Auslieferung Chinas an die Fremden vor.

Das vom Hof eingeholte Gutachten des Ritenministeriums

Li-Pu sprach sich äußerst ungünstig über das Christentum und die Jesuiten aus und gab damit das Signal zum entscheidenden Vorstoß. Schall wurde verhaftet, zum Tode verurteilt und Yam kam-siem zum Präsidenten der Kommission ernannt. Schalls Freunde erreichten zwar dessen Begnadigung, er starb jedoch kurz darauf an Entkräftung.

Der ehrgeizige Moslem erfreut sich seiner hohen Würde nicht lange; wieder ist es eine von den Chinesen und dem mohammedanischen Vorsitzenden der mathematischen Kommission falsch berechnete Sonnenfinsternis, die die Sache der Jesuiten rettet.

Die Sonne entscheidet für die Ordensväter, der intrigante Yam kam-siem stürzt, und Pater Verbiest wird Präsident der Kalenderkommission.

Im Auftrag des inzwischen mündig gewordenen Kaisers Scheng-tsu richtet er die Sternwarte Pekings, die während der Stürme der Eroberung zerstört worden war, neu ein. Er läßt aus Europa die modernen Armillarsphären zur Bestimmung der Sternorte, ein Astrolabium zur Berechnung der Länge und Breite der Gestirne im Himmelsglobus, Höhen- und Azimutinstrumente und als Krönung des Ganzen ein neuestes, nach den Angaben Tycho de Brahes angefertigtes Fernrohr kommen, das auf Wunsch der Jesuiten, dem chinesischen Geschmack entsprechend, mit allerlei Drachen- und Schriftsymbolen geschmückt ist.

Die Jesuiten, die alle Anstrengungen machen, der europäischen Wissenschaft am Pekinger Hof zu Glanz und Ruhm zu verhelfen, haben Glück, denn der junge Kaiser ist ungemein wißbegierig; er fördert alle Gelehrsamkeit, und so genießen die Patres und ihr Anliegen, das Christentum, wieder hohe Ehren.

Im Jahre 1687 erläßt Scheng-tsu ein Toleranz-Edikt; es scheint, als sei nun der kämpfenden Kirche tatsächlich ein chinesischer Konstantin erstanden. Das Edikt besagt:

»Die Männer aus dem Westen haben die Berechnung des Kalenders in Ordnung gebracht; während des Krieges haben sie die alten Kanonen repariert und neue hergestellt. Sie haben daher viel für das Wohl des Reiches getan und sich stets große Mühe gegeben. Obgleich es jedermann gestattet ist, die lamaistischen, buddhistischen oder anderen Tempel zu besuchen, um dort Wohl-

gerüche zu verbrennen, wollen manche Statthalter den Europäern, die doch auch nichts Unerlaubtes tun, solches verbieten. Diese Unterscheidung erscheint uns nicht logisch, und wir sind der Meinung, daß fernerhin niemand mehr gehindert werden soll, in den Tempeln des himmlischen Herrn der Christen ebenfalls Wohlgerüche anzuzünden . . .[5]«

Den Jesuiten an seinem Hofe sagt der Kaiser:

»Sie sollen alle an meinen Hof kommen, die sich auf Mathematik verstehen. Und sie werden bei mir bleiben können, sofern sie Gelehrte sind!«

Vor allem aus den französischen Niederlassungen des Jesuitenordens treffen zahlreiche gelehrte Patres in Peking, Kanton und Nanking ein. Der Kaiser wird zum begeisterten Schüler Pater Benoits und Pater Gerbillons, die ihm das Tor öffnen in die Bereiche der Mathematik, Geometrie, Stereometrie, Astronomie, Geographie, Medizin und Physik.

Inzwischen erweist sich das alte Gesetz Chinas, daß schon die Söhne halbbarbarischer Eroberer, von der kultivierten Atmosphäre Chinas umgewandelt, selbst zu Chinesen werden.

Kaiser Scheng-tsu läßt auch weiterhin die scharfe Trennung zwischen Eroberern und Eroberten bestehen, indem er, ähnlich wie es die Mongolen seinerzeit taten, ein Heiratsverbot zwischen Chinesen und Mandschu erläßt, doch das ist die einzige Schranke zwischen den beiden Volksteilen des Reiches. Behörden und Mandarinenstellen werden großzügig zur Hälfte mit Mandschu, zur anderen mit Chinesen besetzt; sogar die überlebenden Verwandten der Ming rücken in hohe Staatsämter auf, und der Kaiser bringt vor den Gräbern der Ming-Dynastie die üblichen Opfer dar. Wie sehr Scheng-tsu vom Geist des Chinesentums ergriffen ist, erweist sich in der von ihm verfügten Neuordnung der Staatsprüfungen, die wieder wie in uralter Zeit dem Tüchtigen, gleich welchen Standes, den Weg zu den höchsten Würden und Ämtern aufschließen sollen.

Diese Geschenke des Wissens und der Gelehrsamkeit, die China von Europa erhält, gibt es reichlich durch Gegengeschenke zurück.

Seide, Porzellan, die »Apfel-Sine«, Tee und Jade werden im Abendland zu begehrten Kostbarkeiten. Die Fürstenhöfe des späten Barock und des beginnenden Rokoko schwärmen für Chinoiserien, kleiden sich in Seide, trinken den Tee in chinesischen Pavillons und forschen nach dem Geheimnis der Porzellanherstellung.

Den Kaufleuten des Westens genügen diese sanften und friedfertigen Beziehungen zum Reich der Mitte allerdings nicht. Sie umschwärmen mit bewaffneten Schiffen und Expeditionen Chinas Grenzen vom Amurstrom bis zum Pazifik, von Macao bis Kanton und von Java bis Burma. Ihr begehrtes Ziel sind die Schätze des vielleicht größten Marktes der Erde.

»Häuslicher Friede«

Die lange Herrschaft des zweiten Mandschu-Kaisers Scheng-tsu ist eine der glänzendsten Epochen in der chinesischen Geschichte; die Chronisten nennen sie »K'ang-hsi«, »Häuslicher Friede«.

Dem aufgeschlossenen, den Wissenschaften geneigten Kaiser gelingt es, das Reich in seinem ganzen Umfang nicht allein wiederherzustellen, sondern es innerlich zu einen und gegen zahlreiche Angriffe von außen zu verteidigen.

Als der von den »Südbarbaren« unterstützte Pirat und angebliche Vorkämpfer der gestürzten Ming, Wu San-kuei, zu einem großen Schlag ausholt, die Gebiete südlich des Yang-tse-kiang erobert und 1676 sogar Kanton besetzt, wo sogleich holländische, portugiesische und englische Händler auftauchen, treten die Mandschu-Truppen zum erfolgreichen Gegenstoß an. Sie erobern zuerst Amoy, dann Yünnan-fu und 1683 in einer großen Seeoperation sogar die Insel Taiwan-Formosa zurück. Bei dieser Aktion, in die auch die hochbordigen Kriegsschiffe der Europäer eingreifen, kämpft der zweite Piratenkönig des Ostens Tscheng K'o-schuang, der Enkel des Seeräubers Koxinga, auf seiten der Mandschu und erhält als Belohnung den Herzogtitel. Er zieht als Statthalter Kaiser Scheng-tsus auf Taiwan ein und verschließt mit seiner Flotte die Inselhäfen dem europäischen Zugriff.

Trotz dieser Auseinandersetzungen, an denen die waffen-

liefernden westlichen Handelsmächte sehr interessiert sind, gibt es in China eine Gruppe von Europäern, die, selbstlos und von höheren Idealen beseelt, treue Freundschaft mit dem großen Volk der Chinesen halten. Ihr Rückgrat sind die christlichen Missionare, vor allem die Jesuiten.

Der junge Kaiser, hingerissen von der Fülle der Kenntnisse, sucht sich rastlos mit den wissenschaftlichen Fortschritten des Abendlandes vertraut zu machen. Schon um vier Uhr morgens müssen ihm die Patres im Kaiserpalast zur Verfügung stehen. Während die höchsten Mandarine in seiner Gegenwart nur kniend verharren und ihre Anliegen im tiefen Kotau vorzubringen haben, besitzen die Jesuiten das Privileg, aufrecht stehen zu dürfen.

Wenn die Regierungsgeschäfte es zulassen, weilen Pater Gerbillon, Pater Pereya oder Pater Bouvet vom frühen Morgen bis in die Nacht in den kaiserlichen Gemächern und dozieren über Optik, Akustik, Algebra, Geographie, Astronomie oder über andere Zweige der Naturwissenschaften. Ganze Säle des Sin-ching-Palastes verwandeln sich in Laboratorien und Experimentierräume. Bei so andauernden und vertrauten Unterhaltungen muß die Rede auch auf philosophische und religiöse Probleme kommen, und der Kaiser gewinnt dabei eine immer bessere Meinung vom Gehalt der christlichen Lehre.

Unter seiner Duldung und Förderung schreitet die Mission günstig voran. Pater Gerbillon kann nach Rom berichten, daß die christliche Gemeinde in China 257 000 Köpfe zähle und über 159 Kirchen verfüge. Das ist das Werk der Jesuiten. Außer ihren Gotteshäusern gibt es noch 21 Dominikanerkirchen und drei der Franziskaner.

Die Sympathie Kaiser Scheng-tsus für das Christentum zeigt sich, als er zehntausend Tael Silber für den Bau einer Kathedrale in Peking stiftet und eine selbstverfaßte Inschrift über dem Portal anbringen läßt.

Eines Tages ersucht er seine jesuitischen Freunde, einen Brief an Papst Clemens X. zu befördern. In diesem Schreiben bittet er den Papst, von dessen Größe und Ansehen ihm die Patres so viel Rühmendes berichten, um die Hand seiner Nichte.

Das Schreiben, von den Jesuiten in Latein übersetzt, lautet:

»An Dich, Clemens, gesegnetsten aller Päpste, gesegneten und

großen Kaiser aller Päpste und christlichen Kirchen, Herr über die Könige Europas und Freund Gottes!
Der Mächtigste aller Mächtigen der Erde, der größer ist als alle Großen unter der Sonne und dem Mond, der erhaben auf dem smaragdenen Throne des Kaiserreiches China sitzt, erhoben auf hundert goldenen Stufen, der das Recht des Lebens und des Todes über einhundertfünfzig Königreiche und hundertsiebzig Inseln ausübt, schreibt diesen Brief mit der jungfräulichen Feder eines Straußes.
Die Zeit ist gekommen, da die Blüte Unserer königlichen Jugend die Frucht Unseres Alters zur Reife bringen soll, damit zugleich der Wunsch Unserer getreuen Untertanen erfüllt und ihnen zum Schutz ein Thronfolger gegeben werde. Wir haben daher beschlossen, Uns mit einem schönen und vornehmen Mädchen zu vermählen, welches die Milch einer mutigen Löwin und eines zarten Rehs eingesogen hat. Da nun Euer römisches Volk stets als Stammvater der tapferen, keuschen und unübertrefflichen Frauen gegolten hat, wollen Wir Unsere mächtige Hand ausstrecken und eine von ihnen zur Gattin nehmen. Wir hoffen, daß es eine Eurer Nichten sein möge oder die eines anderen großen Priesters, auf die Gott mit dem rechten Auge herabblickt... Indem Ihr, Vater und Freund, Unserem Wunsche willfahrt, werdet Ihr ein Bündnis und ewige Freundschaft zwischen Eurem Königreiche und Unserem mächtigen Lande herstellen. Unsere Gesetze werden vereinigt sein, wie das Schlinggewächs sich dem Baume anschmiegt. Wir werden selbst Unser königliches Blut nach vielen Provinzen verbreiten und werden das Bett Eurer Fürsten mit einigen Unserer Töchter wärmen, von denen die Mandarine Euch Bildnisse überbringen werden.
Einstweilen erheben Wir Uns von Unserem Throne, um Euch zu umarmen. Wir erklären Euch, daß dieser Brief mit dem Siegel Unseres Reiches gesiegelt worden ist in Unserer Hauptstadt der Welt am dritten Tag des achten Monats im vierten Jahr unserer Herrschaft...[6]«

Zwar kann dieses phantastische Heiratsprojekt nicht verwirklicht werden, aber der Einfluß der christlichen Mission wächst dennoch von Tag zu Tag.

Die Patres erhalten den Auftrag, das chinesische Reich karto-

graphisch zu erfassen, und reisen in mehreren Gruppen zur Vermessung und zu geographischen Aufzeichnungen in die Provinz. Sie treten mit großem Gefolge als hohe Mandarine auf und können bei ihrer Tätigkeit die christliche Lehre in entfernte Gegenden tragen. Als die schwierige Arbeit vollbracht ist, ein Atlas Chinas in Peking vorliegt und zum erstenmal in der chinesischen Geschichte die wirkliche Ausdehnung der Stromsysteme, Gebirge, Ebenen und Küsten sichtbar wird, besitzt Kaiser Scheng-tsu eine Unterlage für seine künftige Politik.

Um diese Zeit wird der Himmelssohn von einem schweren Fieber befallen. Die Kunst der einheimischen Ärzte versagt, man ruft die gelehrten Jesuiten an sein Lager, und sie empfehlen ihm – nachdem sie seine Krankheit als Wechselfieber erkannt haben – eine heilkräftige Rinde, die ihre Ordensbrüder in Indien entdeckt haben. Das Mittel hilft auf wunderbare Weise. In Peking nennt man es seither »Jesuitenrinde«, die Europäer sprechen von Chinarinde.

Dabei war es keineswegs einfach, dem Kaiser eine unbekannte Arznei einzugeben. Zum erstenmal zeigt sich ein Widerstand gegen die Jesuiten innerhalb der kaiserlichen Familie, und erst, nachdem einige Prinzen die Medizin ohne nachteilige Folgen eingenommen hatten, gab der Reichsrat die Chinarinde für die Majestät frei, worauf sich sogleich die erfreuliche Wirkung zeigte.

Die wunderbare Heilung des Himmelssohnes stärkt natürlich die Stellung der Jesuiten aufs neue. Als der Kaiser nach überwundener Krankheit zum erstenmal wieder durch Peking zieht, ist er wie verwandelt; das Unerhörte, nie vorher Erlebte geschieht: Das Volk wird nicht wie üblich von den Straßen verjagt, es darf im Kotau das Heranschweben des kaiserlichen Palankins sehen.

Der Himmelssohn durchbricht noch eine andere Regel des strengen Zeremoniells, er würdigt die Patres angesichts der staunend erstarrten Mandarine einer öffentlichen Belobigung:

»Ihr Europäer habt Mir mit Eifer und Zuneigung gedient. Ich werde euch niemals einen Vorwurf machen. Es gibt viele Chinesen, die euch mißtrauen. Aber Ich – der Ich alle eure Schritte sorgfältig habe beobachten lassen – bin von eurer Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit überzeugt. Deshalb sage und befehle ich: Man soll euch trauen und auf eure Worte hören!«

Fortan gehören die Jesuiten zur engsten Begleitung des Kaisers, auch wenn er Staatsreisen unternimmt. Pater Gerbillon wird seinem Gefolge eingereiht, als sich Scheng-tsu in die Mongolei begibt, um Streitigkeiten unter den Khanen zu schlichten.

Nach verschiedenen mißglückten Versuchen mongolischer Fürsten, die verlorene Einheit ihres einstigen Reiches Zentralasien wiederherzustellen, scheint nun ein zweiter Dschingis-Khan auferstanden zu sein. Dieser Khan der Oiraten – westlicher Mongolenstämme der Dsungarei – heißt Galdan. Er griff die umliegenden kleinen Khanate an und wandte sich darauf mit seinen Reiterhorden gegen Tibet, wo sich indessen die Kalmücken ein Protektorat geschaffen hatten.

In diesen Grenzgebieten des alten chinesischen Reiches, im Hochland von Tibet, in Turkestan und Nord-Sinkiang, fand in den vergangenen Jahrhunderten der Lamaismus starke Verbreitung. Diese Religion ist eine Abart des Buddhismus, stark vermischt mit magischen und heidnischen Elementen. Ein »Lama« ist ein Geistlicher, ein Mönch und Zauberer, der in großen Mönchsgemeinschaften in den burgartigen Klöstern des rauhen Berglandes lebt. Da die ältere Form des Lamaismus, dessen Angehörige spitze rote Kappen und scharlachfarbene Mäntel trugen, sehr verweltlicht war und seine politische Herrschaft über die Masse der abergläubischen und primitiven Bergbauern, Hirten und Nomaden für wichtiger nahm als seine geistliche Aufgabe, kam es zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zu einer Reformbewegung, die von dem Mönch Tsonkhapa ausging. Die Anhänger Tsonkhapas kleideten sich in gelbe Kutten. Seither zerriß der Gegensatz zwischen »Roten« und »Gelben« Lamas das Land.

Die »Gelben Lamas«, die das Zölibat wieder strenger einhielten, suchten ihren Priesterkönig, den »Dalai-Lama«, die Verkörperung Buddhas, stets auf dem Wege der Magie, indem sie nach dem Tod eines Dalai-Lama dessen Wiedergeburt nach bestimmten Merkmalen unter den kleinen Kindern des Landes entdeckten und inthronisierten.

Inzwischen aber residierte im festungsartigen Kloster Taschi Lhunpo der »Pantschen-Lama«, und im fernen Urga der »Bogdo-Lama« – beide bezeichneten sich ebenfalls als Reinkarnation Buddhas. Zwischen Lhasa, Taschi Lhunpo und Urga schwelte der Vorrangstreit, die »Roten« und die »Gelben« bekämpften sich,

das törichte und gläubige Bergvolk bezahlte die Zeche, und die Mongolen hatten leichtes Spiel, sich zu tatsächlichen Herren der umstrittenen Gebiete aufzuwerfen, wobei sie sich bald auf den einen, bald auf den anderen »Priester-Ozean« oder »Lebenden Buddha« stützten.

China übte eine geschichtlich begründete Oberaufsicht in Tibet aus; darum konnte es ihm nicht gleichgültig sein, wenn sich dort im Wilden Westen des Reiches abermals ein ehrgeiziger Mongolen-Khan rührte, der offenbar von der Erneuerung des alten Imperiums des Dschingis-Khans träumte.

Soviel wußten die Jesuitenpatres bereits von der chinesischen Geschichte und vom Gewicht historischer Gesetzlichkeit, daß sie die Bedeutung der Absichten Khan Galdans erkannten.

Seit eh und je wurde der Lebensraum der »Söhne des Han« – der eigentlichen Chinesen – von den Territorien der Mandschu, Mongolen, Tibetaner und Uijguren umgeben. In den Gebieten der Nördlichen Mandschurei, der Mongolei, Sinkiangs und Tibets lagen die traditionellen Gefahrenherde für China. Waren die dort beheimateten Völker stark und die Chinesen schwach, so kam es zu Einfällen, Eroberungszügen und Katastrophen; waren sie schwach und China stark, so zeigten sie sich zu Verhandlungen bereit.

Unter Kaiser Scheng-tsu fühlte sich China groß und einig; es konnte diesmal den Versuch wagen, im Wege von Verhandlungen die durch Galdan bedrohten Tataren- und Mongolenfürsten zum Bündnis zusammenzuschweißen. Und diesem Versuch galt die große Reise des Kaisers, in dessen Gefolge sich auch Pater Gerbillon befand. Unter großem Gepränge zogen sie in das »Ordu« der Mongolen ein, eine riesige, weit ausgedehnte Jurten- und Zeltsiedlung mit wehenden Tughs und rollenden Schamanentrommeln, begrüßt von Reiterschwärmen, die über die Steppe heranbrausten.

Kaiser Scheng-tsu hielt mit allem Prunk seines Hofstaates Audienz in einem riesigen Zelt, das mit Buchara- und Perserteppichen, mit kostbaren Fellen und chinesischen Seidenbahnen ausgelegt war. Achthundert Tatarenkhane warfen sich mit dem Gesicht zu Boden und huldigten dem »Sohn des Himmels«. Anschließend gab es ein rauschendes, etwas barbarisch anmutendes Festmahl, bei dem Kumyß und Chrysanthemenwein flossen.

Plötzlich unterbrach der Himmelssohn die gelehrte Unterhaltung, die er mit dem Jesuitenpater begonnen hatte. Offenbar bedrängten ihn andere Gedanken; er hatte am Nachmittag einige Eildepeschen aus Peking erhalten.

»Ehrenwerter Vater«, sagte er zu Gerbillon, »es besteht die Möglichkeit, daß ich Euch um einen diplomatischen Dienst bitten muß. Bereitet Euch darauf vor, an die Nordgrenzen meines Reiches zu reisen und eine wichtige Gesandtschaft zu begleiten.«

»Meine Geringfügigkeit steht der Majestät stets zur Verfügung«, versicherte der Jesuit mit einem unterdrückten Seufzer.

»Vielleicht hat mein weiser Lehrer«, fuhr der Kaiser fort, »davon gehört, daß vor einiger Zeit Botschafter – wenig höfliche und beinahe ungebildete Leute – aus einer sehr fernen Stadt namens Moskau bei mir waren. Sie kamen von einem König des Westens, der sich Zar nennt, und versuchten mich zu überreden, Handelsbeziehungen mit ihrem Volk – sie nennen sich Moskowiter oder Russen – aufzunehmen. Ein Mann namens Nikolaus Spaphar weilt in Peking und erwartet meine Rückkunft. Dieser Sendling des Zaren bittet um Verhandlungen wegen der russischen Siedlungen, die man unverschämterweise auf Unserem Gebiet am ›Schwarzen Drachen‹ gegründet hat. Und diesmal will ich eine Gesandtschaft dorthin schicken, doch soll ein Heer von mindestens fünfzehntausend Mann sie begleiten. Es würde mich beruhigen, Ehrenwerter, wenn Ihr als Dolmetscher und Berater dieser Delegation beisteht.«

Nach der Rückkehr an den Pekinger Hof wird die Grenzkommission, die mit den Russen verhandeln soll, zusammengestellt.

Ein kaiserliches Dekret bestimmt Seine Hoheit den Prinzen Som Go-Tu, Befehlshaber der Palastwache und Würdenträger ersten Ranges, zum Führer der Delegation. Die jesuitischen Räte, denen die Aufgabe zufällt, Beglaubigungsschreiben und andere vorbereitende Dokumente in lateinischer Sprache anzufertigen, malen den Titel des Prinzen kunstvoll auf rotes Kaiserpapier: »Praetorianorum militium praefectus interioris palatii Palatinus, Imperii consiliarus.«

Der kaiserliche Oheim, Fürst Tong Kou-Kiang, und vier Mandarine des Goldfasan-, Pfauen- und Wildganskleides werden

ebenfalls an die Spitze der Kommission berufen. Die Patres Gerbillon und Pereira sollen als Dolmetscher und beigeordnete Räte mit auf die Reise gehen.

In den zahlreichen Höfen der »Verbotenen Stadt«, in den Marställen, Magazinen, Stellmachereien und Sänften-Depots entwickelt sich die geräuschvolle Emsigkeit der Vorbereitungen. Die Stallmeister mustern Pferde und Maulesel, die Geräte- und Transportverwalter Karren, Palankine und Tragstühle, Hofmarschälle die Beamten, Generäle die Offiziere, Offiziere die geeigneten Soldaten für die Gesandtschaft und deren Schutztruppe. In den Pavillons und Sälen des Inneren Palastes treten Ministerialräte und Diplomaten zu Sitzungen zusammen, die Hofkanzleien entfalten eine rege Tätigkeit – man bemerkt es an den Kurieren, die hin- und hergeschickt werden.

Auch die Jesuitenpatres sind gewohnt, gründlich vorzubereiten, was immer ihnen das Schicksal als Aufgabe auferlegt, und sich niemals Überraschungen auszusetzen, die durch rechtzeitige Vorarbeit vermieden werden können.

Pater Gerbillon ist ein ausgezeichneter Mathematiker, Geograph, Astronom und nebenbei ein sehr bewanderter Historiker, und sein Mitbruder, ein Spanier, gilt als Kapazität in der Philosophie und Musik. Der Grund, weswegen sie für ihre ehrenvolle und schwierige Aufgabe auserlesen sind, liegt in ihren ungewöhnlichen Sprachkenntnissen. Beide Väter beherrschen in Wort und Schrift das Mandarin-Chinesisch und das Mongolische, sie sprechen außer ihrer Muttersprache noch ein Dutzend andere Sprachen, unter denen Lateinisch und Altgriechisch als vermutliche Verhandlungssprachen am wichtigsten sein dürften. Pater Gerbillon hat sich sogar ein wenig mit Russisch befaßt.

Die beiden Väter legen die ungefähre Reiseroute in dem von ihren Ordensbrüdern und ihnen selbst redigierten Atlas Chinas fest und suchen sich über die zur Debatte stehenden Probleme klarzuwerden. Sie haben sich mit den einschlägigen Berichten aus der weltweiten Korrespondenz ihres Ordens schon früher versorgt und verfügen vermutlich über bessere Nachrichtenquellen als die chinesischen Ministerien.

»Hier«, sagt Pater Gerbillon, »ist das sehr interessante Memorandum unseres Vaters Avril. Er wollte vor einiger Zeit durch Sibirien nach China reisen, wurde aber in der Nähe von Astra-

chan von Kosaken abgefangen und nach Moskau gebracht, wo er sich das Vertrauen des allmächtigen Ministers, des Fürsten Galizyn, erwarb, mit dem er viele lateinische Gespräche führte. In seiner Denkschrift werden auch die Vorgänge erwähnt, die sich auf das Vordringen Rußlands in Sibirien beziehen, denn der Fürst unterrichtete Pater Avril davon. Jetzt gewinnen diese Berichte Bedeutung. Wir werden sie genau studieren . . .«

»Ich habe alles Wesentliche bereits als Extrakt herausgeschrieben«, antwortet Pater Pereira und bringt ein engbeschriebenes Blatt zum Vorschein. Gerbillon scheint aber noch nicht bereit, darauf eingehen zu wollen, er hat die Augen geschlossen und lehnt sich sinnend zurück.

Seine Gedanken weilen bei den Ordensbrüdern, die rings um den Globus für den gleichen Zweck tätig sind wie er und seine Gefährten in Peking.

Nicht nur Pater Avril bemüht sich am Hof der Zaren jene Arbeit fortzusetzen, die zur Zeit des falschen Demetrius den Jesuiten mißlungen war: die Heimholung der Ostkirche nach Rom. Auch im neuen Kontinent Amerika dienen Väter der Gesellschaft Jesu der Mission; sie befahren den Mississippistrom, sie paddeln mit christlichen Indianern durch die Wildflüsse Kanadas; sie kämpfen in Brasilien, Peru und Argentinien gegen die Sklavenjäger; sie verteidigen den Jesuitenstaat Paraguay gegen habgierige Kolonisatoren.

Sie erlitten auch Rückschläge, wie in Polen, wo mit der Abdankung Königs Johann Kasimir, eines Jesuiten, ihr Einfluß sank. Dafür faßten sie festen Fuß im protestantischen England mit Hilfe des Stuarts Jakob II. Kürzlich hielt Pater Gerbillon ein Schreiben des am englischen Hofe tätigen Paters Ruga in Händen und las darin: »Der König ist ein Sohn unserer Gesellschaft!«

Frankreich bereitet dem Orden ebensowenig Sorgen wie Spanien. An der Seite des Sonnenkönigs Ludwig XIV. steht der jesuitische Beichtvater La Chaise, und in Spanien war bis vor einigen Jahren Pater Neidhard der einflußreichste Staatsminister. Was den deutschen Kaiserhof in Wien anbelangt, so gilt er als traditionelle Hochburg des jesuitischen Geistes, der die Einheit der Welt unter dem Zeichen der Kirche erstrebt.

Weil die Verbindungen des Ordens sich gleich einem Netz um den Erdball legen und die routinemäßige Korrespondenz der

weitverstreuten Niederlassungen alle Vorgänge in eine Zusammenschau bringt, überblicken jesuitische Politiker die Geschehnisse oft viel genauer als beamtete Diplomaten. Das ist auch jetzt der Fall: Die beiden Dolmetscher wissen mehr von Rußland und seiner gegenwärtigen Situation als die Großmacht, die sich anschickt, mit dem Zaren zu verhandeln.

In langen Gesprächen machen sich die beiden Patres die politische Situation zwischen China und Rußland, soweit sie ihnen durch eigene Anschauung und durch regelmäßige Berichte ihres Ordens bekannt ist, klar.

Die Erben des Zaren Feodor Alexejewitsch waren zwei minderjährige Neffen – der wegen körperlicher und geistiger Gebrechen unfähige Iwan und der kleine, hochbegabte Peter Romanow. Nach dem Willen des verstorbenen Zaren sollte ihm Peter Romanow nachfolgen, den er der Obhut des Bojaren Golowin übergeben hatte.

Eine Gegenpartei aber, die sich auf die zur Empörung stets geneigten Strelitzen – eine Prätorianergarde der Zaren – stützte, setzte mit einem Staatsstreich die Thronerhebung Iwans durch, in dessen Namen seine ehrgeizige Halbschwester Sophia regierte. Der Liebhaber und Günstling Sophias war Fürst Galizyn.

Sophia hatte sich den Titel einer »Selbstherrscherin aller Reußen« zugelegt, einen neuen Strelitzenaufstand niedergeworfen und führte nun gemeinsam mit Polen einen Krieg gegen die Türken, der unglücklich verlief, nachdem Rußland kurz zuvor auch in einem Feldzug gegen Schweden geschlagen worden war. Da die Partei des Prinzen Peter Romanow immer noch zahlreiche Anhänger im ganzen Land besaß, war der Kreml im Augenblick nicht sehr stark und mußte alles versuchen, um neue Verwicklungen zu vermeiden.

Die unsichere Lage war sicherlich der wesentlichste Grund für die plötzliche Verhandlungsbereitschaft der Russen gegenüber China, sie schien nicht dazu geeignet, ihre Stellung in dem bevorstehenden diplomatischen Handel zu stärken. Rußland konnte nicht wie China ein Heer hinter seine Grenzkommission stellen und seinen Forderungen damit Nachdruck verleihen.

Kannte man diese Zusammenhänge, so wurde auch deutlich, warum Moskau den Bojaren Golowin zum Führer seiner Gesandtschaft bestellt hatte; Golowin war der Vormund des Thronprä-

tendenten Peter Romanow; es mußte seinem und Peters Ansehen schaden, wenn er – wie vorauszusehen – mit einer diplomatischen Niederlage aus Sibirien heimkehrte. Ein anderer Grund mochte sein, daß Golowin selber Sibirier war, geboren in Tobolsk, wo sein Vater als Woiwode regiert hatte.

Worum ging es aber zwischen Rußland und China?

Im Jahre 1658 waren reguläre chinesische Truppen an die Nordgrenze der Mandschurei geschickt worden, um dem Vordringen der räuberischen Kosakenhorden am Amur Halt zu gebieten. Zwar zeigten sich nur kleine, zahlenmäßig geringfügige Scharen russischer Abenteurer an den Ufern des Großen Stromes, doch ihre Wildheit, Kühnheit und Unternehmungslust beunruhigten die Grenzprovinzen. Diese »rotgesichtigen Barbaren« plünderten unverschämt in Gebieten, die den Mandschu als Glacis ihres Stammlandes galten. Nachdem es dem Hetman Stepanow gelungen war, größere chinesische Truppenabteilungen zu schlagen, bauten die Russen ihre »Ostrogs« – befestigte Lager – frech an die Ufer der Schilka, des Amur und des Baikalsees; es waren kleine Siedlungen aus Holz und mit Erdwällen umgeben; so entstand 1652 Irkutsk nahe dem Baikalsee, 1665 Selenginsk und Werschneudinsk in Transbaikalien und 1658 Nertschinsk an der Schilka. Am meisten störte der Ostrog Albasin am großen Amurbogen die Chinesen; er glich der Spitze eines Dolches, der sich auf das Herz der Mandschurei richtet.

Gegen dieses Albasin hatte schon der Vater des regierenden Kaisers ein Heer geschickt, dem es glückte, den Ort einzuäschern und seine Besatzung an die Schilka zurückzutreiben.

Kaiser Scheng-tsu ließ als Sicherung gegen Eindringlinge die mandschurischen Festungen Mergen, Tsisikar und Aigun anlegen und die Grenzbesatzungen im Norden verstärken, aber auch die russischen Abenteurer waren nicht untätig geblieben. Tschernigowski, ein Pole, der im ukrainischen Krieg in russische Gefangenschaft geraten und nach Sibirien verbannt worden war, und eine Gruppe anderer Sträflinge hatten am Amur das zerstörte Albasin wiederaufgebaut. Sie erhielten Verstärkung durch den Woiwoden Tolbusin, dessen Begleiter, der kriegsgefangene deutsche Offizier Afanassi Iwanowitsch Baidon – vermutlich hieß er Johann von Beuthen – etwas von der Befestigungskunst verstand und Albasin in ein starkes Fort verwandelte.

Kaiser Scheng-tsu hatte ein Heer von zehntausend Mann mit hundert Kanonen abmarschieren lassen, um den Platz wieder zu erobern, aber der deutsche Kommandant verteidigte ihn so tapfer und ausdauernd, daß die Kämpfe immer noch andauerten. Trotz dieser militärischen Erfolge, deren sich die Russen rühmen durften, drängten sie ungeduldig auf Friedensverhandlungen und hatten um Entsendung der jetzt in Vorbereitung befindlichen Delegation gebeten.

Die beiden Jesuiten waren im Bilde: Die Gründe der russischen Verhandlungsbereitschaft lagen in den europäischen Verwicklungen, die alle Kräfte des Kremls beanspruchten.

Dabei wäre die Situation für Rußland gar nicht so ungünstig gewesen, hätte man in Moskau nur die Entwicklung der ost- und zentralasiatischen Verhältnisse besser beobachtet. Galdan, der Mongolenfürst, der ein zweiter Dschingis-Khan zu werden schien, war der natürliche Verbündete Rußlands. Er hatte ein Protektorat über Kaschgar, das Turfangebiet, Tibet und Teile der zentralen Steppenländer errichtet, die kleinen Khane im Orchongebiet geschlagen, die alte Stadt Karakorum geplündert und rückte gegenwärtig in die mongolischen Kernlande ein, die ihn zum unmittelbaren Nachbarn der Russen am Baikalsee und am oberen Amur machten. Wenn Galdan, der geschworene Feind der Chinesen, und die Russen sich vereinigten, waren sie stark genug, das Reich der Mitte in Gefahr zu bringen.

Die Reisekolonne der chinesischen Delegation besteht aus mehr als tausend Personen. Sie zieht in weitgegliederter Kette durch die staubigen Ebenen der Mandschurei und die steinigen Gebirgspfade des Chin-gan hinauf, der mit blauen Waldgipfeln den Horizont im Westen säumt.

In der Vorhut traben gepanzerte Reiter mit geschweiften Drachenhelmen und Schuppenhemden; von den Bambuslanzen wehen die rotgefärbten Roßschweife, an den seidenen Schabracken klingeln Silberglöckchen, und die hohen Bocksättel funkeln von Einlegearbeit, Emaille und buntem Glas. Dahinter rollen die hochbeinigen Zweiräderkarren des Trosses, die ungefederten Kutschen der niederen Beamten, der Schreiber, Ärzte, Priester, Kammerdiener, Köche und Tänzerinnen. Umgeben von berittenen Schwert-

trägern schwanken, von Kulis getragen, an langen Stangen die Sänften der Würdenträger.

Der kaiserliche Prinz liegt ausgestreckt auf seinem Ruhebett, die Seidenvorhänge halten den Staub ab, Flötenspieler gehen an den Seiten, und wenn bei einem Halt Seine Hoheit die Sänfte verläßt, treten sogleich Sonnenschirmträger herzu, ihrem Gebieter Schatten zu spenden. Mit derselben Bequemlichkeit reisen auch der kaiserliche Oheim, die vier Mandarine der obersten Rangklasse und die beiden Patres Gerbillon und Pereira. Die Stickluft aber in den gepolsterten, mit Fellen und Seide ausgelegten Palankinen macht schwindlig, das Schwanken im Trott der Träger verhindert ein ruhiges Lesen, und schiebt man die Vorhänge zurück, um den Anblick der Landschaft zu genießen, so dringen Straßenstaub und Schweißdunst der marschierenden Dienerschaft herein. Die Reise ist anstrengend und unangenehm.

Als die Reisegesellschaft die Chin-gan-Berge überwunden hat, gelangt sie an eine Furt des Amurstromes, der in Windungen durch dunkle Wälder breit und düster fließt – einem »Schwarzen Drachen« wohl vergleichbar.

Die Furt wird auf Kähnen und Flößen und mit aufgeblasenen Schläuchen überquert. Die Kulis waten bis zu den Schultern im Wasser, stemmen die Palankine mit hochgereckten Armen über ihre Häupter empor, wenn sie sie von den Flößen herabheben.

Am Morgen des 12. August 1689 sprengen die Vorreiter aufgeregt zurück und melden, das Lager der moskowitischen Gesandtschaft sei gesichtet; es liege ungefähr am vereinbarten Ort, halbwegs zwischen der Schilka und der russischen Stadt Nertschinsk.

Am nächsten Mittag erfolgt die feierliche Begegnung.

Aus dem Zeltlager der Russen setzt sich eine lange Kavalkade zu Pferd in Bewegung. Fünf Transporter und Paukenschläger traben voraus und blasen und schlagen die Kalbsfelle, daß es weithin lärmt. Ein Reiter von erstaunlicher Körpergröße folgt dem Musikkorps. Er trägt eine Mütze aus Blaufuchsfell, einen Rock aus Brokat, bestickt mit breiten Silberborten, und blausamtene Kniehosen. Die roten Saffianschuhe sind mit Perlen besetzt, und am reichen, goldgewirkten Gurt hängt ein langes, breites Schwert. Das ist Herr Golowin, der Gesandte des Zaren.

Zweihundertsechzig Schützen mit schußbereiten Musketen marschieren in dicht geschlossener Gruppe hinter ihm; den Schluß bildet das diplomatische Gefolge, kaum weniger prächtig gekleidet als Golowin.

Die chinesischen Unterhändler schweben in einem Dutzend seidenverhangener Palakins heran, auf denen Reiherfedern nicken, und als die Gesandten des Himmelssohnes zur Begrüßung aus ihren Polstern steigen, funkeln und schillern ihre mit Gold und Silber bestickten Seidengewänder, deren Säume der nördlich kühlen Witterung wegen mit Seeotter- und Biberfell verbrämt sind.

Die Chinesen verneigen sich steif und zeremoniell, sie reiben sich oft die von den weitherabfallenden Ärmeln halb verborgenen Hände. Ihre zirpenden Stimmen ergehen sich in tausend Höflichkeitsfloskeln; die bärenhaften Moskowiter wirken unbeholfen und ungeschliffen neben der weltmännischen Eleganz der Gelben.

Gemeinsam schreiten beide Delegationen in ein großes Prunkzelt, das unterdessen zwischen den zwei Lagern aufgeschlagen worden ist. Die Verhandlungen können beginnen; im Süden der Schilka haben, wie vom Kaiser befohlen, fünfzehntausend schwerbewaffnete Chinesen Lager bezogen, ihnen stehen in Nertschinsk nur etwa tausend Russen gegenüber.

Man sitzt gemeinsam an einem kostbar eingelegten Tisch, auf dem ein silbernes Schreibzeug bereitsteht und eine kostbare Uhr mit Schlagwerk blitzt. Die Wände des geräumigen Verhandlungszeltes sind mit Seide und Pelzen verhängt, der Boden gleicht einer Wiese aus persischen Teppichen.

Das Gespräch scheint in bestem Einvernehmen zu verlaufen. Wenn Golowin spricht, nicken die Chinesen höflich, schnalzen zustimmend mit den Zungen und machen freundlich lächelnde Gesichter. Golowin sagt, der Amur sei von Gott zur Grenze zwischen Rußland und China bestimmt.

Golowin spricht russisch, sein Dolmetscher übersetzt es ins Lateinische, und Pater Gerbillon oder Pater Pereira übertragen die Worte ins Chinesische. Das Lächeln auf dem Antlitz der Herren aus Peking gefriert für einen Augenblick.

Prinz Som Go-Tu erwidert, und jetzt sind es die Russen, die gutmütig nicken und freudig in die Hände klatschen, denn sie

hören, daß der Strom eine sehr erstrebenswerte Grenze darstelle und man sich in diesem Sinne einigen solle; freilich meint Prinz Som Go-Tu einen ganz anderen Strom, nämlich die Lena, weit im Norden von Schilka und Amur. Wenn die Russen diese Forderung gutheißen, müßten sie nicht nur das umstrittene Fort Albasin, sondern sogar die Stadt Nertschinsk abtreten; Ostsibirien und Transbaikalien wären für sie verloren; ihr Lächeln erstarrt.

Die Verhandlungen versteifen sich, und die Delegationen gehen an diesem Abend ohne Ergebnis auseinander.

In der Nacht kommen russische Träger ins chinesische Zeltlager und geben mit einer Empfehlung des Bojaren Golowin wertvolle Pelze und sibirischen Goldsand für die beiden Jesuiten ab; am nächsten Morgen werden die »Geschenke« mit höflichen Grüßen zurückgegeben.

In den folgenden Tagen tickt die Uhr auf dem Tisch im Pulsschlag der Weltgeschichte. Um jeden Landstreifen wird zäh gerungen. Die Ausgangsposition der Russen ist gar zu ungünstig; sie stehen verlassen im entfernten Osten ihres Reiches, das über jene Verbindungen und Organe noch nicht verfügt, die erforderlich sind, so weit gelegene Provinzen zu schützen. Der Riese Rußland muß erst lernen, seine gewaltigen Glieder zu gebrauchen.

Ein Kompromißvorschlag der Patres Gerbillon und Pereira findet endlich auf beiden Seiten Zustimmung: Als Grenze zwischen China und Rußland wird die Wasserscheide des Stanowojgebirges festgelegt; sie verliert sich irgendwo, was weder die russischen, noch die chinesischen Karten zeigen, am Ochotskischen Meer. Albasin muß abgerissen und die festen Blockhäuser an Schilka und Amur niedergebrannt werden. Der »Schwarze Drache« ist wieder ein chinesischer Strom.

Am 27. August 1689 nach dem russischen Kalender, am 6. September nach dem Gregorianischen und am 24. Tag des 7. Mondes im 28. Jahr der K'ang-hsi-Periode nach chinesischer Zeitrechnung wird der Vertrag in russischer, lateinischer und chinesischer Sprache paraphiert und gesiegelt. Die beiden Jesuiten sind die Verfasser des Textes.

Die Gesandtschaft bringt dem Kaiser einen klaren diplomatischen Erfolg zurück.

Als der Woiwode Golowin auf der Rückreise nach Moskau die Stadt Irkutsk nahe am Baikalsee erreicht, wird er von Gesandten des Mongolenfürsten Galdan begrüßt, die ihm ein Bündnis gegen China anbieten. Dafür ist der Zeitpunkt jedoch nun verpaßt. Die Grenzen stehen für lange Jahre fest, und daran ändert auch der inzwischen erfolgte Machtwechsel in Moskau nichts mehr. Im Frühjahr 1689 hat Peter Romanow, der spätere Schöpfer des neuen Rußlands, mit seinen Leibgarden die Herrschaft seiner Halbschwester Sophia beseitigt und sich des Zarenthrones bemächtigt.

Galdan steht jetzt allein den Chinesen gegenüber, und als er seine Scharen durch die Innere Mongolei heranführt, trifft er auf ein Heer, dem ein großes, von den Jesuiten geschaffenes Artilleriekorps ein starkes Rückgrat verleiht. In zwei blutigen, Jahre auseinanderliegenden Schlachten erleidet er entscheidende Niederlagen und endet durch Selbstmord.

Die Mongolen ziehen sich entmutigt nach Nord-Sin-kiang in die alten Wohnsitze der Oiraten zurück. Ihre geschichtliche Rolle ist für lange ausgespielt, und in den folgenden Jahrzehnten wird das einst so schreckliche Volk durch chinesische Strafexpeditionen, innere Kämpfe und Pockenepidemien dezimiert. Ein halbes Jahrhundert später sind vierzig Prozent seines Bestandes an Seuchen gestorben, dreißig Prozent im Krieg umgekommen und weitere zwanzig auf russisches Territorium geflohen. In die leergewordenen Räume stoßen die Chinesen vor und nehmen die ehemalige Mongolei, Nord-Sin-kiang, Tibet und sogar das »Blaue Meer«, einen Landstrich am Rande des Pamirplateaus, bis Turkestan in Besitz.

Das Reich des Kaisers Scheng-tsu erreicht damit beinahe jenen Umfang, den China zur Han- und Yüan-Zeit hatte.

In den Jahren 1697/98 weilt Zar Peter der Große, nachdem er sein Moskowiterreich gefestigt hat, im Ausland, um die Rolle, die Rußland nach seinem Willen für die nächste Zukunft auf sich nehmen muß, selber zu erlernen: der Schüler Westeuropas zu werden.

Während dieser Zeit bricht am fernsten Ende seines Staates der Kosak Atlassow auf und erobert mit seinen abenteuerlichen Sibiriaken die riesige Halbinsel Kamtschatka.

Geheimkuriere unterrichten Zar Peter im holländischen Zaandam darüber, daß sich sein Imperium im Osten abermals um ein Land von der Größe Italiens vergrößert habe. Des Wachstums scheint für Rußland kein Ende zu sein; und was liegt noch alles hinter Kamtschatka und hinter Kap Deschnew?

In Paris fabuliert der »Premier Géographe du Roi«, Monsieur Guillaume Delisle de la groyêre, von geheimnisvollen Ländern zwischen Japan und Amerika; einer der Abenteurer von Kamtschatka, Hetman Kolessow, schreibt von Goldfunden auf den Kurileninseln; und etliche in Europa veröffentlichte Landkarten zeigen eine geheimnisvolle Landenge »Anian« zwischen Asien und Amerika, die frei nach einer unklaren Stelle in Marco Polos Bericht eingetragen wurde.

Es scheint an der Zeit zu sein, endlich Klarheit über die möglichen Grenzen Rußlands und Nordost-Sibiriens zu schaffen.

Der große deutsche Denker Leibniz schlägt dem Zaren in einem Memorandum vor, eine Expedition auszuschicken, damit sie feststelle, ob und wie Amerika und Asien miteinander verbunden seien. Die Anregungen wiederholt Leibniz mehrmals und unterbreitet sie schließlich 1716 dem Zaren bei dessen Besuch in Bad Pyrmont auch mündlich.

Beeindruckt von den politischen Möglichkeiten, läßt Peter der Große vom Generaladmiral Fürst Apraxin eine Expedition vorbereiten und bestimmt selbst den in seinen Diensten stehenden jungen Kapitän Vitus Bering zum Führer des Unternehmens. Aber erst nach dem Tode des Zaren kann der Start erfolgen.

Die Reisen Berings in den Jahren 1725 bis 1740 legen die Umrisse der Kontinente und Meere im äußersten Nordosten fest und bereiten zugleich das Vordringen der Russen nach Alaska und Kalifornien vor.

Überall rücken die Völker einander näher; neue Welthandelswege öffnen sich.

Dieses Gesetz der Zeit gilt auch für China, das im wiedererlangten Bewußtsein seiner Stärke vorsichtig Handelsbeziehungen mit dem Westen einleitet. Kaiser Scheng-tsu erlaubt die Einrichtung einer russischen Handelsmission in Peking. Der nach seinem Tode abgeschlossene Vertrag von Kiachta gestattet, daß jährlich eine große Karawane russischer Kaufleute die Zentralprovinzen besucht. Dem Drängen der Seemächte, gegen die in China immer

noch starkes Mißtrauen herrscht, gibt der Kaiser ebenfalls nach. In Kanton, dem ozeanischen Tor des Reiches, werden sogenannte Hong-Kaufleute dazu bestimmt, die Vermittlerrolle zwischen China und europäischen Handelsschiffen zu übernehmen. Eine Periode friedlicher Nachbarschaft und freundlicher Begegnung scheint sich anzubahnen.

Als Kaiser Scheng-tsu 1722 die Augen schließt und Zar Peter ihm 1725 nachfolgt, hinterlassen beide, wie sie und ihre Zeitgenossen glauben, in sich gefestigte Imperien. Niemand ahnt, daß Rußland und China stürmischen Zeiten entgegentreiben.

Verharren im Glanz

Um die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts erscheint China, die Blume der Mitte, den Augen europäischer Reisender so bunt und exotisch wie die Seidenteppiche aus Sin-kiang; es ist aber nur der Maßstab der ungeheuren Fremdheit, der den Ankömmlingen aus dem Westen den Eindruck von Glanz, unerhörter Pracht und harmonischem Frieden vermittelt.

So wie eine Landkarte nur Gebirge, Ströme, Ebenen, Städte und Kanäle, nicht aber Äcker, Gehöfte, Brunnen und Dörfer und schon gar nicht die Menschen zeigt, so sieht der fremde Besucher zunächst die sich drängenden und schiebenden Massen, die hoheitsvollen Seidengewänder der Mandarine und die Sänften, die großartigen Pagoden, Tempel und Paläste, die mit Schiffen bedeckten Häfen und die endlosen, mit Lehmstaub erfüllten Straßen, nicht aber die gefährlichen politischen, sozialen und geistigen Spannungen, die sich hinter einer Fassade von Glanz und Reichtum, von Üppigkeit und Lebensfülle verbergen.

Jeder Besucher aus den Ländern des Westens ist zuerst erfüllt von den Wundern dieser Fremde, ohne ihre Schattenseiten zu sehen. So ergeht es auch Pater Poirot, der nach seiner Ankunft in Peking hingerissen ist von der anscheinenden Macht und Größe des chinesischen Reiches.

Im Hause der Jesuiten hinter den rosenfarbenen Mauern der Pekinger Palaststadt hören seine Ordensbrüder, die zumeist schon seit einem Menschenalter im Lande wirken, die enthusiastische

Schilderung seiner Reise auf dem Kaiserkanal, seine Eindrücke von der Herrlichkeit Nankings, der Südlichen Hauptstadt auf den Purpurhügeln, und seine Erzählungen von überwältigenden Begegnungen mit chinesischen Würdenträgern lächelnd, nachsichtig und schweigsam an.

Pater Poirot, beim letzten Teil seines Berichtes angelangt, spricht mit dem Temperament des Südfranzosen:

»Ich überquerte in meiner Sänfte den Fluß Hoang-Ho auf einer kühn geschweiften Steinbrücke und kam in die Tatarenstadt. Welch ein Anblick, diese meilenweiten himmelhohen, gezackten Mauerringe, und gar die Torbauten! Man brachte mich zum Cheng-Yang-men-Tor, das wie eine Festung für sich, mit vier Stockwerken über dem massigen Unterbau, mit grünglasierten, geschweiften Dächern und weißen Porzellanornamenten über den Fenstern dasteht. Soldaten in Schuppenpanzern, mit Drachenhelmen und purpurnen Gewändern hielten mir die gefällten Hellebarden vor; ein Offizier verlangte meine Ausweise. Ich besaß gottlob den scharlachroten großen Kaiserpaß, den Sie, meine ehrwürdigen Väter, mir zugeschickt hatten; ich zeigte ihn vor und wurde mit größter Höflichkeit eingelassen. Für die Pracht und Größe dessen, was sich meinen Augen innerhalb der rosenfarbenen Mauern darbot, finde ich keine Worte! Welche Weite der Höfe! Welche Gebäude, Terrassen, Tempel und Parkanlagen! Aber das kennen Sie besser als ich, meine Väter. Glauben Sie mir, ich schaukelte in meiner Sänfte wie in Träumen dahin. Übrigens hat man mir einen Hofbeamten als Führer mitgegeben, der mich mit vollendeter Freundlichkeit auf alles Sehenswerte aufmerksam machte. Wir mußten einen weiten Bogen schlagen, ehe wir zu dem Hof gelangten, wo die riesige ›Halle der dauernden Harmonie‹ steht. Mein Führer berichtete angesichts der starken militärischen Absperrungen, daß dort soeben hochrangige Staatsexamina für mehr als zehntausend Prüflinge aus allen Ständen durchgeführt würden. Neun Tage und sieben Nächte dauert die Prüfung, und diese ganze Zeit über müßten die Kandidaten streng abgeschlossen in ihren Zellen verbringen. Mein Mandarin wußte bereits, welche Fragen man den Prüflingen gestellt hatte. Wie seltsam das alles ist! Die Kandidaten mußten Aufsätze schreiben über die Hochschätzung der Sparsamkeit, die Einhaltung der Mitte, die Wachsamkeit im eigenen Herzen und über militärische

Kunst. Am Kopf jedes Papierbogens, den man den Kandidaten aushändigt, soll – wie ich erfuhr – aufgedruckt sein: ›Ihr Gelehrten! Jetzt habt ihr euch an Mich, den Kaiser, zu wenden. Bringt eure erhabensten Ideen zum Ausdruck, nicht weitschweifig, nicht dunkel, nicht in Phrasen oder schwülstig. Ich, der Himmelssohn, werde eure Arbeiten lesen!‹

Und mein Mandarin behauptete, die besten Stellen in den Aufsätzen der Prüflinge, die – wie seltsam! – auch nach ihrer Fähigkeit in der Schönschrift und ihrer Fertigkeit im Dichten beurteilt werden, würden von den Doktoren des Kaiserpalastes mit roter Tusche eingekreist; wer die meisten roten Kreise habe, werde Sieger. Es bestehen allerdings nur dreihundert von zehntausend das Examen. Diese dreihundert werden, sagt mein Mandarin, in die höheren Ränge eingereiht und mit den Knöpfen und Brustschildern der kaiserlichen Ministerialbeamten ausgezeichnet. Ich habe nie vorher von einem System vernommen, das vernünftiger und gerechter wäre! China gewinnt mein Herz im Sturm. Hier ist verwirklicht, was Platon in seinen politischen Schriften, Erasmus von Rotterdam in der ›Gelehrtenrepublik‹ oder Campanella im ›Sonnenstaat‹ dem Abendland das Ideal vorstellen: daß die gelehrtesten und klügsten Männer ohne Ansehen der Herkunft regieren. Chinas Kaiserreich ist wahrhaftig der katholischen Kirche verwandt, deren Hierarchie ebenfalls nur eine Stufenleiter der Tüchtigen und Bewährten ist; von allen westlichen Institutionen läßt allein nur sie den Sohn eines armen Bauern bis zur höchsten Spitze, bis zur Papstwürde, aufsteigen.

Mein Schutzengel verschaffte mir noch ein weiteres, aufschlußreiches und erhebendes Erlebnis. Als wir zum Tor der himmlischen Reinheit gelangten, kamen uns reichgekleidete Hofbeamte und purpurfarbene Stockträger entgegen, die Platz für den Fürsten Chêng und sein Gefolge schafften. Der hohe Herr befand sich auf dem Weg zur Himmelsmajestät. Wir mußten anhalten und uns in eine Ecke drücken, meine Kulis und sogar der Mandarin warfen sich flach zur Erde und erwiesen dem Würdenträger höchste Ehrerbietung, während er in seidenverhangener Sänfte, deren Silberglöckchen klingelten, umgeben von der starren Brokat- und Seidenpracht der Ministerialen, vorüberzog. Ein ebenso farbenprächtiger wie märchenhafter Anblick, meine Väter! Wenn ich denke, daß dies nur einer der zahlreichen Prinzen des kaiserlichen

Hauses ist – noch dazu, wie mir mein Gewährsmann erläuterte, ein wenig bedeutender –, so stehe ich stumm vor der unausdenkbaren Souveränität des chinesischen Kaiserthrones. Kaiser Ch'ienlung, von dem mein Mandarin kaum zu sprechen wagte, dessen Name niemand ausspricht und der eine Autorität genießt, gegen die alle ähnlichen europäischen Begriffe – einschließlich der Majestät König Ludwigs XV. oder des Römischen Kaisers – verblassen, scheint eine praktisch völlig unbeschränkte Machtfülle zu genießen.«

Pater Attiret, ein alter Chinaveteran des Ordens, lächelt bitter. »Der Kaiser kommt sich wie ein Gott vor, der über allen Menschen schwebt«, sagt er.

»Nur von seinen Frauen und Verschnittenen umgeben, ist Ch'ienlung seiner eigenen Anbetung ergeben. Wenn die Minister und Prinzen ihm Bericht erstattet haben, müssen sie, auf dem Boden liegend, das Gesicht gegen die Erde gerichtet, schweigend seine Befehle abwarten und alsbald die göttlichen Weisungen buch-

Unter einem großen Prunkschirm fährt ein Kaiser der Mandschu-Dynastie durch sein Reich. (Kupferstich von 1787)

stabengetreu erfüllen. Verläßt Ch'ien-lung einmal den Palast, um die Straßen Pekings zu durchziehen, dann sprengen schon am Tage vorher berittene Soldaten jenen Weg entlang, den der Kaiser zu nehmen gedenkt. Sie sehen darauf, daß die Kaufläden geschlossen, alle Fenster und Türen mit dichten Tüchern verhängt werden, auf daß kein Sterblicher den erhabenen Herrscher erblicken kann [7].«

Pater Poirot zuckt die Achseln. »Wenn Sie, meine ehrwürdigen Väter, nur einen Bruchteil des Einflusses besitzen, den unsere großen Vorbilder, die Patres Ricci, Schall oder Verbiest, Gerbillon oder Bouvet, einst ausübten, dann muß es ein leichtes sein, durch einen solchen allmächtigen Kaiser die Sache der christlichen Religion voranzutreiben.«

»Mein lieber junger Mitbruder«, sagt der alte Pater Attiret gütig, »die Zeiten haben sich hier bis auf den Grund geändert. Man ist fremdenfeindlich geworden, die Tage des wissensdurstigen und toleranten Kaisers Scheng-tsu sind lange dahin. Schon sein Nachfolger und Sohn Schih-tsung war christenfeindlich, weil er mit Unruhe die wachsenden Ansprüche und Gefahren erkannte, die ihm aus Europa entgegenwuchsen. Ich war damals beinahe ebenso jung wie Sie und ebenso optimistisch und hoffnungsfroh, als der kaiserliche Zensor jenes Dekret anschlagen ließ, in dem es hieß:

›Die Europäer lehren eine gefährliche und falsche Religion ... Sie beobachten die Gebräuche des Reiches nicht, sondern haben ihre eigenen Riten und Bücher. Heißt das aber nicht, die bestehende Regierungsform umzustürzen? Ist etwa unsere alte Lehre nicht hinreichend? Es gibt bereits eine große Zahl von Christen in der Umgebung des Hofes, und wenn ihrem Treiben nicht rasch Einhalt geboten wird, werden sie zuletzt das Reich überströmen ...‹

Damals, mein junger Bruder, wurden unsere Kirchen und Gemeindehäuser zerstört und über dreihunderttausend Christen verhaftet. Es war lediglich das Verdienst unseres Paters Parrenin – Gott habe ihn selig! –, daß die harten Verordnungen abgeschwächt und schließlich aufgehoben wurden. Pater Parrenin erwarb sich Verdienste als Dolmetscher bei den Verhandlungen mit

Rußland, die zum Vertrag von Kiachta führten, und mit ihrer Hilfe retteten wir die Mission in die Regierungsperiode des jetzigen Kaisers Ch'ien-lung hinüber.«

»Kaiser Ch'ien-lung ist uns wohlgesinnt, so wurden wir im Kolleg zu Macao unterrichtet«, wirft Poirot ein.

Pater Attiret zieht die Stirn in Falten und hebt die Schulter: »Wie man's nimmt! Er war von Anfang an sehr verschlossen und von einer so eisig hohen Auffassung seiner Majestät erfüllt, daß es uns schwer wurde, an ihn heranzukommen. Im Grunde haßt auch er alles Fremde, schlimmer noch: Er verachtet es, weil er, wie die meisten gebildeten Chinesen, das Reich der Mitte für die Quelle, das Zentrum und die Sonne jeder echten Kultur hält und von der Begegnung mit dem Westen die Erschütterung dieser Meinung befürchtet. Bei Beginn seiner Regierung erneuerte er die Verbote, und es schien, als wollte er die zarten Pflanzungen christlicher Mission gänzlich ausrotten. Heute haben wir wieder enigen Einfluß, und man läßt unsere Missionen in Ruhe, freilich fördert man sie auch nicht. Im übrigen haben Sie ganz recht, dieses Land und Volk zu bewundern und sich vor seiner alten Kultur zu verneigen; auch wir tun es. Doch sollten Sie es ohne Überschwang tun und sich jenen Einschränkungen zugänglich zeigen, die uns infolge eines längeren Aufenthaltes und durch die damit verbundene tiefe Einsicht in die gegenwärtigen Zustände als nötig erscheinen. Es gibt so vieles hier, was uns als unchristlich und barbarisch erscheint. Haben Sie einmal die abnorm kleinen Füßchen der Chinesinnen beobachtet? Diese armen Füße werden von Kind auf künstlich eingeschnürt und verkrüppelt, um jene Zierlichkeit des Gehens zu erreichen, die der Chinese schätzt. Die Frau in China ist eine willenlose Sklavin, ein Objekt des männlichen Vergnügens, eine Handelsware, entweder Magd oder Konkubine, und nur die wenigen sind davon ausgenommen, denen als Hauptfrauen und Müttern erstgeborener Söhne eine gewisse Ehrenstelle als ›Damen des höchsten Ansehens‹ innerhalb der Familienkangs gebührt. Doch selbst diese Ausnahmen werden zur Plage, denn die Erste Dame des Familienhaushalts tyrannisiert meist alle übrigen weiblichen Wesen in grausamster Weise. Töchter werden fast grundsätzlich nach Sippenvorteilen verschachert und zu Ehen gezwungen, bei denen sich die Brautleute zum erstenmal am Hochzeitstag sehen. Viele Väter der unteren Volksschichten ver-

kaufen ihre Töchter als Mägde, Beischläferinnen oder Arbeiterinnen an reiche Geldleute oder Beamte. Oder betrachten Sie das Elend der Kulis! Für eine Handvoll Reis arbeiten sie den ganzen Tag wie die Buckelochsen! Und mit den Kulturleistungen, die man in Europa heute so kritiklos preist, steht es auch nicht am besten.

Die großen Tage der T'ang, Sung und Ming sind vorüber. Die Künstler unserer Zeit zerreden die Kunst, man philosophiert über ihre Gesetze, man tändelt mit ihr – und hat die lebendige Kraft zum Schaffen nicht mehr. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb wir Jesuiten ad exemplum mit unserem europäischen Malstil das Entzücken der Majestät und seines Hofes erregen. Man sucht nach etwas Neuem, Unerhörtem, noch nicht Dagewesenem und Fremdem. Unser Bruder Giuseppe Castiglione, den die Chinesen Meister Lang Schi-meng nennen, hat es großartig verstanden, die chinesische Maltechnik zu erlernen, sie mit europäischem Geist zu durchdringen und einen neuen ›Hofstil‹ hervorzubringen. Sie werden seine Ölbilder, Tuscherollen und Fresken noch sehen, in denen sich die Ereignisse der Regierungszeit unseres Kaisers Ch'ien-lung widerspiegeln. In der Dichtkunst sieht es nicht besser aus. Mir scheint es ein Symptom für die jetzige Zeit zu sein, daß Meister Yüan Tze, der im übrigen wirklich entzückende Lyrik schreibt, seinen Ruhm einem geistreich verfaßten Kochbuch verdankt. Wir leben in einer Epoche der Kochrezepte, lieber Poirot!«

Pater Attiret erhebt sich und wandert unruhig in dem kleinen, vom Lampenlicht spärlich erhellten Raum auf und ab. »Sagen wir es in einem Satz«, grollt er, »in China herrscht auf geistigem Gebiet feierliche Kirchhofsruhe. Die Gelehrten deuten unbeirrbar ihre Klassiker aus, und selbst Sie, lieber Poirot, würden heute die große Staatsprüfung bestanden haben, verfügten Sie über eine feine und malerische Schrift und hätten Sie zehntausend Zitate aus den Klassikern auswendig gelernt. Eigene Einfälle, moderne Ideen oder eine Kenntnis, die über die Grenzen chinesischer Selbstgenügsamkeit hinausreicht, brauchen Sie nicht. Die Dichterlinge zaubern unentwegt Verse nach alten Vorbildern, die Maler pinseln nach dieser oder jener Manier; die bildenden Künste bestehen aus einer mehr oder weniger glücklichen Kombination feststehender Formeln; man verkündet Rezepte für Landschafts-, Blumen- und Porträtmalerei. Rezepte! Rezepte! Die Poeten blättern im Reimlexikon! Und die Gelehrten beharren auf dem Wis-

sen des 12. oder 13. Jahrhunderts und weigern sich, in eine Diskussion mit der Umwelt einzutreten. Europa, das Christentum und unsere modernen Erkenntnisse beunruhigen sie nur. Sie verschließen die Ohren und Augen, drehen sich im eigenen, altgewohnten Kreise und bespiegeln sich im Glanze von gestern. Und zu allem Unglück gibt es noch die staatliche Zensur, die brutal zuschlägt, wenn sich irgendwo ein freier Geist erhebt. Vor einigen Jahren wurden siebzig chinesische Historiker verhaftet und hingerichtet, weil sie eine Geschichte der Ming-Dynastie herausgebracht hatten, die mit einigem Bedauern vom Ende dieser nationalchinesischen Epoche berichtete und an den Eroberungen der Mandschu deutlich Kritik übte.«

»In Macao«, sagt Pater Thibault zu dem jungen Poirot, »lehrt man die jungen Zöglinge für das Missionsamt in China, daß das chinesische Reich eine politisch geschlossene Einheit sei. Welch ein verhängnisvoller Irrtum! Der alte Gegensatz zwischen den tungusisch und mongolisch beeinflußten Nordchinesen und den nationalistisch denkenden Chinesen südlich des Hoang-Ho und in den Yang-tse-kiang-Provinzen lebt fort und ist so stark wie eh und je. Die Ming-Dynastie bleibt unvergessen; der Zopf hängt wie ein Gewicht an den Köpfen, und die Geheimbünde wühlen im Land.«

»Dabei muß man die Situation der Bevölkerung, die überwiegend aus Bauern besteht, bedenken!« flicht Pater Attiret ein, »in den Ebenen, Gebirgsländern und Stromtälern sitzen die Millionenmassen der Kleinbauern. Im Dorf schlägt Chinas wahres Herz. Während in den Stadtpalästen, in den Kaufhäusern, Lama-Klöstern und in den üppigen Kangs der Beamten Luxus, Wohlleben und Überfluß herrschen, während sich hundert Diener und Kulis um das leibliche Behagen eines Bevorzugten bemühen und in Tempeln und Lustschlössern feierliche Prozessionen, Jagdausritte, Theateraufführungen, Wettkämpfe und pomphafte Riten zelebriert werden, liegt die Bauernschaft arg darnieder. Sie ermöglicht den Luxus der Oberschicht durch härteste Arbeit und wird dafür noch mit grausamen Schikanen bestraft. Die Dämme an den Strömen verfallen; es gibt alle Jahre Hochwasserkatastrophen, die die Ernte vernichten. Die Steuereintreiber pressen dennoch nicht nur die gesetzlich vorgeschriebenen Beträge aus den zerlumpten, ausgemergelten Landleuten, sondern sie erhöhen die Summen

willkürlich, füllen sich die Taschen und werden in kurzer Zeit reich. Die Großgrundbesitzer stecken mit den tatarischen Generälen und Statthaltern unter einer Decke und saugen den Bauern, der größtenteils zum Landsklaven, Kleinpächter und Kuli herabgedrückt wurde, restlos aus. Familien mit vierzig und mehr Köpfen müssen vom Ertrag einiger Äcker leben.«

»Aber auch die Städter sind unruhig und unzufrieden«, sagt Pater Brossard, »besonders in den Hafenplätzen gärt es. Trotz der strengen Abschließung des Landes nach außen dringen Nachrichten aus der Welt ein und lassen sich nicht totschweigen. Es empört den chinesischen Nationalstolz, wenn man hört, daß die holländischen Kolonialherren in Java und Sumatra aus Handelsneid die dort ansässigen Chinesen gnadenlos unterdrücken; es wird als Schlag ins Antlitz und als Verlust des Gesichts empfunden, wenn die Mandschu-Regierung Aufstände, wie den der Chinesen in Java und Burma, weder moralisch noch politisch oder militärisch unterstützt.«

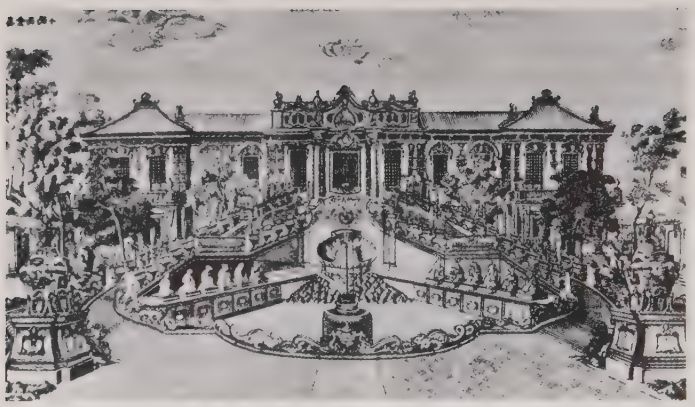
»Alle Anstrengungen und Verhandlungen englischer und holländischer Kaufleute und Gesandter« bemerkt Pater Thibault, »sind im Sande verlaufen, vergebens war ihr Bemühen, China zur Öffnung der Häfen zu bewegen. Im Gegenteil! Für Fremde sind die Eingangstore verschlossen, so daß der Seehandel allein noch über Kanton zu laufen vermag. Damit ist China politisch ebenfalls ganz auf die Vergangenheit ausgerichtet. Man spricht bei Hof von einer Reihe von Feldzügen, die vorbereitet werden: Sie sollen sich gegen entfernte Randprovinzen richten, weil diese in der Han-, T'ang- oder Sung-Zeit einmal zum Reich gehört haben: Tibet, Ostturkestan, vielleicht sogar Burma. China flüchtet sich in die Tiefe des asiatischen Kontinents und weicht der Begegnung mit dem Meer aus, das die neue Zeit an seine Küsten spülen will. Sie sind hier so stolz auf die angeblich vortreffliche Verwaltung, der auch Sie vorhin Ihr hohes Lob zollten, lieber Bruder Poirot. Nun ja, die Fassade erscheint prächtig:

Das Reich gliedert sich in achtzehn Provinzen unter acht Vizekönigen; es gibt neunzehn Provinzialschatzmeister, achtzehn Großkriminalrichter, ebenso viele Direktoren des Salzmonopols, der Getreidekammern und des Zollwesens, an die siebzig Großpräfekten und zweitausend hohe Mandarine, daneben ein Heer von Mandarinen der unteren Stufe. Die Beamtenleiter kennt

neun Ränge; und jährlich treten zehn Millionen zu den staatlichen Prüfungen an, um sich auf einer Sprosse der Leiter einzureihen. Wissen Sie, wie viele Beamte im Dienst sind? Eine volle Million! Das sieht alles so brav nach Ordnung und Gesetz aus, es hat sogar einen Anhauch platonischer Weisheit – lieber Poirot! Wenn es nur nicht Menschen wären, die in den Waben dieses Systems den Honig schlürfen! Sie werden selbst entdecken, wie man sich hierzulande durch Geschenke Recht verschafft und durch Verwandtschaft emporsteigt – trotz Prüfungen! Zahllose Mandarine sind käuflich, korrupt, bestechlich, verlogen und im Wohlleben versumpft. Sehen Sie sich morgen einmal um in Peking, lieber Bruder, beobachten Sie die tausend Winkeladvokaten, deren Stände die Straßen säumen. Ein Volk, das einer solchen Menge von Anwälten bedarf, wird übel regiert und findet keine Gerechtigkeit bei den Behörden, erreicht sie vor allem nicht auf einfachem und geradem Wege.«

Pater Poirot schüttelt verblüfft den Kopf. »Es erstaunt mich, wie Sie, meine Brüder, die Verhältnisse mit so dunkler Farbe malen. In Macao erzählt man, Sie erfreuten sich so reicher Gunst, daß Sie vor manchem hohen Mandarin das Recht hätten, sich überall im kaiserlichen Palast zu bewegen; einer von Ihnen sei meist in der Gesellschaft des Himmelssohnes anzutreffen. Hat man mich falsch unterrichtet? Verfügt der Orden nicht über den Einfluß, den wir uns wünschen?«

»Einfluß!« ruft der hochgewachsene Brossard und ringt die Hände. »Natürlich haben wir Einfluß. Wir sind die Garde der Schnellmaler, Gartenarchitekten und Mechaniker. Da – unser alter Vater Attiret ist ein ausgeplündertes Wrack, ein malender Automat, den die Majestät zu allen Tages- und Nachtzeiten zu sich ruft, mit den unmöglichsten Aufträgen beehrt und für einen lebendigen Malkasten hält. Und ich, der Pater Brossard und Doktor der Theologie, was bin ich? Des Kaisers allererster Glasbläser und Keramikdekorateur, Mitglied der Han-lin-Akademie in der Abteilung Kunsthandwerk! Pater Thibault aber übertrifft uns alle an Ansehen, denn er versteht es, mechanisch bewegte Löwen und Tiger, Nachtigallen und Reiher herzustellen und die kaiserliche Vorliebe für seltsame und nie vorher erzeugte Gegenstände zu kitzeln. Das und nur das sind die Wurzeln unseres Einflusses! Wo bleibt die Mission?«



Der Kaiserliche Sommerpalast in Peking. (Nach einem alten Kupferstich)

Während Brossard zornig verstummt, ergreift Attiret wieder das Wort. Er erzählt, wie der Orden vor Jahren, als es schien, er würde ausgewiesen und der Rest der Mission zerschlagen, sich mit Ausnutzung der kaiserlichen Liebhabereien zu halten verstand.

Damals wurde bei Peking die berühmte Sommerresidenz Yoenning-yoen im barocken Stil erbaut. Alles sollte erlesen und kostbar sein, die Wand der Säle aus Gold, Jade, Edelmosaiksteinen und seltenen Hölzern, jede Freitreppe aus Marmor, flankiert von Bronzefiguren, und die Seidentapeten der Pavillons mit Malereien bedeckt, die alle Tiere, Blumen und Landschaften des weiten Reiches darstellen. Bei den Arbeiten hatten sich Pater Attiret und Bruder Castiglione hervorgetan, der Kaiser wandte ihnen seine Gunst zu, und darauf zogen sie geschickt andere, in der Gartenarchitektur erfahrene Ordensbrüder in den Palast, denn die Schloßgärten waren das Hauptvergnügen des Kaisers.

»Da die Natur allein den Geschmack des Kaisers nicht zu befriedigen vermochte, waren hier künstliche Berge, Täler, Wälder und Flüsse angelegt worden; durch anmutige Täler schlängelten sich

jetzt in künstlichen Biegungen große und kleine Bäche; einmal verengten sich die Ufer zwischen künstlichen Hügeln und Felsen, dann wieder erweiterten sie sich zu Seen, auf denen prachtvolle Barken schwammen ...
Auf einer felsenartigen Insel in der Mitte eines dieser Seen erhob sich der große Palast mit mehr als hundert Räumlichkeiten. Von hier aus konnte man die anderen Gebäude, mehr als zweihundert an der Zahl, am besten überblicken; Galerien, Alleen, Terrassen, Amphitheater, Blumenwälder und Brücken, dies alles vereinigte sich zu einem Bild von unübertrefflichem Reiz [8].«

In der Sommerresidenz wohnen jetzt noch Jesuiten, die an der Ausgestaltung des Parks arbeiten und die Pläne der Gartenarchitekten Lenôrtre, Brown, Hamilton und Shenstone fleißig studieren. Dank ihrer praktischen Kenntnisse finden die Missionare in den Palästen des Himmelssohnes weiterhin Eingang.

»Nun wissen Sie, was von Ihnen verlangt wird, Bruder!« sagt Brossard sarkastisch, »über welche besonderen Kenntnisse verfügen Sie? Thomas von Aquin und Augustinus werden Ihnen zunächst wenig nützen; stürzen Sie sich auf Malerei, Gartenkunst oder Mechanik, das allein kann Sie fördern.« – »Laßt ihn jetzt in Ruhe!« beschwichtigt Pater Attiret. »Wir wollen gemeinsam beten, draußen, im Gärtchen unseres Hauses. Wir sind in der Fremde dem Herrn nirgends näher als unter den Sternen.«

Schweigend wandeln die Patres hinaus, wo sich um den Pavillon eine zärtliche Landschaft breitet, voll Chrysanthemengebüsch, Hecken und Zwergföhren. Ein Pflaumenbäumchen blüht an einem still glänzenden Lotosteich, von Bambusried umfaßt. Ringsum duften Tigerlilien und Rosen; Jasmin füllt die Nachtluft mit seinem betäubenden Atem, Hirschhornfarne und Seidelbast besäumen den Rand eines schmalen Kanals, auf dem rote Cuscute glüht. In einer Grotte aus Muscheln steht ein weißes Marmorkruzifix mit der Betbank. Über den schimmernden Dächern der Palaststadt glitzern die Sterne. Grillen zirpen, und aus entlegenen Höfen dringt leise das metallische Anschlagen der Gongs.

Die Mönche sind allein in einer fremden Welt; doch sie tragen ihre innere Heimat, wo immer sie weilen, mit sich: Christus und seinen Auftrag, die Völker zu rufen. Im Gebet versunken, knien sie nebeneinander vor dem Kruzifix.

Drei überaus reizvolle Lustschlösser mit ausgedehnten Parkanlagen hat Kaiser Ch'ien-lung erbauen lassen: Wan-schou-schan im Osten, das Jagdschloß Jehol und den prächtigen Sommersitz Yoen-ming-yoen im Norden der Hauptstadt Peking.

Der Park von Yoen-ming-yoen ist sehr umfangreich, das Schloß selbst das schönste Gebäude unter vielen Palästen und Pavillons, die zu seinem Bereich gehören.

Bald nach der Ankunft des jungen Paters Poirot werden die Jesuiten vom Hofzeremonienmeister angewiesen, sich mit dem kaiserlichen Hof nach Yoen-ming-yoen zu begeben; da der Tag des Aufbruchs ebenfalls bekanntgegeben wird, haben sie genügend Zeit, die nötigen Vorbereitungen zu treffen und dafür zu sorgen, daß etliche tausend Handwerker aus Peking und zehntausend Kulis zur Verfügung stehen, um die Straße zur Sommerresidenz nach den Einfällen der Missionare zu schmücken.

Zur abendlichen Stunde des Auszuges aus der Purpurstadt erglühen die Tempel und Paläste, die Torbauten und Terrassen jählings im Strom der brennenden Fackeln; Erzgongs dröhnen, Bronzeglocken läuten, und Schwadron nach Schwadron mandschurischer und tatarischer Reiter trabt aus den Kasernen, füllt Höfe und Plätze an, formt sich rechts und links der Straße zum dichten Spalier, das Volk zurückdrängend und zum Schweigen zwingend.

Riesige Tragsänften schwanken im Geklingel der Silber- und Goldglöckchen; Kutschen, Gepäckkarren, Elefanten mit Pagoden auf dem Rücken, Kamele mit bunten Sätteln und ein Meer flatternder Banner, mit Sinnsprüchen bestickte Seidenfahnen wogen langsam aus dem inneren Palastbezirk ins Freie. Der Hofstaat zieht feierlich seine Bahn zwischen den Ketten der flammenden Kohlenbecken und dem Spalier der fackelhaltenden gepanzerten Reiter, die regungslos im Sattel sitzen, als beschützten sie wie feurige Erzengel die Reise.

Märchenhafter noch wird die Straße außerhalb der ragenden Mauern, als die breiten Torbauten der Purpurstadt mit dem Dunkel der Nacht verschmelzen und ihre Konturen sich mit den auf Galerien, an Fenstern und auf Balustraden aufgestellten Lampen in den schwarzen Himmel zeichnen.

Pater Poirot erblickt jetzt das Werk seiner Ordensbrüder, das sie dem Kaiser zu Ehren längs der Straße nach Yoen-ming-yoen

geschaffen haben: In ununterbrochener Folge reihen sich mit Holz, Blumendekorationen, Seidenstoff, Bambusgestellen und bemalten Papierwänden hingezauberte Tempel, Lusthäuser, Pagoden und Bühnen, die sich beim Vorbeiziehen des Hofstaates mit Musikchören, Komödianten, Gauklern und Tänzerinnen füllen. Erfrischungen werden von Dienern angeboten – Chrysanthemenwein, Reiswein in dampfenden Schalen und Konfekt. Wie eine Schar von Halbgöttern treibt der Zug der Prinzen, Minister, hohen Mandarinen, der Konkubinen, Eunuchen, Würdenträger und Generäle dahin, gemächlich und feierlich zugleich, und das zum Gaffen angestaute Menschenährenfeld wird wie von einem Sturm zur Erde gemäht, wenn die größte der Sänften mit dem goldgelben Baldachin, funkelnd von Juwelen und Perlen, auftaucht; in dieser Sänfte thront die Himmelsmajestät.

Immer neue Überraschungen bietet der Weg zur Sommerresidenz: Auf künstlichen Hügeln, inmitten einer freundlichen Landschaft, äsen zahme Rehe, Hirsche und Gazellen, im Geäst der Banya- oder Maulbeerbäume kreischen als Affen verkleidete Kinder, und um die Kapitelle mit Seide bespannter Säulen schwirren im Federkleid als Paradiesvögel Buben und Mädchen.

»Das interessanteste Schaustück kommt erst«, sagt Pater Thibault zu Poirot, »wenn wir in Sichtweite der Sommerresidenz sind. Dort haben wir eine riesige Schaubühne aufgebaut, deren Prunkstück ein See aus Spiegelglas ist. Darauf bewegt sich eine mechanisch getriebene Gans in einem Zifferblatt und zeigt die Zeit an. Menschenfiguren schlagen nach der Art der Glockenspiele die Stunden an. Das wird der Majestät wohlgefallen und unseren Bittschriften Gehör verschaffen . . .«

Vergnügt läßt sich Pater Poirot zur Luststadt des Kaisers tragen, die nun hinter Parkbäumen und Mauern mit ihren Türmen, Dächern, Tempeln und Hallen, hochliegenden Terrassen und Palästen vor dem Hintergrund lodernder Freudenfeuer sichtbar wird. Sängerchöre erfüllen die Nacht, Instrumente, Gongs und Pauken ertönen; das Geschrei einer mit verkleideten Palastdienern vorgetäuschten Menge wirbelt empor; und das leuchtende Band eines Kanals wird sichtbar, auf dem sich die Segel illuminierter Boote im Spiel von Licht und Schatten bauschen.

Pater Attiret wird einige Tage später zur Audienz befohlen, um den Wunsch des Kaisers entgegenzunehmen, ihn zusammen mit einigen Ordensbrüdern ins Jagdschloß Jehol in die Tatarei zu begleiten. Ein Feldzug gegen die Mongolen ist eben erfolgreich abgeschlossen worden; die feierliche Unterwerfung der Nomadenfürsten des Westens steht bevor. Kaiser Ch'ien-lung wünscht, daß die Szenen der Huldigung in Bildern festgehalten werden.

Die Jesuiten wissen, was solche Aufträge bedeuten. Der Kaiser kennt kein »Unmöglich« und wird die Vorlage einer Serie bis in die Einzelheiten getreuer Darstellungen aller Geschehnisse innerhalb sehr kurzer Frist fordern.

Der Hofstaat wandert nach Westen und lagert in Jehol. Zehntausende von Tataren, Mongolen und Dsungaren sind zusammengeströmt. Jede Phase der Riten, Aufzüge und Empfänge muß gezeichnet und gemalt werden.

Auf einem der Entwürfe Pater Benoits entdeckt der Kaiser eine Dekoration, die er noch nicht gesehen hat. Der Pater hat einen Park mit Wasserkünsten und Springbrunnen geschmückt, wie er sie einst in Versailles erblickte. Ungehalten begehrt die Majestät, daß auch im Yoen-ming-yoen sofort Springbrunnen angelegt werden.

Die unermüdlichen Jesuiten studieren aus Lehrbüchern Hydraulik, um die Wünsche des Herrschers zu erfüllen; es dünkt sie eine Schraube ohne Ende, was er ihnen aufbürdet, ein Tagewerk, dem kein Ziel gesetzt scheint. Sie verzagen aber nicht, weil sie wissen, daß das Schicksal der Mission von der Gunst des selbstherrlichen, prunkliebenden Gewalthabers abhängt.

Sie können ihren Posten nicht verlassen, wie es mancher weise Chinese tut, der in dieser Zeit der Veräußerlichung und des leeren Glanzes dem tiefen Geist des alten China verpflichtet bleibt, jener unerschütterlichen Lebensphilosophie des Ostens, deren Anhänger sich plötzlich von allen Ehren und Reichtümern abwenden und zur Einsamkeit und Stille einkehren, um die wahre Harmonie zwischen Himmel, Erde und Geisterwelt zu finden.

Der Dichter Yüan Mei, ein Sohn wohlhabender Eltern aus Handchou, ist einer aus der langen Reihe dieser Weltflüchtigen. Er hat sich auf der Staffel der Staatsprüfungen emporgearbeitet und ist Mandarin am Mandschu-Hof zu Peking geworden – eine Stellung, die den Neid vieler seiner Altersgenossen hervorgerufen hat.

Die Gnadensonne des Kaisers empfindet er bald als einen gar zu versengenden Strahl, die Despotie des Himmelssohnes, der selber dichtet und malt und kategorisch bestimmt, was gut und schlecht sei, stößt ihn ab; der Trubel der Hoffeste schmeckt ihm schal, Ehren verlieren für ihn jeden Wert, sein Ehrgeiz ist erloschen. Yüan Mei bittet um Verabschiedung.

Er zieht sich zurück in die Stadt der Purpurhügel, ins südlichweiche, sanfte Nanking und legt eigenhändig seinen berühmten Sui-yüan-Garten an, den er in zahlreichen Liedern preist.

Yüan Mei wird zum Mittelpunkt eines Kreises, der einem französischen Salon gleicht; zahlreiche Frauen von Herz und Bildung betreten als Schülerinnen der Dichtkunst seinen Wundergarten. Man schreibt Novellen, Romane und Dramen, plaudert im Schatten blühender Pflaumenbäume und trägt die Verse Yüan Meis vor.

Der Poet nimmt freilich auch dieses geistvolle Spiel nicht mehr ernst. Elegant, klug und weltgewandt, ergeht sich Yüan Mei in witzigen, spöttischen und pessimistischen Gedanken und Bonmots über Menschen und Götter. Sein »Kochbuch vom Sui-yüan« wird eines der beliebtesten Bücher der Zeit und trägt seinen Ruf als Literat so weit, daß selbst aus Korea Gesandtschaften kommen, ihn um ein paar Verszeilen zu bitten.

Am Hof von Peking haben die Jesuiten unter vielen Mühen die Bildtafeln vom Tatarenfeldzug fertiggestellt, sie lassen die Vorlagen mit Booten über Macao nach Frankreich bringen, wo man die hundertvier großen Blätter sorgfältig in Kupfer sticht, um sie eilends zu Kaiser Ch'ien-lung zurückzubefördern.

Inzwischen hat der Himmellssohn längst wieder neue Motive für die fleißigen Zeichner und Maler geliefert. Sein Feldzug gegen die Tataren war nur der Beginn des chinesischen Expansionsstrebens.

Aus der unterworfenen Mongolei stoßen seine Heere nach Ostturkestan vor, nehmen das Land in Besitz und gliedern es als Provinz Sin-kiang dem Verband des Reiches ein. In den Jahren 1765/69 marschiert eine Armee nach Burma, das die chinesische Oberhoheit anerkennen muß; wenig später wird Annam besetzt. Damit hat das gelbe Imperium denselben Umfang erreicht wie unter der Han- oder T'ang-Dynastie.

Die inneren Risse im Staatsgefüge werden indessen von Jahr

zu Jahr deutlicher. Das mit Steuern überlastete Volk, das die Bürde des unerhörten Aufwandes nicht nur des Kaiserhofes, sondern auch der hohen Provinzialbeamtenschaft, die Mißstände der Korruption, Ungerechtigkeit und Ausbeutung durch die Mandarine und Grundbesitzer bisher geduldig ertrug, das sich zu den blutigen Opfern der Feldzüge bereit fand und grollend den tungusischen Zopf als Zeichen seiner Schmach und völligen Unterwerfung flocht, beginnt zu rebellieren. Der schon in Notzeiten der Vergangenheit stets auflebende Geheimbund »Weißer Lotos« im Yang-tse-kiang-Tal erhebt sich 1774 zur ersten Revolution seit über hundert Jahren. Die Sehnsucht nach der verflossenen Ming-Ära gewinnt Stimme und Tatenlust.

Kaum haben die Tataren- und Mandschutruppen die Aufrührer niedergeworfen, gärt es in Schantung; und in den Außenprovinzen Sin-kiang und Setchuan rotten sich mohammedanische Gruppen zusammen; in Kansu schwelt der Partisanenkrieg, und auf der Insel Taiwan-Formosa kommt es zu Aufständen.

Die Macht der Mandschu aber ist zu fest gegründet, als daß sie durch innere Unruhen zerstört werden könnte.

Im Jahre 1791, als der Stamm der in Nepal beheimateten Gurkhas den Sitz des unter chinesischem Schutz stehenden Pantschen-Lama angreift und die Klosterstadt T'aschi-L'unpo niederbrennt, stellt Kaiser Ch'ien-lung ein großes Gebirgskorps auf und schickt es gegen Nepal. Der General mit dem Einhornschild Fu K'ang-an zieht mit zwanzigtausend Mann über die vergletscherten Himalaya-Pässe und vollbringt eine der größten militärischen Taten der chinesischen Geschichte. Das bezwungene Nepal beugt sich der Oberschicht des Himmelssohnes.

Dennoch bleibt das Reich der Mitte von außenpolitischen Sorgen nicht verschont. In den letzten Jahren des Kaisers Ch'ien-lung wächst der Schatten, den die begehrlichen europäischen Mächte ins Land werfen. Die Gesandten einiger abendländischer Staaten haben sich vor dem Drachenthron in Peking gedemütigt; die Vertreter Englands, Hollands und Portugals lagen im Kotau vor dem Kaiser. Dennoch erhielten sie keinen Handelszutritt, China lehnt immer noch selbst die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit den westlichen Barbaren ab; Kanton allein mit seiner »Seehandelsgesellschaft der Hong-Kaufleute« ist das einzige Tor zum Weltmeer geblieben. Noch sieht niemand in Peking, daß die Ge-

fahr einer weißen Invasion näher an die Grenzen Chinas gerückt ist.

1746 bis 1763 dauert der französisch-englische Krieg in Indien. Robert Clive begründet nach dem Sieg der Engländer die Herrschaft der East India Company in Bengalen. 1787 schaffen sich die Franzosen in Annam nach Verträgen mit den einheimischen Fürsten den Stützpunkt Gia-Long. 1796 nehmen die Engländer den Niederländern die Insel Ceylon ab. 1798 wird nach Auflösung der Niederländisch-Ostindischen Kompanie Java mit seinen umliegenden Inseln zur Kolonie Hollands. Die Kanonen des weißen Mannes sichern den um China näher und dichter gelegenen Kranz abendländischer Waffenplätze und Faktoreien.

In Macao sitzen seit den letzten Tagen der Ming Portugiesen, Engländer, Holländer, Franzosen und neuerdings auch Amerikaner und lauern auf den lockenden Chinahandel. Britische Schiffe landen sogar an der Festlandspitze in Whampoa und errichten Lagerschuppen und Häuser.

Die Bedenken gegen den Handelsverkehr mit den Fremden würden sich verringern, wenn die »Teufel aus dem Westen« ihr Genüge daran fänden, Tee, Seide, Jade, Rhabarber oder andere Güter einzutauschen, obschon das selbstgenügsame China kaum eine der Gegenden Europas braucht und begehrt, aber die Händler schleusen auch ein Produkt ins Land, das allmählich zur Gefahr für das Volk wird – das Opium.

In China war man seit jeher der Meinung, daß die Berührung mit den »Westbarbaren« nur Unruhe, Krankheit und Verderbnis sowie die Erschütterung der altüberkommenen Lebensformen nach sich ziehen müsse; das Anschwellen des Opiumhandels scheint ihre Ansicht zu bestätigen.

Opium wird in China als Schlafmittel, Medikament und Droge zur Schmerzstillung seit langem verwendet; erst vor hundert Jahren, als die chinesische Flotte das von Seeräubern besetzte Taiwan-Formosa eroberte, lernten die dort eingesetzten Truppen eine andere Eigenschaft des Betäubungsmittels kennen. Auf Formosa gab es holländische Faktoreien, und die Niederländer hatten als Vorbeugungsarznei gegen das Sumpffieber aus Malaia Opiumpräparate eingeführt, die sie, vermengt mit Tabak und Arsen, rauchten. Die Chinesen machten es ihnen nach und entdeckten im Opiumrausch eine bunte, beseligende Traumwelt, in der sich

jegliche irdische Schwere und alle Sorgen auflösen; erst später erkannten sie, daß auch Willenskraft, Arbeitslust und Entschlußbereitschaft mit den blauen Rauchwolken verfliegen.

Die fremden Händler merkten bald, daß Opium in Kanton überaus begehrt war und daß sich dafür höchste Preise erzielen ließen.

Sie begannen, Opium zu importieren, entgegen dem Verbot des damals regierenden Kaisers Schih-tsung; durch Schmuggel gelangten schon zu jener Zeit alljährlich 200 Kisten zu je 140 Pfund, also etwa 30 000 Pfund Opium, nach China. Jetzt, unter Kaiser Ch'ien-lung, schätzt man die Jahreseinfuhr bereits auf 60 000 bis 70 000 Pfund. Die Engländer, die 1781 die Sundainseln als Absatzmarkt für Opium in einem unglücklich verlaufenen Krieg an Holland verloren, während sie gleichzeitig ihre indischen Mohnpflanzungen erheblich vermehrt haben, sind Hauptlieferanten des Giftes. Bis 1786 steigt die Opiumeinfuhr auf 140 000 Pfund jährlich.

Als die Aufstände des »Weißen Lotos« im Yang-tse-kiang-Tal tobten und die Unruhen in Kansu ausbrachen, offenbarten sich schlagartig die verderblichen Auswirkungen der Rauschgiftsucht, die inzwischen weite Kreise in Südchina erfaßt hatte. Man alarmierte die Tatarenregimenter, doch von jeweils tausend Mann erwiesen sich kaum zweihundert als einsatzfähig. Zur selben Zeit meldeten die Provinzstatthalter, daß die Arbeitslust der Kulis, Handwerker und Seeleute, ja selbst der Bauern in den Küstengegenden erschreckend sinke. Die Männer lägen den ganzen Tag von Träumen eingehüllt auf den Matten, rauchten Opium, starrten mit gläsernen Augen in ein blaues Paradies und ließen ihre Familien verhungern. Fälle von Raub, Totschlag, Betrug, Diebstahl und Amtsunterschlagung häuften sich; die Täter entschuldigten sich vor Gericht mit ihrer Opiumhörigkeit. Süchtig Gewordene scheuten kein Mittel, um zu ihrer Droge zu kommen und wurden zu Verbrechern.

Am Ende seiner langen Regierungszeit kann Kaiser Ch'ien-lung auf ein reiches Lebenswerk zurückblicken. Er hinterläßt der Nachwelt 24 Bände eigener Dichtungen, eine selbstverfaßte Geschichte der Ming-Zeit, zahlreiche Lustschlösser, Sammlungen, Bibliotheken und Akademien, sein Werk war die Eroberung von Sinkiang, Burma, Annam und Nepal, der Sieg über alle Aufstände

im Landesinneren, die Festigung des Thrones und die Bildung eines starken Heeres; machtlos aber war er gegen das schleichende Gift. Im Jahr seines Todes beläuft sich das eingeschmuggelte, von den Engländern über Macao und Whampoa nach Kanton geschleuste Opium auf 300 000 Kisten.

Der Handel weitet sich aus; die Hyänen des Imports wühlen im Gold, während Chinesen zu Hunderttausenden der tödlichen Wirkung des Narkotikums verfallen.

Noch halten die christlichen Missionen eine Position Europas in China, von der eine bessere Meinung über die Absichten des Westens ausstrahlen könnte, da beginnt in Europa der alle Länder erfassende Kampf gegen die Jesuiten, deren Orden 1764 in Frankreich, 1767 in Spanien verboten wird; und 1773 muß Papst Clemens XIV. dem allgemeinen Druck nachgeben; mit dem Dekret »Dominus ac redemptor« löst er den Orden auf.

Die letzte Brücke, die das geistige Europa mit China verbindet, bricht damit zusammen.

Anstelle der Jesuiten beginnen die Dominikaner mit der Mission im Reich der Mitte, unglücklicherweise zu jener Stunde, als dort die Christenverfolgung wieder einsetzt. Ein chinesischer Richter urteilt damals über einen verhafteten Dominikanermönch:

»Die Jesuiten kenne ich gut; es sind wahrhafte Prediger und wackere Menschen, die uns Bücher, Uhren, Fernrohre und ähnliche nützliche Gegenstände gebracht haben. Ihr anderen aber seid falsche Prediger, denn ihr kennt weder die hohen Wissenschaften der Mathematik und Sternkunde, noch habt ihr uns Uhren und Bücher gebracht . . .[9]«

Von seiner großartigen Vergangenheit gebannt, glaubt China, daß die europäische Welt ihm nur Gift ins Herz und in die Adern gießen wolle, daß sie lediglich deshalb im Land Fuß zu fassen bestrebt sei, um Profite zu machen und zu plündern, was Jahrtausende geschaffen haben. In dieser Voreingenommenheit überschreitet das Reich der Mitte die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts.

Durch das lichtdurchlässige Papierfenster des Pavillons zu schauen, ist unmöglich; den ohnehin trüben Stoff der Scheibe bekrustet dick der Rauhreif. William Pitt Lord Amherst öffnet eine der winzigen Klappen im Lackrahmen und späht hinüber zur »Halle der geistigen Entfaltung« jenseits des Platzes.

Lord Amherst ist der Neffe jenes Feldmarschalls, der zusammen mit General Wolfe Kanada erobert und der britischen Krone geholfen hat, den großen Weltkrieg der vornapoleonischen Zeit auf dem amerikanischen Kontinent zu gewinnen. Amherst steht im Dienst der East India Company, als deren Sondergesandter er sich in Peking aufhält. Seine Aufgabe verlangt von ihm, dem Kaiser ein Schreiben des indischen Generalgouverneurs Francis Hastings Earl of Moira und seine von König Georg III. unterfertigte Beglaubigungsurkunde zu überreichen. In seiner Begleitung befindet sich einer der Direktoren der Ostindiengesellschaft, Sir Walpole Lindsay.

Aus den riesigen Räuchergefäßen aus Bronze, die den Weg zur »Halle der geistigen Entfaltung« säumen, steigen blaue Wölkchen; ihr aus der Glut von Myrrhen, Ambra und Moschus strömender Duft dringt durch die klare Winterluft bis zum Pavillon der Gesandten. Über dem spitzen, mit bronzenen Dachreitern besetzten und mit glänzend buntem Porzellan verkleideten Giebel des großartigen Baus schwebt ein dickbäuchiger Papierlampion, der seine glückverheißenden Schriftzeichen im Winde dreht. Diese »Himmelslaterne« beweist, daß die Feiern zum Neujahrsfest noch nicht lange vorüber sind. Heute wird der Tag des Opfers Li Chun, der »Verehrung des Frühlingsochsen« begangen. Höfe und Tempel werden sich wieder füllen mit Gonggedröhn, singenden Chören, Lampiongeflacker, dem Rauschen vorüberschwingender Seidengewänder und dem seltsamen Kult dieses exotischen Landes.

Seit zehn Tagen warten die Gesandten auf die Nachricht, ob und wann sie zur Audienz beim Himmelssohn, Kaiser Jen-tsung, zugelassen werden. Sie langweilen sich in ihrer spannungsgeladenen, von Höflichkeiten kaum versüßten Gefangenschaft inmitten der »Verbotenen Stadt«, in der sie sich nach vielen Schwierigkeiten und Überwindung zahlreicher Hindernisse befinden. Es drängt sie, endlich vor den Kaiser zu treten.

Wortlos starren die beiden Engländer auf den noch menschenleeren Hof. Jeder hängt seinen Gedanken nach, die seinem Wesen entsprechen.

Seine Lordschaft, Offizier und Diplomat, prüft, wie so oft schon, die gegenwärtige Lage Chinas, um immer wieder zu dem von der Logik diktierten Schluß zu gelangen, daß der Augenblick des diplomatischen Vorstoßes richtig gewählt sei und den Chinesen vernünftigerweise nichts anderes übrigbleibe, als die Vorschläge eines Weltreiches wie England anzuhören.

Dennoch ist sich Lord Amherst seiner Sache ganz ungewiß, denn alle bisherigen Versuche, mit der chinesischen Regierung ins Gespräch zu kommen, waren genauso wohlbegründet und einleuchtend gewesen und dennoch gescheitert. Die britischen Unterhändler – Kapitän Flint 1759 in Tientsin, Kapitän Skottowe 1761 in Kanton und Macartney 1793 in Jehol und Peking – blieben stets erfolglos.

Diesen Hochmut konnte sich China gegenüber den Weltmächten vernünftigerweise gar nicht leisten. Der Mandschu-Kaiser Jen-tsung saß nicht mehr so unerschütterlich auf dem Thron wie der große Ch'ien-lung, der die Grenzen des Reiches der Mitte noch einmal gewaltig ausgeweitet und Chinas Bedeutung als Zentralmacht des Fernen Ostens kräftig behauptet hatte. Diese Zeiten sind entschwunden. Der Widerstand der Nationalchinesen gegen die fremde Erobererdynastie der Mandschu wächst allenthalben; Geheimgesellschaften wühlen besonders im Süden die Leidenschaften der Bevölkerung auf. Die Aufstände des »Weißen Lotos« in Hopei, Schen-Si und Schantung konnte der Hof zwar niederwerfen; kaum aber hatten die tatarischen Truppen die Volksbewegung in Setchuan und Ostturkestan gedämpft, als der Vulkan der Unzufriedenheit im Norden ausbrach. Selbst in der Kaiserstadt Peking kam es zu einem ernsten Aufruhr; die Geheimgesellschaft »Himmelsvernunft« versuchte 1813 einen militärischen Putsch. Damals, vor noch nicht drei Jahren, dröhnte der Platz da draußen vom Lärm der Kämpfe. Die Verschwörer waren mit Hilfe hoher Beamter bis in den Inneren Ring der »Verbotenen Stadt« vorgedrungen.

Dammned! denkt seine Lordschaft, die Gelben haben keinen Anlaß, sich stark und mächtig zu fühlen! Ein Skandal, mich, den beglaubigten Gesandten Seiner Majestät Georgs III., den

Sonderbotschafter der Ostindiengesellschaft, wie einen lästigen Bittsteller in diesem ungeheizten Pavillon auf Eis zu legen! Haben denn diese Zopfträger in ihrem mittelalterlichen Dünkel noch nicht begriffen, welche Macht Großbritannien repräsentiert? Hat ihnen die eben erteilte Lektion in Nepal noch immer nicht den Star gestochen? Können sie die Zeichen der Zeit nicht lesen?

Die Heere des Kaisers Ch'ien-lung hatten 1791/92 in einem hervorragend geführten Himalayafeldzug den Gebirgsstaat Nepal besiegt und unter chinesische Oberhoheit gezwungen. In den darauf folgenden Jahren war es den Häuptlingen und Königen Nepals gelungen, mit ihrer Kriegerkaste alle vierundzwanzig Himalayastaaten zu einem Reich zu vereinen. Ihre Armee, von englischen Deserteuren nach europäischem Muster geschult, genoß den berechtigten Ruf, ungemein schlagkräftig zu sein. Vor zwei Jahren trieben diese Gurkhas aus Nepal in den Außenprovinzen des englisch verwalteten Bengalens ihr Räuberunwesen, worauf dem Generalgouverneur Hastings die Geduld riß. Er schickte ein britisches Gebirgskorps unter dem General Sir Davy Ocheerlony und dem Colonel Gardener gegen Nepal. Nach schweren Gefechten rückten die Briten in die Himalayatäler ein und nötigten die Gurkhas, Sikkim zu räumen. In der nepalesischen Hauptstadt Khatmandu sitzt seither ein englischer Resident. Ein »Friedensvertrag« verpflichtet die Gurkhas, ihre tüchtigen Krieger fortan als Kolonialtruppe der East India Company zur Verfügung zu stellen. Es ist lediglich ein Akt diplomatischer Freundlichkeit, wenn England die chinesische Oberhoheit auf dem Papier noch bestehen läßt. Aus diesem Beispiel sollte eigentlich der Hof in Peking begriffen haben, daß Großbritannien, wenn es wollte, China Provinzen abnehmen könnte, wo immer es ihm beliebte. Der ausgezeichneten Bewaffnung, Organisation und Disziplin der britischen Soldaten konnte kein chinesisches Heer standhalten.

Lord Amherst überlegt weiter: Es wird in absehbarer Zeit notwendig sein, zur Sicherung Indiens die Provinzen jenseits der Grenzen gefahrenfrei zu machen, das heißt, sie in Besitz zu nehmen, vor allem Burma, die ständig unruhige Flanke Bengalens, wo sich der chinesische Handel als unbequemer Konkurrent der East India Company betätigt.

Solche Pläne greifen allerdings noch zu weit in die Zukunft hinaus. Zunächst muß man versuchen, mit China eine friedliche

Regelung der gegenseitigen Beziehungen anzustreben, denn gerade jetzt kann England auf den Chinahandel keineswegs verzichten.

In diesem Punkt berühren sich die Gedanken des Lords mit denen seines Gefährten, des Direktors Sir Walpole Lindsay, der neben ihm am Fenster lehnt und mit den Fingern leise auf die Papierscheibe trommelt. Sir Walpole ist Kaufmann, er stellt seine Kalkulationen von einem anderen Standort aus an. Er wägt nicht so sehr Chinas politische und strategische Position ab, sondern beurteilt die wirtschaftlichen Möglichkeiten Englands und der Company, die sich aus der jetzigen Weltlage ergeben.

Der zwanzig Jahre dauernde Krieg Napoleons ist soeben beendet worden, das siegreiche Großbritannien befindet sich aber in einer schweren Nachkriegskrise. Durch die wiedergeöffneten kontinentalen Häfen Europas schwillt der aufgestaute Überfluß an Lebensmitteln auf die britische Insel; die einheimischen Getreide- und Fleischpreise stürzen ins Bodenlose. Die englische Landwirtschaft ist an den Rand des Bankrotts gebracht. Nicht besser steht es mit der Industrie. Die Fabrikanten vermissen die gewinnreichen Kriegsaufträge. Während der napoleonischen Kontinentalsperre wurden außerdem in vielen europäischen Ländern bodenständige Eisen-, Stahl- und Textilwerke aufgebaut; infolgedessen stockt der Absatz der englischen Betriebe, und gleichzeitig rebelliert die Arbeiterschaft gegen die Jahr um Jahr in größerer Zahl auftretenden Maschinen, die aus einer Fülle technischer Erfindungen hervorwachsen und viele Handarbeiter ersetzen. Handweber zertrümmern mechanische Webstühle, Bergleute demonstrieren in langen Aufmärschen gegen moderne Schürfanlagen, und törichte Scharwerker zünden Fabriken an. In England wimmelt es von politischen Wanderpredigern, Sozialreformern und Revolutionären, in deren Köpfen die Parolen der Französischen Revolution spuken – die Grundsätze vom Recht auf Arbeit, das Gleichheitsprinzip und der Traum einer sozialen Neuordnung auf völlig neuer Basis.

Dazu kommen als weitere Bedrohung rund 250 000 entlassene und arbeitslose Soldaten, die am Krieg gegen Napoleon teilgenommen haben, und schließlich ist die allgemeine wirtschaftliche Zerrüttung des europäischen Festlandes zu berücksichtigen, das erst nach mehreren Jahren in der Lage sein wird, die auf den

Export angewiesenen Mengen der laufenden industriellen Produktion Englands aufzunehmen.

Die Regierung ist machtlos, denn die Tories wünschen keine Reformen, und die Wighs sind zwar liberaler und fortschrittlicher, in sich aber gespalten und daher ohnmächtig. Für den geistig umnachteten König Georg III. regiert sein Sohn, ein Dandy, der für Byron und Scott schwärmt und dessen Herrschertätigkeit sich auf das Ausklügeln von Modetorheiten und Feinschmeckergerichten, auf den Umbau von Windsor-Castle und die Erneuerung des Buckingham-Palastes beschränkt. Indien scheint er nicht zu kennen, und China liegt für ihn sicherlich auf dem Mond. Die Kaufleute müssen also selbst zusehen, wo sie bleiben.

Die East India Company hat unter den Kriegsläuften gelitten. Bei ihrer finanziell angespannten Lage steht sie vor der Notwendigkeit, rasch und ausgiebig Profite zu machen. Nur so hat sie vielleicht noch eine Chance, den Aufsichtsrat der Regierung – die Board of Control –, der ihr seit 1784 übergeordnet ist, zu befriedigen und die vorläufig auf zwanzig Jahre befristete Prolongierung ihrer Privilegien nochmals zu verlängern. In sieben Jahren, 1823, läuft die Lizenz der Company ab. Bis dahin heißt es, goldene Ströme erschließen oder verstaatlicht zu werden; möglicherweise liegt sogar beides im Schoß der Zukunft.

Das Geschäft mit China bietet eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung. Zudem muß man bestrebt sein, in diesem letzten, noch kaum erschlossenen großen Handelsraum der sonst fast völlig aufgeteilten Welt Fuß zu fassen, bevor sich die Franzosen von ihrer Niederlage erholt oder etwa die Amerikaner auf die Kraft ihres schnell emporblühenden Landes besonnen haben. Wie immer man die Lage betrachtet – die Mission in Peking darf nicht scheitern.

Der Lord tritt vom Fenster zurück und geht unruhig in dem kleinen Gelaß auf und ab.

»Das eine sage ich Ihnen, Walpole«, murrt er, »demütigen lasse ich mich von diesen Gelben keinesfalls! Sie wissen, was die Mandarine von unseren Vorgängern, den früheren britischen Gesandten, stets gefordert haben: den Kotau, die Ausführung jener widerwärtigen mittelalterlichen Riten vor dem Thron, die nicht nur einer Anerkennung der Oberhoheit des Kaisers gleichkommen, sondern zugleich eine Beleidigung der menschlichen Würde sind.

Es ist mir schleierhaft, woher diese gelben Tröpfe ihren unerhörten Stolz nehmen und womit sie das Gefühl ihrer angeblichen Überlegenheit nähren. ›Rotgesichtige Barbaren‹ nennen sie uns, oder ›unkultivierte Langnasen aus dem Westen‹, dabei hat noch keiner von ihnen eine aufmarschierte europäische Armee erblickt; keiner ahnt auch nur die Feuerwirkung eines Schlachtschiffes von 180 Kanonen; auf ihren Landkarten zeichnen sie die Erde viereckig mit viel China und wenig Welt! Also, das sage ich Ihnen, Walpole, auf den Boden, mit dem Antlitz voran, werfe ich mich vor dem gelben Popanz nicht!«

Der Direktor zieht eine schmerzliche Miene, als habe er auf etwas sehr Bitteres gebissen. Er wendet sich seinem Gefährten zu: »Eure Lordschaft sollten Ihren Standpunkt sorgfältig überprüfen! Es geht hier um bedeutende Werte, die eines Opfers – na, sagen wir besser –, einer unangenehmen Geste, einer völlig belanglosen Zeremonie, wert sind. Und die Company braucht unbedingt finanzielle Erfolge!«

Bevor der Lord entrüstet erwidern kann, führt Sir Walpole Lindsay neue Beweggründe ins Gefecht. »Vielleicht beeindruckt Eure Lordschaft eine kleine Rechnung. Die Company bezahlt den Mohnbauern in Bengalen, Agra, Oudh und in den Rajputenstaaten für das Pfund Rohopium neun Pence. Die Verarbeitung zu Rauchopium kostet drei Shilling. In Bengalen geht das Pfund an die Händler für zwölf Shilling, in Macao kostet es bereits achtzehn Shilling und mehr. Bedenken Sie, Lordschaft, daß wir im vergangenen Jahr 4 000 Kisten zu je 140 Pfund absetzten und einen Reingewinn von 400 000 Pfund Sterling allein aus dem Opiumhandel ziehen konnten. Jetzt aber, da wir Nepal besitzen und bald auch Assam erobert haben werden, vermehrt sich unsere Opiumerzeugung auf das Doppelte. In diesem Geschäft liegen ungemeine Möglichkeiten. Gelänge es uns, durch Verhandlungen einen regelrecht legalen Handel mit China in Gang zu bringen, so würden wir allein den Opiumexport unschwer verzehnfachen und die Company wäre in kürzester Frist saniert.«

»Was Sie da sagen, Walpole, weiß ich wohl, und schließlich sind wir hierhergekommen, um zu einem Abschluß zu gelangen. Aber nicht um den Preis der britischen Würde und des Ansehens der Krone Seiner Majestät! Auf den Boden lege ich mich nicht, und Sie werden es ebensowenig tun. Handelsvertrag hin oder

her – geht es ohne Demütigung nicht, nun, dann mag es bleiben, wie es bisher war! Die Company ist doch mit diesen Hong-Kaufleuten in Kanton auch nicht schlecht gefahren. Wir schmuggeln seit Jahren eine schöne Menge Opiumkisten ins Land, wir kaufen Tee, Porzellan, Jade, Seide, Sandelholz, Lackarbeiten und andere Waren, aus denen uns hübsche Gewinne fließen, wenn wir sie in Europa absetzen. Und da die Hongs in Kanton ihren Beutel dabei auch füllen, wird sich, falls wir aus Peking ergebnislos abreisen, am bisherigen Geschäft gar nichts ändern.«

Sir Walpole hebt die Schultern. »Eure Lordschaft müssen bedenken, daß wir den Hong-Kaufleuten völlig ausgeliefert sind, daß die Hongs selbst nur bis zu einer gewissen Grenze gehen können und daß es auf die Dauer kein wünschenswerter Zustand ist, vom Schmugglerglück, von der teuer erkauften Blindheit chinesischer Behörden, Zollwächter und anderer Schurken abhängig zu bleiben. Mit Geld läßt sich viel erreichen, doch nicht alles. Wir wissen ja, in Kanton haben die Beamten ihren Preis genau wie die Kaufleute. Ich gebe Ihnen zu, der Handel läßt sich ausweiten ohne kaiserliches Placet – im Falle eines Abkommens aber sparten wir nicht nur die hohen Kosten für Bestechungsgelder und Geschenke ein, sondern erhöhen auch den Umsatz schlagartig. Bedenken Sie eines: Was geschieht, wenn die Regierung in Peking eines Tages wirklich scharf durchgreift? Wenn sie die korrupten Beamten in Kanton gegen ehrliche ersetzt und die Hong-Kaufleute ihres hundert Jahre alten Privilegs beraubt? Wer hindert denn China, Kanton, das einzige Einfallstor unseres Handels, zuzusperren?«

»Wer China hindert, Walpole? Wir natürlich! Die East India Company und notfalls die Regierung Seiner Majestät von Großbritannien! Dieses verlotterte Staatswesen hat hundert Ansatzpunkte für Hebel, die geeignet sind, seine morschen Tore aufzusperren. Sie wissen so gut wie ich, wie es in seinem Süden gärt! Die Bevölkerung träumt von einer Wiederkehr der Ming, vom Sturz der verhaßten Mandschu. Wir stehen in Verbindung mit dem Geheimbund der ›Weißen Wasserlilie‹, unsere Kundschafter sitzen in Kanton in der ›Wohlmeinenden Gesellschaft des Roten Drachens‹. Ist nicht sogar der Provinzialschatzmeister von Kuangtung, der ehrenwerte Träger des veilchenblauen Kleides und des Silberfasanschildes, ein geheimer Teilhaber des Opiumgeschäftes?

Viele dieser Mandarine verbergen hinter ihrem höflichen Lächeln den Haß auf das regierende Kaiserhaus. Unter den Hong-Kaufleuten in Kanton gibt es mehr Geheimbündler, heimliche Rebellen und Opportunisten als ehrliche Makler. Sollte es schwerfallen, dem Kaiser ein kleines Feuer unter dem Thron anzuzünden, sofern er sich weigert, aus seiner Verblendung, aus diesem kalten Rausch der absolutistischen Tyrannei, zu erwachen?«

»Eure Lordschaft!« ruft Walpole erschrocken, »solche Erwägungen passen nicht in mein Konzept, denn sie fordern die letzte Konsequenz heraus, den Krieg. Die Company will nichts als Geschäfte, sie will nicht kämpfen. Krieg heißt Geld ausgeben; wir wünschen aber Geld einzunehmen. Von England dürfen wir uns jetzt – bei den tausend ungelösten Problemen der Nachkriegskrise und bei unserer wenig aktiven Regierung – keinerlei Hilfe versprechen. Nein – Würde ist sehr kostspielig, der Kotau kostet nichts!«

»Es handelt sich nicht um den Kotau als Höflichkeitsbezeigung, Walpole! Der Kotau, sofern sie ihn von uns verlangen, ist der Beweis für die unnachgiebig starre Haltung der Chinesen. Besteht der Hof darauf, daß auch wir uns wie unsere Vorgänger auf den Bauch legen, so wissen wir, daß sie nicht bereit sind, ihre mittelalterliche Absonderung aufzugeben, sondern daß sie sich weiterhin von der Welt abschließen wollen. Dann können wir uns die Demütigung ersparen, sie wäre gänzlich nutzlos. Wer die Absicht hat, ehrliche Kaufverträge gleichberechtigter Partner abzuschließen, verlangt von seinem Geschäftsfreund nicht, daß er vor ihm über das Parkett kriecht.«

Über ihrer hitzigen Debatte haben die Engländer übersehen, daß eine Sänfte mit einem Mandarin des Entenschildes sich ihrem Pavillon genähert hat. Aufgeregt stürzt der Dolmetscher herein und schnattert in schlechtem Küstenenglisch, Seine Exzellenz Geheimrat Mang-tsin sei eingetroffen, die beiden Tuans zu einer Ratssitzung in der »Halle der geistigen Entfaltung« abzuholen.

Lord Amherst zieht seine rot-goldene Uniform des Coldstream-Garderegiments glatt und greift nach dem goldblitzenden Raupenhelm, Sir Walpole Lindsay setzt den steifen schwarzen Hut auf, bevor sie dem Dolmetscher folgen.

Über eine Marmortreppe erreichen die Gesandten das wundervoll geschnitzte Tor des großen Saales, dessen Decke auf dicken

lackierten Säulen ruht. Bunte Majoliken sind in die mit golddurchwirkten Seidentapeten bedeckten Wände eingelassen. Aus der aufgesetzten Etage des geschweiften Daches fällt das Licht flirrend in die purpurn und golden kassettierte Balkendecke, in deren Mitte ein ebenfalls vergoldeter Drachenkönig seine gezackten Flügel breitet – das Symbol des männlichen Weltprinzips Yang; ihm gebührt die kaiserliche Farbe, das Gelb, während von den vier in den Ecken des Plafonds gruppierten kleineren Drachen der eine weiß wie der Westen und der Herbst ist, der andere schwarz wie Norden und Winter, der dritte rot gleich dem Süden und dem Sommer und der letzte blau wie der Osten und der Frühling. Alle Drachen strecken fünf Klauen aus, die Sinnbilder der fünf Elemente und der fünf Stammvölker Chinas.

Entlang der Wände thronen auf Ebenholzstühlen und Seidenkissen die Beamten des kaiserlichen Zensorenamtes, die Präsidenten der fünf Zentralministerien und die Chefs des Kriegsrates, die Prinzen und Regierungsdirektoren. Über dem mit dunklen Hölzern eingelegten, spiegelnden Parkettboden erhebt sich ein Podest, auf dem vor einem rotgoldenen Wandschirm der Sessel und der Tisch des Kaisers stehen.

Der Sitz des Himmelssohnes ist leer, dennoch macht jeder Mandarin, wenn er eintritt oder zum Sprechen anhebt, den dreimaligen tiefen Kotau vor dem geheiligten Platz des Herrschers.

Schließlich, nachdem die Gesandten lange genug vor der steifen Versammlung aufrecht stehend und schweigend gewartet haben, beginnt der Minister des Amtes Li-Pu eine purpurfarbene Schriftrolle zu verlesen, die, vom Dolmetscher ins Pidgin-Englisch übertragen, die zahlreichen und verpflichtenden Zeremonien, Anreden und Riten bekanntgibt, welche von den Briten zu vollziehen und zu beachten sind, falls sie zur Audienz beim Kaiser vorgelassen werden wollen. Als geringste der Verpflichtungen wird der Kotau, das Niederwerfen auf die Erde, und vielfaches Berühren des Fußbodens mit der Stirn verlangt.

Lord Amherst erwidert in englischer Sprache. Sein Antlitz ist starr, hochmütig und abweisend. Er lehnt die Forderungen des Ministeriums ab. Bleich wie die auf der Estrade aufgereihten mondlichtfarbenen Porzellanvasen steht Sir Walpole Lindsay neben dem Gesandten, bemüht, seine Enttäuschung zu verbergen.

Als der Dolmetscher die Worte des Engländers übersetzt hat,

erhebt sich kein Laut und bewegt sich kein Antlitz in der Versammlung der Räte. Eine unmerkliche Handbewegung des Ministers, so knapp, als scheuche er ein lästiges Insekt fort, ist Antwort genug. Zwei Mandarine treten neben die Fremden und führen sie wortlos hinaus. Draußen überreichen sie ihnen die Pässe für die Rückreise zur Küste. Die Engländer sind abgewiesen. Man schickt sie nach Hause wie armselige Bettler.

China denkt nicht daran, mit den unhöflichen und unkultivierten Barbaren des Westens zu verhandeln. Das Reich der Mitte lebt seit drei Jahrtausenden ohne eine Berührung mit ihnen; es kann weitere dreitausend Jahre auf sich selbst bezogen fortleben, verfangen in seiner Weltanschauung, ohne zu bemerken, daß das Licht einer siegreichen fremden Gegenwart immer greller wird.

Wenige Jahre nach seiner erfolglosen Rückkehr aus Peking wird Lord Amherst zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Generalgouverneurs von Indien, Hasting, ernannt und bezieht im August 1823 den Regierungspalast in Kalkutta. Die East India Company, deren Lizenzen in eingeschränkter Form nochmals verlängert worden sind, befindet sich zu dieser Zeit in ziemlicher Bedrängnis durch Grenzüberfälle aus dem Nachbarstaat Burma. Als erste Regierungshandlung greift der neue Gouverneur deshalb seinen schon früher dargelegten Plan auf, durch einen Feldzug das Vorfeld Indiens zu befrieden.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Alaungpaya, der König des burmesischen Teilstaates Ava, seinen Hauptrivalen in Pegu besiegt und das vereinigte Königreich Burma errichtet. Die neue Dynastie erwies sich als kriegerisch und angriffslustig. Burmesische Truppen stießen ins Irawadi-Delta vor, 1785 nahmen sie die Landschaft Arakau in Besitz und standen 1816 in Oberassam und im Brahmaputratal. Der Ausweitung der burmesischen Macht wurde in den Jahren 1765 bis 1769 durch den Einmarsch chinesischer Heere Einhalt geboten; nach einer kurzen Zeitspanne aber errang Burma von neuem seine Selbständigkeit und ertrug die chinesische Oberhoheit nur noch als diplomatische Formalität.

Burma war infolge seines räumlichen Anwachsens zum Nachbar der Gebiete geworden, die der Verwaltung der englischen Ostindiengesellschaft unterstanden. Da britische Truppen 1765

in Unterassam einrückten, berührten sich die Grenzen Burmas und der Gesellschaft im Brahmaputratal und an einigen Stellen der Provinz Bengalen. Die Beziehungen zwischen Burma und England waren nicht sehr freundlich, seitdem sich einige selbstherrliche englische Kaufleute in der Hafenstadt Rangun niedergelassen hatten, um mit Teakholz, Lack und Elfenbein zu handeln. Die Burmanen, die soeben ihren nationalen Aufschwung erlebten, beobachteten mit Mißtrauen und Furcht, wie sich das Netz europäischer, vor allem britischer Niederlassungen, langsam um ihren Staatsraum zusammenzog. Durch Kauf war 1819 die Insel Singapur an der Südspitze der Malakkahalbinsel in britischen Besitz übergegangen und wurde nun zum Flottenstützpunkt ausgebaut.

Im Bewußtsein der eigenen militärischen Kraft, die sich in den vorausgegangenen zwei Menschenaltern bewährt hatte, zögerten die Burmanen nicht, Zusammenstöße mit den englischen Nachbarn zu provozieren und mit der bevorstehenden Eroberung Kalkuttas zu prahlen. Im selben Jahr, als Lord Amherst sein Amt antrat, bemächtigten sie sich der kleinen britischen Insel Schapuri an der Arakanküste und marschierten am Brahmaputra auf, um in Bengalen einzufallen. Im Januar 1824 wurde überall im Dschungel zwischen Indien und Burma gekämpft, und Lord Amherst hatte den schlagenden Beweis für seine Theorie, daß man das Vorfeld der indischen Besitzungen Großbritanniens militärisch sichern müsse. Im März 1824 erklärte er Burma den Krieg.

General Archibald Campbell rückte mit einer Armee von viertausend Briten und siebentausend indischen Sepoys auf dem Landweg auf Rangun vor und nahm es mit Hilfe einer kleinen Flottille von Kanonenbooten. Die Schiffe führte der nachmals berühmte Schriftsteller Kapitän Marryat; im Verband fuhr auch das erste im Fernen Osten gebaute Dampfschiff der Kriegsflotte mit, die »Diana«.

Gegen diesen Angriff der Fremden bot Burma über siebzigtausend Mann auf, die jedoch mit uralten holländischen und portugiesischen Musketen und ein paar chinesischen Bronzekanonen ausgerüstet waren. Bei aller Tapferkeit der Eingeborenen machten weniger ihre militärischen Leistungen als vielmehr die klimatischen und geographischen Hindernisse General Campbells Soldaten zu schaffen; sechsundneunzig Prozent der britischen Ver-

luste wurden durch Malaria, Sumpffieber, Dysenterie und Skorbut verursacht.

Einer der jungen Offiziere, die bald nach Beginn des Feldzuges mit Fieber im Lazarett lagen, war James Brooke, dem noch ein abenteuerliches Schicksal im Fernen Osten bevorstehen sollte. Er gelangte später ins Fürstentum Brunei in der Landschaft Sarawak auf Borneo, wurde der Freund und Gehilfe des Sultans und trat im Jahre 1841 sein Erbe an. Als Radscha des Staates Sarawak modernisierte er Landwirtschaft, Verwaltung und Rechtsprechung, schaffte die Kopfjägerei ab und machte diesen Teil Borneos zu einem fortschrittlichen Gemeinwesen, das sich 1888 der englischen Schutzhoheit unterstellte.

Langsam drang Campbells Armee den Irawadi aufwärts; die stolzen Herren in Ava sahen ein, daß sie einer europäischen Macht nicht gewachsen waren und schlossen Frieden. Sie bezahlten eine Million Pfund Entschädigung, traten alle strittigen Grenzgebiete an England ab und verpflichteten sich, reguläre Gesandtschaften mit den Briten auszutauschen.

Dieser rasche und gründliche Erfolg der Fremden, errungen in einem unwegsamen, überaus schwierigen Gebiet gegen eine ostasiatische Macht von bis dahin hohem Ansehen, blieb auch in China nicht unvermerkt und brachte zahlreiche führende Männer zur Nachdenklichkeit, dies um so mehr, als die Entwicklung das Reich der Mitte einer Auseinandersetzung mit England zutrieb.

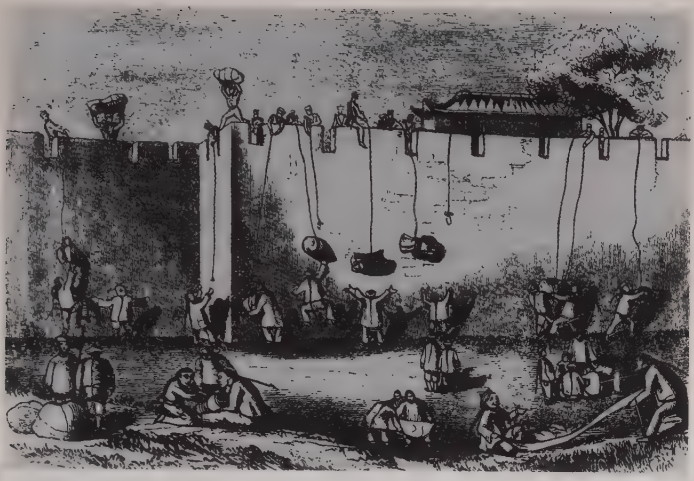
Auf den wenig aktiven Kaiser Jen-tsung folgte 1821 sein machtbewußter Sohn Hsüan-tsung. Im Jahr der Krönung des neuen Kaisers lieferte die East India Company 8 000 Kisten Opium über Kanton nach China. 1825 waren es schon zehntausend Kisten oder eine Million vierhunderttausend Pfund, und 1831 schnellte die Zahl auf fünfundzwanzigtausend Kisten hinauf. Als die East India Company 1833 verstaatlicht wurde und ihre Privilegien verlor, hofften die einsichtigen Chinesen, die dem Einströmen des Giftes ratlos zugesehen hatten, daß sich jetzt, unter der unmittelbaren Aufsicht der britischen Regierung, der Opiumhandel vermindern würde. Das Gegenteil war der Fall, denn unter der Aufsicht eines Kontrollbeamten, dessen Funktionen Lord Napier übertragen wurden, durfte sich fortan nicht nur der Company-Kaufmann, sondern jeder englische Händler am Geschäft beteiligen.

Unter Napiers Nachfolger, dem Kapitän Elliot, der seinen Posten 1837 antrat, vermehrte sich der Opiumhandel auf jährlich vierunddreißigtausend Kisten oder vier Millionen siebenhundertsechzigtausend Pfund; dieser passive Handel bedeutete für das Reich der Mitte einen Jahresabfluß von dreißig Millionen Silber-Taels; diese ungeheure Summe begann sich sogar auf die chinesische Währung auszuwirken. Silber- und Kupfermünzen wurden im Süden Chinas knapp; die gesamte Wirtschaft geriet in Unordnung. Dabei war kein Ende abzusehen, denn die Rauschgiftsucht dehnte sich noch weiter aus und begann zu einer nationalen Seuche zu werden. Das ganze Volk befand sich in der Gefahr der Selbstzerstörung.

Eine Gruppe hoher Beamter und weitschauender Männer der Provinzverwaltung von Kuan-tung kämpfte allerdings energisch gegen das Unheil an und wagte auch einer wohl notwendigen Auseinandersetzung mit England mutig ins Auge zu schauen. Ihr führender Kopf war Tschun-lin, ein Beamter aus Kanton, der in verhältnismäßig wenigen Jahren über die Stufenleiter der staatlichen Prüfungen mit glänzendem Erfolg bis zu den höchsten Würden emporgestiegen war.

Mit vierunddreißig Jahren erhielt Tschun-lin – sein Name bedeutet »Frühlingswind« – den hellroten Korallenknopf und den Pfauenschild des zweiten Ranges. Zum Lohn für seine ungewöhnlichen Kenntnisse in vielen Wissenszweigen empfing er außerdem den Ehrennamen »Tse-siu«, das heißt »Der Würde Vorbild«. Der Kaiser zeichnete ihn eigenhändig mit dem Tschu-tschu, der Ehrenkette der einhundertacht Kugeln, aus; zweiundsiebzig dieser Schmuckkugeln erinnern an die in China vorkommenden Steine und Metalle, die sechsunddreißig anderen an die wichtigsten Sternbilder, die über dem Reich der Mitte leuchten. Das Kettchen zur Linken gemahnt an die den Ahnen schuldige Ehrfurcht, das zur Rechten an die Treue zum Reich und zur Dynastie; denn an Familie und Reich fühlt sich zu gleichen Teilen ein vornehmer Chinese gebunden.

Im Jahr 1837, als Kapitän Elliot der Nachfolger Lord Napiers in der Kontrolle des Chinahandels wurde, stieg Tschun-lin Tse-siu in den Ersten Mandarinrang auf, den ein dunkelroter Rubinknopf und der Schild des silbernen Bergkranichs kennzeichnen. Als Angehöriger des Rates der sechs Reichszensoren stand Tschun-



Das Verbot der Opiumeinfuhr hatte einen blühenden Schwarzmarkt an den Stadtmauern der großen Städte in China zur Folge. (Holzschnitt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts)

lin damit über den Zentralministerien. Der Kaiser verlieh ihm den Titel »Tai-fu«, »Vizelehrer der Majestät«, eine Ehrung, die in den letzten tausend Jahren nur siebenmal vergeben worden war. Zu diesem schwindelnd hohen Rang gehörte das Recht, die gelbe Seidenjacke zu tragen, die sonst nur Prinzen des kaiserlichen Hauses gebührte.

Die phantastische Karriere des nunmehr siebenunddreißigjährigen Mannes aus dem Kantoneser Kaufmannshaus schien durchaus berechtigt, denn Tschun-lin beherrschte nicht nur das klassische chinesische Wissen aufs vollkommenste, er war nicht nur mit den Arbeiten aller Fachministerien vertraut, zudem ein Schönschreiber, Maler, Poet und Philosoph von bewundernswertem Rang, sondern er zeigte auch eine bei Chinesen dieser Zeit ungewöhnliche Aufgeschlossenheit für die Welt; er hatte – in der Hafenstadt Kanton aufgewachsen – die englische Sprache erlernt, Bücher, Landkarten und die Kriegstechnik des Westens

studiert und huldigte modernen, ja revolutionären Ansichten über die politischen Notwendigkeiten seines Landes.

Das war der Mann, der, ausgestattet mit allen Vollmachten, als Bändiger der Giftflut auf den Plan trat und den fremden Händlern den Fehdehandschuh hinwarf.

Im Jahre 1838 lastet bereits im dritten Monat eine solche Hitze auf Kanton, daß die vorsorglichen Behörden die Stadttore schließen lassen, um den glühenden Südwinden den Zutritt zu verwehren. War dies schon ein böses Zeichen, so ängstigt bald darauf ein noch schlimmeres Omen die Bevölkerung.

»Eines Tages fiel die Wetterfahne der Blumenpagode herab, eine senkrechte Stange, an der neun Eisenkugeln angebracht waren, und die herabfallende Wetterfahne durchschlug mit starkem Getöse das Dach eines an die Pagode angrenzenden buddhistischen Tempels. Sie zertrümmerte dort die Buddhastatue, die auf ihrem Altar saß, und erschlug überdies den Priester, der kniend davor gebetet hatte [10].«

Diese Begebenheit entsetzt die Kantonesen aufs äußerste, denn etwas Ähnliches war zum letztenmal vor rund zweihundert Jahren geschehen, als beim Sturz der Ming-Dynastie die Tatarentruppen die Stadt erobert, geplündert und teilweise niedergebrannt hatten. Man erwartet daher großes Unglück für die nächste Zukunft.

Wenige Wochen nach der himmlischen Warnung trifft in Kanton der von Peking entsandte Tschun-lin als kaiserlicher Sonderkommissar mit fast unbeschränkten Vollmachten ein und bezieht das Statthalterpalais.

Am Morgen nach seinem Eintreffen in Kanton steht Tschun-lin einsam auf der oberen Terrasse des Palastes und blickt über das Menschengewimmel der Straßen zum Schaluppenmeer auf dem Perlstrom hinüber, sieht weit draußen im Strom die britische Fahne über der Faktorei von Whampoa wehen und über dem in der Sonne glitzernden Wasser die von Föhren bestandenen Insel-

chen und Uferhöhen sich wölben, aus deren Grün die niederen Schanzen des Tigerpfortenforts Tai-kok und Anunghoi drohen. Von der Küste bis zum Horizont dehnt sich der blaue, von hellen Wellen geriffelte Ozean unendlich und weltumfassend, vom Gegitter der Masten und Rahen verhüllt, ein blitzender, silberner Schild der Unangreifbarkeit.

In einer nur von Gedanken überfliegbaren Ferne liegt dieses England, für einen Chinesen seltsam konturlos und unverständlich; es streckt seine Fühler einem eklen Wurm gleich bis vor die Tore der Stadt Kanton; von dort draußen, wo die Hochseeschiffe der Opiumkaufleute vor Anker liegen, glaubt Tschun-lin den trüben, süßlichen Giftstrom hereinschwimmen zu sehen, der sich in Millionen Tropfen in Chinas Adern ergießt.

Er weiß, welche Gefahren er weckt, wenn er es wagt, sich mit jenen fremden Teufeln zu messen – er muß aber das Wagnis unternehmen, wenn er Recht, Sauberkeit und Ordnung wiederherstellen und China retten will.

Tschun-lin ruft nach seiner Sänfte und der Tatareneskorte. Wenig später verläßt er das Statthalterpalais und läßt sich langsam durch die lärmenden, vor Leben überschäumenden Straßen Kantons tragen. Sein Ziel ist die »Straße der fünf beständigen Tugenden«, an deren Ende der Kong-so liegt, das Haus der Seehandelsgesellschaft der Hong-Kaufleute.

Wie die sich drehenden farbigen Gehänge eines Karussells ziehen vor den Fenstern der Sänfte die Kaufhäuser, Läden, Spielhöllen vorüber. Vor den Eingängen der Vergnügungslokale locken bunte Plakate, die »Seine Exzellenz, den münzenhaschenden Tiger«, das Symbol der Spielsalons, zeigen. Auf dunkelroten Seidenbahnen liest man in schwarzer Schrift: »Zehntausend Vorteile dem Eintretenden! Weder das unmündige Kind noch der hilflose Greis werden hier übervorteilt!«

Unter den lackierten Säulen der Portale kauern mit gläsernen, abwesenden Augen ausgemergelte Gestalten. Einige rauchen sogar hier in aller Öffentlichkeit die langstielige Pfeife mit den bruzzelnden Opiumkügelchen. Über der Halle eines Kaufhauses wölbt sich träge im matten Südwind das glückbringende Banner mit der Aufschrift: »Waage, sei geschäftig und wiege jeden Tag Waren im Wert von vielen tausend Tael!«

Über den Fahrdamm traben Kulis, Stangen auf der Schulter, an

denen Ballen an Bastseilen hängen; in Seide gekleidete Kaufleute und Mandarine ziehen in ihren Tragstühlen vorüber; Damen trippeln, von Dienerinnen begleitet, auf zusammengeschnürten Füßen; Kinder spielen im Schmutz, und in den überdachten Läden hämmern, weben, sticken, feilen und sägen fleißige Handwerker. Doch auch hier sieht Tschun-lin Zeichen des Verfalls, verlassene Läden und Werkstätten, hinter denen in dämmrigen Höfen müde Gestalten auf Liegestätten hingestreckt dösen und sich blaue Schwaden über verstaubten Waren und Geräten verflüchtigen.

Es ist Zeit, ein Ende zu machen, denkt Tschun-lin.

Vor dem Kong-so der Hong-Kaufleute erhebt sich großes Geschrei und nicht geringe Aufregung, als die Tatareneskorte haltmacht, und unter zahllosen Verneigungen buckeln würdige Handelsherren in veilchenblauen, schwarzen, jadegrünen und scharlachroten Seidengewändern heran. Segenssprüche und Glückwünsche auf den Lippen, sinken sie in tiefen Kotau, als Tschun-lin aus den Polstern der Sänfte steigt.

Wortlos betritt der Gouverneur die Halle des Kontors. Sie ist dunkel vor Alter, von schwervergoldetem Gebälk überdeckt; Drachenfahnen hängen von einer Balustrade. Die Statue des göttlichen Knaben Liu Hsi, der einen Frosch in den Händen trägt und günstige Handelsbeziehungen versinnbildlicht, steht in einer Nische. Über dem Podest der Taipans ist die große, grünpatinierte Bronzeglocke angebracht, auf der die Namen aller zugelassenen Hong-Kaufleute eingraviert sind; aus Räuchergefäßen schwebt kostbarer Wohlgeruch.

Die Hongs haben den Besuch Tschun-lins erwartet; sie sind alle zur Stelle.

Als Tschun-lin die Händler zu seinen Füßen versammelt sieht, weißbärtige Männer in kostbaren Gewändern, glatzköpfige Greise und ehrenwerte Häupter zahlreicher Familien, die ihm bekannt sind, spürt er in sich eine Übelkeit hochsteigen; er weiß, diese korrupten, habgierigen Kaufleute tragen die Hauptschuld, daß China in ein so schändliches Elend geraten konnte.

Langsam entrollt er die purpurfarbene Denkschrift mit dem kaiserlichen Siegel und verkündet ihren Inhalt, die neuen strengen Gesetze, die zur selben Stunde in allen Straßen Kantons angeschlagen werden: Das Verbot des Opiumhandels ist wiederum erneuert worden; wer sich daran nicht hält, büßt mit dem Leben.

Als Tschun-lin die Verlesung beendet hat, hebt er seine Augen, mit scharfem Blick umfaßt er noch einmal die Versammlung der Hong-Kaufleute, ein helles Rot färbt seine schmalen Wangen in jäher Erregung. Heftig und schonungslos, mit harten Worten, geißelt er das Verwerfliche des Gifthandels; er brandmarkt – ohne Namen zu nennen – leidenschaftlich die Gewissenlosen, die um ihrer Gewinnsucht willen das Volk ins Unglück stürzen.

Heuchlerisch Beifall spendend, begleiten ihn die Gescholtenen später zum Tor; es gibt kaum einen unter ihnen, der saubere Hände hat. Am Mittag besucht Tschun-lin den Tatarengeneral und Befehlshaber der Garnison, zu dem er auch den Admiral der Kriegsdschunken bestellen ließ.

Das Bild, das ihm die Offiziere von der Verfassung der Wehrkräfte geben, ist trostlos. Die Truppen befinden sich in üblem Zustande; die Ausrüstung besteht größtenteils aus Hornbogen, Armbrusten, veralteten Musketen und einigen noch von den Jesuiten gegossenen Kanonen. Schlimmer dünkt die Kommandeure, daß Moral und Zucht der Soldaten und Matrosen durch Opiumsüchtigkeit zerrüttet sind. Die Kriegsdschunken in der Mündung des Perlstromes, schwerbäuchige, halbverfaulte Galeeren und Segler, besitzen als Hauptkampfmittel Rammsporn und Enterbrükken; ihre wenigen Bronzefeldschlangen auf den hohen Galerien sind gegen die Geschützreihen englischer Schlachtschiffe genauso wirkungslos wie die uralten, mit Grünspan überzogenen, mit Ornamenten geschmückten Bronzerohre der Tigerforts, deren Wälle dort draußen hinter den Kiefern der Inseln, überwuchert von Gras, Gestrüpp und Farnkraut, verfallen. Kann man angesichts dieser Rüstungskatastrophe einen Krieg mit den Fremden wagen?

Die Europäer zeigen sich im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit immer anmaßender. Kapitän Elliot residiert als Superintendant des britischen Handels das ganze Jahr über in Whampoa. Seine Schiffe mit ihren drei Geschützdecks rauschen hochmütig unter einem Wald von Segeln in den Perlstrom hinein und laden offen ihre Opiumfracht aus. Vor der Nase der chinesischen Zollwächter fahren die Sampans, Barken, Kähne und selbst große Dschunken nach Whampoa, übernehmen das Gift und löschen die Ladung in Kanton. Der Tatarengeneral schätzt die gegenwärtig in Whampoa aufgestapelte Menge auf zwanzigtausend bis fünfundzwanzigtausend Kisten.

Der neue Gouverneur und Sonderkommissar beugt das Haupt und blickt ratlos zu Boden, und dennoch – er will den Kampf nicht aufgeben, bevor er begonnen hat.

In den nächsten Tagen beginnt eine große Kriminaluntersuchung, und sie ergibt, daß fast alle Hong-Kaufleute in den Opiumhandel verstrickt sind. Zusammen mit den korrupten Beamten werden sie von den Tataren auf Befehl Tschun-lins gnadenlos ins Gefängnis geworfen.

Um ein Letztes zu versuchen, schickt der Gouverneur ein fast flehentliches Schreiben an Kapitän Elliot.

»Kanton, am 14. Tag des 3. Monats im 19. Jahr Tao-kuang.
An den Oberaufseher des britischen Handels in China, den Herrn Hafenmeister Kapitän Charles Elliot.
Diese Botschaft ergeht an Sie in der Frage des Opiumschmuggels. Sie selbst geben zu, daß die Opiumausfuhr Ihren wichtigsten Handelszweig mit China darstellt. Vergegenwärtigen wir uns nun unsere Erfahrungen, die keinen Raum zu der Hoffnung lassen, Sie würden Ihr – in der Weltgeschichte einzig dastehendes – verbrecherisches Vorgehen eines Tages selbst beenden, denn es geht ja um Gewinn, um immer größeren Gewinn, dann kommen wir zu der entsetzlichen Vision, daß in abermals einem halben Menschenalter die jährliche Einfuhr nicht mehr 40 000 Kisten betragen wird, sondern 400 000 oder sogar vielleicht 800 000, daß Sie dann statt fünf Millionen schon fünfzig oder hundert Millionen Pfund Gift in unser Volk hineinpumpen werden, und dies wäre das Ende Chinas, ganz zu schweigen davon, daß diesem Ende schon eine allgemeine Verderbnis vorausgegangen sein würde, die den Verfall des tausendjährigen Reiches auch auf anderen Wegen als dem des Giftgenusses bereits herbeigeführt haben müßte.
Ich frage Sie: Wie würde die Klage sein, die Ihr Land Großbritannien über eine solche Bedrohung erhöbe, und wie erbittert der Kampf, mit dem es versuchen würde, sich vor solcher Vernichtung zu bewahren? Nun ist das Reich China von nicht weniger erbarmungswürdigen Menschen bevölkert als das Ihre, und es hat das gleiche Recht wie alle anderen Länder unter der Sonne, zu

gedeihen und seine Kultur zu pflegen und in eine fernere Geschichte hineinzuwachsen ...
Hören Sie: Ich rufe Sie bei Ihrem Gott, Ihrer eigenen Staatsvernunft und Ihrem eigenen Menschentum an, sich dem nicht mehr zu verschließen. China hat keine Wahl mehr. Die Bedingungen, die ich Ihnen zu stellen habe, sind folgende:
1. Sie liefern alles Opium, das auf den Schiffen bei Lin-tin und in Whampoa lagert, an die Provinzialregierung zu Kanton ab, ausnahmslos, bis auf die letzte Kiste. Gleichzeitig ziehen Ihre Schiffe von der Insel Lin-tin ab, um niemals wieder dort aufzukreuzen.
2. Sie geben in chinesischer und in Ihrer eigenen Sprache die Erklärung ab, daß die Schiffe Ihrer Nation in Zukunft kein Opium mehr führen werden ...
Sie haben drei Tage Zeit zur Erfüllung dieser Bedingungen. Erfolgt in dieser Zeit nichts, so werden die Hongs, die jetzt schon als Bürgen eingezogen sind, hingerichtet werden, und unsere Auseinandersetzung wird mit anderen Mitteln ihren Fortgang nehmen.

Tschun-lin Tse-siu
Der Kaiserliche Bevollmächtigte und Generalgouverneur der Provinzen Kuang-tung und Kuang-si [11].«

Gleichzeitig setzt eine Säuberungswelle unter der Beamtenschaft der Provinzen ein. Dutzende von Mandarinknöpfen reißt Tschun-lin eigenhändig von den Gewändern der Missetäter ab. Unter den verhafteten Hong-Kaufleuten befindet sich auch einer seiner leiblichen Brüder.

Der Gouverneur weigert sich in diesen leidenschaftlich erregten Tagen, seine alten Eltern zu empfangen, die vor seiner Tür stehen, um für den eingekerkerten Sohn Gnade zu erbitten. Tschun-lin geht es jetzt um China und nicht mehr um die Familie.

Kapitän Elliot und die englischen Kaufleute fühlen sich als rechtschaffene Männer; sie und die Zeitungen, die sie lesen, vertreten die hohen Ideale der Menschlichkeit und Freiheit. Hat England nicht im Kampf gegen den Tyrannen Napoleon bewiesen, daß es bereit ist, alle Opfer für die Rettung der Freiheit, für das Selbst-

bestimmungsrecht der Völker und das Menschenrecht zu bringen?

Wird Old-England, das seit seinem Seekrieg gegen das rückständige Spanien nichts anderes zu tun vorgibt, als dem Fortschritt zu dienen, nun Ohr und Herz haben für die eindringlichen Worte Tschun-lins, wird es dem Klageruf aus tiefster Not Verständnis entgegenbringen?

Kapitän Elliot aber sitzt in Whampoa als Beschützer der britischen Handelsinteressen, und den Kaufleuten zu Whampoa und Macao geht es neben Freiheit und Menschenrecht vor allem um Freihandel, Profit und um ein ungeheures investiertes Kapital. Die Woche hat sechs Tage, die der Realpolitik und dem Geschäft gehören; für schöne Menschlichkeit bleibt der Sonntag übrig.

Kapitän Elliot lehnt die chinesischen Zumutungen ab, und er fällt aus den Wolken, als Tschun-lin den Ernst seiner Absichten durch die Tat beweist.

Die Faktorei Whampoa wird von Kriegsdschunken blockiert, und chinesische Truppen versperren alle Zufahrtswege nach Kanton. Vor den Fenstern des britischen Beauftragten, Kapitän Elliot, zieht das Hinrichtungskommando auf. Die Hong-Kaufleute werden vor den Block geführt, und der Henker schwingt das Schwert. Tschun-lins Bruder fällt als erstes Opfer des Hochgerichts.

Die Engländer sitzen mit ihren Familien eingeschlossen in den Bungalows von Whampoa. Bleichen Angesichts haben sie die Vorbereitungen zu den Hinrichtungen beobachtet, haben die Schädel rollen sehen und wissen nicht, wo der einmal entfesselte Blutdurst der Chinesen endet.

Überzeugender als Silber und Gold, einleuchtender als Profitgier und Geschäftssinn wirkt die Furcht ums nackte Leben. Wild bestürmen die Kaufleute den Kapitän nachzugeben – wenigstens für den Augenblick.

Unter Protest nimmt Elliot die Bedingungen Tschun-lins an.

Mehr als zwanzigtausend Kisten Opium, ein Wert von beinahe zwei Millionen Pfund Sterling, werden den Chinesen ausgeliefert.

Nach Aufhebung der Blockade segeln die Briten unbehindert davon.

Gouverneur Tschun-lin beschließt, die Vernichtung des Rauschgiftes zu einer warnenden Demonstration zu machen. Er läßt

an der Küste von Kuang-tung zwei Becken im Sand ausheben, jedes einhundertfünfzig Quadratfuß groß. Diese Pfannen werden mit Marmorplatten ausgelegt und durch Röhren mit dem Meer verbunden; hinter den Pfannen stehen riesige Wasserbehälter. Mit Karren fährt man Löschkalk heran, und nachdem sich eine wogende Menschenmenge hinter der Absperrung der Tatarentruppen versammelt hat, befiehlt der Gouverneur, Wasser, Kalk und Opium in den Gruben zu vermengen. Arbeiter, die auf kleinen Bambusbrücken über den Pfannen hin und her gehen, rühren das im Kalk kochende Gift um und sorgen dafür, daß die Brühe durch die Röhren abströmt. Als die Flut kommt, schwemmt der Pazifische Ozean das Opium bis zum letzten Rest fort.

Schweigend und nachdenklich begeben sich die Zuschauer, eine nach vielen tausend Menschen zählende Masse, nach Kanton und Whampoa zurück. Selbst die größten Optimisten unter den Schmugglern und Schiebern sind jetzt davon überzeugt, daß es der chinesischen Regierung mit dem Kampf gegen den Rauschgiftschmuggel ernst ist. Diese Meinung verstärkt sich noch, als Tschun-lin ein Dekret verkünden und anschlagen läßt, das die Todesstrafe gegen Personen, bei denen sich Opium findet, androht. Das gilt nicht nur für chinesische Händler, sondern auch für ausländische Kaufleute. Schiffe, auf denen die Zollkontrolle das Gift entdeckt, werden in Zukunft von den chinesischen Behörden beschlagnahmt.

Der übrige Handel soll keineswegs eingeschränkt werden.

Es zeigt sich aber, daß die Engländer zwar unter dem Druck der chinesischen Maßnahmen Whampoa geräumt und das dort lagernde Opium ausgeliefert haben, im übrigen jedoch nicht daran denken, klein beizugeben. Anstatt nach Macao zurückzusegeln, fahren die geflüchteten Schiffe über die breite Trichtermündung des Perlstromes in die geschützte Bucht des auf einer kleinen Insel gelegenen Fischerdorfes Hongkong, wo Kapitän Elliot früher einmal einen günstigen Seehafen ausfindig gemacht hat.

Die Engländer haben ihren Mut wiedergefunden, seitdem aus Macao zwei schwerbewaffnete Fregatten mit zahlreichen Schiffsgeschützen eingetroffen sind. Die Matrosen fühlen sich in dem bisher friedlichen Dörfchen als Herren; sie mißhandeln Greise und Kinder, nehmen sich die Frauen, und da die Fischer sich wehren, kommt es zu Mord und Totschlag. Gouverneur Tschun-lin

fordert daraufhin die sofortige Räumung der Insel und die Auslieferung der Missetäter.

Beides verweigert Kapitän Elliot brüsk.

Seine Eilbotschaft zum englischen Flottenstützpunkt Singapur ist bereits unterwegs. Das Bewußtsein militärischer Überlegenheit und imperialer Macht verwischt bei den Kaufleuten die Begriffe von Menschenrecht und Selbstbestimmung der Völker. Sie rechnen ihre Verluste nach und sind außer sich, den einträglichen Opiumhandel verlieren zu sollen.

Die »Canton Press«, eine in Macao erscheinende englische Zeitung, schreibt am 14. Dezember 1839:

»Papier ist geduldig. Man kann leicht anordnen, der Handel habe für ewige Zeiten aufzuhören. Aber wie will man – abgesehen davon, ob irgendeiner Nation das Ausschließungsrecht zugestanden werden kann – solch ein Gebot vollziehen?
Besonders in einer Zeit, da wir Engländer so große Forderungen an die Chinesen haben!
Wir verlangen Schadenersatz für das geraubte Opium und Schadenersatz für die Unterbrechung unserer Geschäfte. Gering veranschlagt, schuldet China uns jetzt schon sieben bis acht Millionen Pfund Sterling. Hinzu kommen noch die Kosten für die Rüstungen, in die wir uns stürzen müssen, um diese Schulden einzutreiben.
Die Würfel sind gefallen: Waffengewalt, die letzte Zuflucht der Fürsten und Völker, wird entscheiden!«

Und Waffengewalt spricht zum erstenmal, als Gouverneur Tschun-lin dem »Admiral des südlichen Meeres« Befehl gibt, mit seiner Dschunkenflotte auszulaufen und die Engländer mit Gewalt von der okkupierten Insel Hongkong zu verjagen. Die beiden modernen Fregatten »Hyacinth« und »Volage« feuern mit ihren Geschützen in die Geschwader der mittelalterlichen Dschunken, zerstören sechs von ihnen und zersprengen den Rest der Flotte.

Am 1. Februar 1840 erklärt Kapitän Elliot die Insel Hongkong zum Eigentum des Britischen Kolonialreiches.

Das bedeutet den allgemeinen Krieg . . .

Kein halbes Jahrhundert ist vergangen seit der Ausfertigung jenes Handschreibens, das Kaiser Ch'ien-lung dem britischen Gesandten Lord Macartney 1793 für König Georg III. mitgegeben hatte. In dieser kaiserlichen Botschaft hieß es:

»Du, o König, der jenseits der Ufer zahlreicher Meere wohnt, hast dennoch, von deinem demütigen Verlangen angespornt, die Wohltaten unserer Zivilisation zu teilen (welche die älteste und ehrwürdigste der Welt ist), deine Boten als respektvolle Träger einer Bittschrift ausgesandt. Um deine Ergebenheit zu bezeugen, hast du auch Gaben gesandt, wie sie dein Land hervorbringt. Ich schwinge mein Zepter über die ganze weite Welt und habe nur ein Ziel vor Augen, nämlich das einer vollkommenen Regierung und einer Erfüllung der Pflichten des Staates; fremdartige und kostbare Gegenstände interessieren mich nicht. Die majestätische Kraft unserer Dynastie ist in jedes Land unter dem Himmel gedrungen, Könige und Völker haben zu Land und See uns köstliche Tribute dargebracht. Wie dein Gesandter selbst zu sehen vermag, besitzen wir alles.
Dir, o ferner König, geziemt es, meine Gefühle zu achten und in Zukunft noch größere Hingabe und Treue zu entfalten, damit du durch stete Unterwürfigkeit unter unserem Throne deinem Land fortan Friede und Wohltat zu sichern vermagst[12].«

Welch ein Machtbewußtsein und welch unerschütterlicher Glaube an die eigene Überlegenheit sprechen aus diesem Schreiben! An solcher Selbstsicherheit hat sich seither kaum etwas geändert. Selbst den gebildeten und aufgeschlossenen Chinesen erfüllt zutiefst die Gewißheit, der größten, kultiviertesten und stolzesten Nation der Erde anzugehören, Blüte auf einem seit viertausend Jahren ununterbrochen wachsenden Baume zu sein, in einem Riesenreich zu leben, dessen Geschichte sich wie seine Ahnenreihen in die verdämmernde Unendlichkeit der Vergangenheit zurückverfolgen läßt, dessen historischer Entwicklungsgang keinen Bruch, kein Aufhören und keine Abwürgung kennt. Dieses Wissen um Unsterblichkeit und Größe des einmaligen und unvergleichlichen Staates verleiht selbst dem einfachsten chinesischen Kuli ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber jedem Angehörigen irgendeines anderen Volkes.

Was waren schon diese »Barbaren der Meere«?

Wodurch unterschieden sie sich von Annamiten, Burmanen, Türken, Dsungaren oder Gurkhas, die ja auch nur Randvölker und Satelliten der chinesischen Zentralsonne waren?

Wie oft hatten die weisen Mandarine über die Versuche der Fremden gelächelt, Bücher zu drucken und ihre rauhe Sprache schriftlich auszudrücken! Sogar das Schreiben faßten diese Toren verkehrt an; sie ließen ihre Zeilen von links nach rechts, anstatt von oben nach unten fließen; ihre Buchstaben sahen aus, als kröche eine Krabbe über das Papier.

Als in Whampoa ein Engländer den Hochmut eines chinesischen Gelehrten dadurch zu dämpfen versuchte, daß er auf den hohen Grad des technischen Fortschrittes der Briten hinwies, der sich etwa bei einem modernen Kriegsschiff erkennen lasse, antwortete der Chinese lächelnd:

»Gewiß, Sie können einige außerordentliche und große Dinge vollbringen, aber dies vermögen Elefanten und andere wilde Tiere auch. Wahre und tiefere Bildung jedoch finde ich bei euch Fremden nirgends [13].«

Die britische Flotte sammelt sich in Singapur. Sie besteht aus fünfzehn Kriegsschiffen, darunter drei Linienschiffe und vier Dampfer, aus einer Transportflotte von dreißig Schiffen und etwa zehntausend Mann an Bord.

Zehntausend Mann vermessen sich, ein Reich von dreihundert Millionen anzugreifen. Der Geschwaderkommodore heißt Sir Gordon Bremer, Konteradmiral ist George Elliot, ein Vetter des Kapitäns Charles Elliot.

Am 22. Juni 1840 erscheint die Flotte in der Trichtermündung des Perlstromes und sperrt die Zufahrt zum Hafen von Kanton.

Vor der Stadt liegen die chinesischen Kriegsdschunken Rumpf an Rumpf. Die Verdecks wimmeln von Schwerbewaffneten. Die Forts der Tigerpforte haben ihre Schutzwälle verstärkt, uralte Bronzekanonen blicken auf den Strom hinaus. Über die Höhen der Inseln, Küstenhügel und Stranddünen von Tinghai ziehen sich Schanzen, aus denen wie Bambusschilf Lanzen und Hellebarden

starren, und die Bogen der Tatarentruppen sind schußbereit, die Pfeile prall in den Köcher gestopft.

Um zwei Uhr nachmittags an diesem 22. Juni 1840 beginnt das Schlachtschiff »Wellesley« mit vierundsiebzig Geschützen zu feuern, die »Conway« und der »Alligator« speien Granaten aus achtundzwanzig Schlünden, die kleineren Schiffe schießen aus achtzehn Rohren, und ein Schwarm Kanonenschaluppen nähert sich dem Strand und mischt seine erzenen Stimmen ins Donnern und Brüllen der größeren Einheiten des Geschwaders.

Das Tageslicht verdüstert sich und versinkt in eine grauschwarze Dämmerung, aus der Blitz und Flamme brechen. Das Krachen der einstürzenden Häuser und zersplitternden Dschunken, das tausendstimmige Aufheulen der ohnmächtig im Granathagel liegenden chinesischen Truppen antwortet hilflos dem rollenden Grollen der Kanonade.

Nachdem die Engländer zwei Stunden lang gefeuert haben, stoßen sie nicht etwa durch die aufgebrochenen Tore ins ungeschützte Kanton hinein, sondern wenden und ziehen sich nach Hongkong zurück. Von dort segeln und dampfen die Kriegsschiffe nordwärts um die Schantung-Halbinsel herum in den Golf von Tschili.

Überall sehen die chinesischen Küstenbewohner die rauchenden und dampfenden Ungetüme über die Wogen der See stampfen, bestaunen die hochgetürmten Segel der Kreuzer, die Geschützreihen der Linienschiffe. In Tschili wird ein Dolmetscher gelandet, um an den Kaiser ein Schreiben weiterzuleiten, das Englands Schadenersatzforderung und seine Friedensvorschläge enthält. Der Krieg untergräbt Tschun-lins Stellung bei Hof.

Es gibt viele, die ihm die Schuld für die erwiesene Ohnmacht des Reiches zuschieben. Mächtige, vom Henkerschwert verschont gebliebene Hong-Kaufleute in Kanton und ihr großer Anhang in den Händlerkreisen des Südens wühlen gegen den Allmächtigen; sie scheuen sich nicht davor, sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen mit dem Vorschlag, die verhaßte Mandschu-Dynastie mit Hilfe der Geheimbünde zu stürzen und die Ming wieder nach Peking zu rufen. In der Hauptstadt tätige hohe Beamte, die Tschun-lin mit seinem stürmischen Aufstieg auf der Rangleiter überholt hat, Prinzen, Minister und Eunuchen, denen der Einfluß des genialen und allzu modern denkenden Mannes längst ein

Englische Schiffe vernichten am 17. Januar 1841 chinesische Kriegsdschunken in der Ansonbucht

Dorn im Auge ist, nützen die Gelegenheit, ihn zur Ursache der Krise zu stempeln.

Kaiser Hsüan-tsungs Gunst aber gehört immer noch dem Mann mit den neuen Ideen. Die Tatarengarnisonen in allen Provinzen werden mobilisiert, eine große Armee setzt sich gegen die Küste in Bewegung.

Inzwischen verstärkt sich die englische Flotte in Hongkong durch neu herangezogene Einheiten aus Singapur; und da keine Antwort auf die Verhandlungsangebote von Tschili erfolgt, greift Kapitän Elliot nochmals an. An der Spitze die Dampfboote »Nemesis« und »Phlegeton«, »Ariadne« und »Medusa«, läuft der Verband am 7. Januar 1841, Feuer und Eisen speiend, in den Perlstrom ein. Bald sind die Tigerforts mit den romantischen Namen »Des Stromes Nase«, »Riegel des Vorgebirges«, »Feuertor« und »Weiberschuh« nur noch Schutt und Schrott; die Bronzerohre der chinesischen Batterien liegen zerborsten neben Leichen und Verwundeten. Die eisernen Schiffe der Briten dampfen gelassen stromauf. Zwischen Anunghoi und Wantong spannt sich eine auf Flößen befestigte eiserne Kette über das Wasser, um die Einfahrt zur Ansonbucht zu sperren.

Der Bug der Dampfschiffe sprengt im ersten Anlauf die Kette. Im Feuer der Bordgeschütze versinkt die in der Bucht versammelte Dschunkenflotte des Admirals der südlichen Meere. Tausende von Toten treiben ins Meer hinaus – kein Brite ist darunter.

Am 18. März setzen die Briten ihre Strafexpedition fort, bombardieren und vernichten die Forts des inneren Stromes, den »Kleinen und den Großen Tiger«, dann laufen sie in den Hafen von Kanton, das Tor, das China zur Welt geöffnet hat, ein.

Wilde Panik befällt die Menschen der Millionenstadt. Die schnell gelandeten Briten, die weißgekleideten indischen Sepoys und die Gurkhasoldaten, den Turban auf dem Kopf, bahnen sich metzelnd und plündernd einen Weg durch das Gewirr der Wohn- und Lagerhäuser, der Kaufhallen, Paläste und Tempel.

Als die Befehlshaber der undisziplinierten Tatarentruppen alles verloren sehen, schleppen sie aus den Vororten der Stadt an Schätzen und Frauen mit, was immer sich in der Eile ergreifen läßt, und flüchten aufs freie Land.

Mord, Kampf und Greuel wälzen sich ins Herz Kantons. Unter dem konzentrierten Feuer der Schiffe zerbersten jetzt die Forts der Landseite; sie heißen »Schutz des Alters«, »Turm der ewigen Ruhe«, »Turm der gänzlichen Sicherheit« und »Turm der völligen Beschützung«.

Gouverneur Tschun-lin verläßt mit seinen Getreuen die Stadt, schlägt seinen Gefechtsstand in der Nähe auf, wartet das Eintreffen der Nordarmee ab und tritt unverzüglich zum Gegenstoß an.

In der Ebene vor den Toren Kantons kommt es zu einer wütenden Schlacht zwischen Armbrust und Gewehr, modernen Kanonen und alten Feldschlangen, Hellebarden und Pistolen. Die Mandschusoldaten und Tataren, die auf dem Marsch durch die Gebiete südlich des Yang-tse-kiang beschimpft, von Geheimbünden angegriffen und von der Feindseligkeit der Bevölkerung demoralisiert worden sind, beseelt jener Kampfgeist nicht, der Soldaten geziemt, die ihre Heimat verteidigen. Aufgelöst und zügellos, räumen sie nach wenigen Stunden das Schlachtfeld.

Die Soldateska in den Vorstädten Kantons legt Feuer, das, vom Südwind angefacht, über die Strohdächer und Bambuskangs springt. Die Stadt hüllt sich in den Purpurmantel des Untergangs. Gleichzeitig lassen Tatarengeneräle brennende Flöße und Boote

den Strom herabtreiben, um die Schiffe der Barbaren zu verjagen. Doch die Brander tragen die Feuersbrunst lediglich auf den Perlstrom hinaus, wo zehntausend Sampans, Wohnschiffe und Handelsdschunken verankert liegen. Die Flammen greifen auf die Fahrzeuge über und von dort auf die flußnahen Teile der Stadt. Kanton versinkt in Glut und Rauch.

Unaufhaltsam dringen die englischen Flotteneinheiten auf den chinesischen Strömen vor.

Sie nehmen Schanghai und die Insel Amoy, sie äschern Tschingkiang ein. Als die Kanonenschiffe vor Nanking, der Purpurstadt auf den Hügeln, auftauchen, Aufstände der »Weißen Wasserlilie« und Verschwörungen der »Wohlmeinenden Gesellschaft des Roten Drachens« Südchina erschüttern und das Entsetzen über die so plötzlich offenbar gewordene Schwäche des Reiches überall die Gegenwehr lähmt, beugt sich auch Kaiser Hsüan-tsung der grausamen Wirklichkeit.

Die Mandarine und Prinzen geben dem unheilvollen Ratgeber des Kaisers, dem Träger der gelben Jacke und des Tschu-tschu, der Exzellenz des Ersten Ranges vom Bergkranichschild Tschunlin Tse-siu die Schuld an der Katastrophe. Er wird in die ferne Provinz Ost-Turkestan verbannt, und sein Nachfolger empfängt Vollmacht, mit England zu verhandeln.

Am 29. August 1842, gegen 11 Uhr morgens, als die Hitze des Tages wie Blei auf Meer und Land lagert, erscheinen die Vertreter der kaiserlich chinesischen Regierung auf dem britischen Flaggschiff »Cornwallis«, das im Yang-tse-kiang bei Nanking vor Anker liegt. Im Ruderboot der Friedensdelegation sitzen nach alter chinesischer Sitte ein Barbier und ein altes Weib – lebende Symbole der Unterwerfung.

Exzellenz Ch'i-schan, der Sonderbevollmächtigte Pekings, nimmt ohne Widerspruch die Bedingungen Englands an: China entschuldigt sich wegen des Vorgehens Tschun-lins, es bezahlt sechs Millionen Pfund Kriegsentschädigung und weitere neun Millionen Schadenersatz an die britischen Kaufleute. Hongkong wird an Großbritannien abgetreten, und außer Kanton sollen künftig vier weitere Küstenstädte dem englischen Handel geöffnet sein: Amoy, Fu-tschou, Ningpoo und Schanghai.

Hongkong nach der Besetzung durch die Engländer. (Zeitgenössischer Holzschnitt)

Ein erschütternder Absturz aus den Höhen eines Traumes, der versponnen war mit dem Bewußtsein uralter Größe und Kultur! Ein böses Erwachen aus dem trügerischen Gefühl der Sicherheit, aus hochmütiger Überlegenheit und vermeintlicher Einzigartigkeit! Eine Demütigung durch eine Welt, in der Macht die Tragweite der Kanonen und die Güte der technischen Ausrüstung bedeutete. Das Erkennen der Wirklichkeit ist furchtbar und für Generationen von Chinesen beunruhigend. Das Reich der Mitte braucht viele Jahrzehnte, sich in der neuen beschämenden Situation zurechtzufinden.

Die Masse des chinesischen Volkes verliert in den nachfolgenden bitteren Jahren ihr Selbstvertrauen. Viele beginnen ihre eigene alte Kultur zu verachten; sie belächeln die ehrwürdigen Lehren ihrer Philosophen und gefallen sich in sklavischer Nachahmung des Ausländischen.

Die Beamtenschaft findet sich am willfährigsten in die neuen Verhältnisse, denn der jetzt amtlich erlaubte Opiumhandel, die Öffnung der Häfen und der Zoll von fünf Prozent auf alle fremden Waren erschließen für Leute im Dienst der Behörden mancherlei ergiebige Geldquellen. Der Beamtenstaat floriert weiter,

die Kassen sind voll. Korruption, Bestechlichkeit, Willkür und Erpressung bereichern rasch die Amtsträger.

Das Kaiserhaus läßt die Zügel schleifen und treibt ratlos einer Zukunft entgegen, die nicht mehr die seine sein wird.

Die eiserne Faust

Der Opiumkrieg und der ihn beendigende, für China demütigende Vertrag von Nanking, erschüttern die bisherigen politischen Vorstellungen des Fernen Ostens. Kaum irgendwo anders aber – selbst nicht in den ehemals chinesischen Außenprovinzen Burma und Tonking oder in der von chinesischen Kultureinflüssen und Handelsinteressen stark bestimmten Inselwelt von den spanischen Philippinen bis zum niederländischen Kolonialreich Indonesien – wirkt der Schock über die offen zutage getretene Schwäche und Hohlheit der für unüberwindlich gehaltenen chinesischen Mitte so abgrundtief wie in Japan.

Obschon der japanische Inselstaat seit mehr als zweihundert Jahren, seitdem die Tokugawa-Schogune regieren, fast hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen, sogar der Handels-, Reise- und Schiffsverkehr mit dem Ausland bei Todesstrafe verboten ist und nur auf der winzigen Insel Deschima, die nahe bei der Südinsel Kiuschu, nicht weit von Nagasaki liegt, eine von der eingeborenen Bevölkerung nahezu ganz abgetrennte holländisch-chinesische Faktorei bestehen darf, trifft die chinesische Katastrophe Japan dennoch wie ein Faustschlag, der ein gut Teil der eigenen Sicherheit und des nationalen Stolzes aufs heftigste verletzt.

Die politisch und geistig interessierten Kreise sind aufgestört wie nie zuvor, alle kulturellen Bewegungen, philosophischen Schulen, religiösen Sekten und die führenden Stände fühlen sich hin und her gerissen im Zwiespalt, wie man sich selbst entscheiden solle, wenn über kurz oder lang auch für das bisher weltabgeschlossene Inselreich die Auseinandersetzung mit den Barbaren unumgänglich wird.

Von den Mönchen der Zen-Klöster bis zu den Höflingen der Daimyo-Residenzen zweifelt niemand, daß etwas Neues, Unerhörtes geschehen müsse.

»Nur über das Wie der Abwehr, nicht über die Tatsache ihrer Notwendigkeit, streiten die beiden maßgebenden Parteien der Joito und Kaikokuto, für Barbarenaustreibung die eine, für die Öffnung des Landes die andere – aber nur, damit es sich mit den Errungenschaften der Barbaren wider sie bepanzere [14]!«

Wie immer und überall gibt es auch in diesen unruhigen Tagen Menschen, die so weit jenseits der wechselnden Ereignisse stehen und so weise sind, daß sie kaum von den Geschehnissen berührt werden und unbekümmert ihren zeitlosen Ideen folgen.

Zu diesen Glücklichen gehört der Maler Katsischika Hokusai, der ein verwahrlostes Häuschen nahe dem Sumidagawafluß in einem Vorort Tokios bewohnt.

Wenn Hokusai hinaustritt in seinen sorgsam gepflegten, kleinen Garten – den einzigen Teil seines Hauswesens, der sich durch Ordnung und Sauberkeit auszeichnet –, sieht er zwischen den Kiefern fern das Schogunschloß O-Schiro, das sich inmitten der ausgedehnten Stadt auf einem künstlich aufgeschütteten niederen Hügel erhebt. Die geschwungenen Dächer der zahlreichen Pavillons, der Tempel und Tore ragen aus dem weitgestreckten Gewirr der niederen stroh- und schilfgedeckten Hütten der Stadt, deren dichtes Beieinander von Baumgruppen und Gärten unterbrochen wird.

Der Maler ist vierundachtzig Jahre alt, er steht am Ende einer ungemein bewegten Lebensbahn. In Tokio, seiner Heimatstadt, wuchs er in äußerster Armut auf und fing mit achtzehn Jahren an, als Holzschneider zu arbeiten, dann verkaufte er Bücher, Kalender, Gewürze und seidene Fahnen – bis er seine Begabung zum Dichter, Schriftsteller und Maler entdeckte. In dieser Stadt war er zweimal verheiratet, seine Kinder kamen hier zur Welt, seine Werke entstanden hier, machten ihn reich und angesehen, bis ihn die fragwürdigen Geschäfte eines Enkels wieder in die Armut führten.

Sein gepflegter kleiner Garten ist der Treffpunkt geistreicher und für die Fragen der Zeit aufgeschlossener Männer.

Auch an diesem Morgen sind wieder ein paar Freunde auf dem Weg zu seiner Behausung. Die drei Männer – im Alter von Mitte Fünfzig bis Siebzig – tragen den traditionellen weiten Kimono, zu dem ein Gürtel ebenso gehört wie die breitgeschnittenen Ärmel.

In lebhaftem Gespräch wandeln sie die menschenleere Straße zwischen den Vorstadtgärten entlang. In ihrer Gesellschaft befindet sich ein junger »Zweischwertermann«, der kaum zwanzigjährige Samurai Yoschida Schoin, bewaffnet mit dem Kurzschwert und dem Ritter-Langschwert. Jede seiner Gesten und seine straffe Haltung verraten, daß er gewillt ist, den Buschido – den ritterlichen Weg – streng einzuhalten. Vor wenigen Wochen erst ist er aus der Lehensschule des Daimyo Môri in Tokio entlassen worden.

Japan – »das Götterland« – erfüllt sein junges Herz, er ist glühender Patriot; und da er sich auf der Lehensschule als der begabteste aller jungen Ritter erwies, hat ihn der Fürst beauftragt, die Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten aufzusuchen, um dort der höheren geistigen Bildung teilhaftig zu werden.

Das Gespräch der drei Freunde Hokusais wendet sich der all-

So sah ein japanischer Künstler die ersten Europäer in Yokohama. (Holzschnitt um 1860)

gegenwärtigen Frage zu, wie man sich gegenüber den Europäern verhalten solle, die in China so aggressiv auftreten.

»Wir stehen durchaus nicht allein mit unserer Meinung«, sagt Sakuma Schosan, der jüngste der drei Gelehrten, »allmählich erwachsen uns mächtige Gesinnungsfreunde sogar in der Umgebung des Schogun. Ich weiß aus verläßlicher Quelle, daß Fürst Tokugawa Nariaki an die Regierung eine Denkschrift folgenden Inhalts geschickt hat:
›Mit der Kokugaka, der völkischen Schule, bestimme man das Herz der Menschen, mit der Kangaku, der chinesischen Schule, suche man die Prinzipien der Moral und Gerechtigkeit, mit der Yôgaku, der westlichen Schule, suche man Klarheit über Astronomie, Geographie, lerne Schiffe, Kanonen und derartige Maschinen herstellen, die unser erlauchtes Land bewachen helfen. Dazu muß man bei den westlichen Barbaren in die Lehre gehen!‹

Es ist zu bedauern, daß unsere eigene Wissenschaft nicht ausreicht, den Vorsprung des Westens aufzuholen. Wer versteht, um ein Beispiel zu geben, hierzulande schon, mit einer Dampfmaschine umzugehen, oder wer begreift die Entdeckungen des Engländers Newton?«

»Das mag einiges für sich haben, Verehrter!« erwidert der etwa zehn Jahre ältere Hoaschi Hoyo, »aber es besteht die Gefahr, daß unser Volk darüber die traditionellen Werte des Schinto-Kultes, der Zen-Lehre und die Tugenden des Buschido vergißt. Die Berührung mit dem Westen ist verderblich, wenn man von dem geringen praktischen Nutzen absieht. Diese Meinung vertritt man sicherlich auch am Hofe des hohen Schoguns. Es betrübt mich, daran zu denken, daß sich ein eigener Wissenszweig unserer hohen Schulen bereits mit dem Holländischen und den Kenntnissen des Westens befaßt. Die Fortschritte der Fremden in Medizin, Geographie und Astronomie sind erstaunlich, ich leugne es nicht! Haben Sie, meine Freunde, jedoch bedacht, was es auf die Dauer für unser Volk bedeuten muß, wenn diese fremde Wissenschaft erst einmal unseren Staat zu durchdringen anfängt und die alten Anschauungen zu zerstören beginnt? Muß nicht die Verehrung der Ahnen, der Religion, sogar die Stellung des Kaisers darunter leiden und eine allgemeine Auflösung des Überkommenen die Folge sein?«

Bedächtig und überlegt, manchmal stockend und nach Worten suchend, ergreift der alte Hirata Atsutane das Wort. Der Gelehrte hat in jahrzehntelangen Studienarbeiten die Einflüsse untersucht, durch die im Laufe der Zeiten die japanische Kultur geprägt worden ist; er entdeckte dabei viele indische, vor allem aber chinesische Quellen. Die von ihm gegründete Kokugaka-Schule vertritt die Erkenntnis, daß lediglich der altjapanische Schintoismus die Beziehung der Menschen zueinander richtig zu ordnen wisse und daß allein diese Lehre von Wert sei für das Inselvolk. Die Kreise, die der Kokugaka-Schule anhängen, propagieren eine nationale Renaissance. Ihr wesentlichstes Ziel ist die Wiedereinsetzung des Tenno in seine Rechte als gottgleicher Herrscher. Die Zeit sei gekommen, erklärt Atsutane mit Nachdruck, die Herrschaft des Schogunats zu beenden und zur absoluten Regierung des Tenno zurückzukehren.

»Recht so, Ehrwürdiger!« ruft Yoschida Schoin leidenschaftlich, »wir müssen uns festigen, indem wir zur Alleinherrschaft des Tenno und zum reinen Schintoismus zurückkehren. Wenn das geschehen ist, kann der zweite Schritt zur Sicherung Nippons erfolgen, damit keine fremden Barbaren mit uns verfahren wie mit China; der zweite Schritt heißt aber: Nippon muß zur Expansion schreiten und einen Verteidigungsgürtel um das Mutterland schaffen. Wie zu Zeiten der alten Helden müssen wir aufbrechen zur Eroberung der umliegenden Länder.«

Sakuma Schosan blickt sich ängstlich um, ob niemand die aufrührerischen Worte des jungen Ritters gehört hat.

»Nicht so laut!« flüstert er. »Eure Worte grenzen an Hochverrat. Den Tenno wieder zum Gottkaiser zu machen, bedeutet die Entmachtung des Schoguns. Ach, meine Herren! Ich denke, wir wollen uns für unser Gespräch ein Plätzchen suchen, wo wir vor Lauschern sicher sind. Laßt uns schnell weiter zum Garten Hokusais gehen.«

Das 1603 in den Sattel gehobene Schogunat – das Amt eines Reichsfeldherrn und Hausmeiers – beruht auf der Idee, daß dem Tenno seiner Göttlichkeit wegen alle weltlichen Angelegenheiten ferngehalten werden müßten; statt seiner habe sich der Schogun den Regierungsgeschäften zu widmen.

Seitdem im Bürgerkrieg in der Schicksalsschlacht von Sekigahara 1603 Tokugawa Iyeyasu gesiegt hat, ist das Schogunat in der Familie Tokugawa erblich.

Dem Schogun steht ein Ministerkollegium von fünf oder sechs Mitgliedern zur Seite, das ein Gotairo – man könnte ihn Ministerpräsident nennen – leitet. Dieses Kabinett hat jedoch stets den Charakter eines Hausministeriums der Schogune; auch die »Jüngeren Reichsräte«, die Wakadoschijori, Vorsteher der einzelnen Verwaltungsbezirke, denen zugleich die richterliche Gewalt obliegt, sind Kreaturen des Schoguns.

Tokio ist der Sitz der Regierung. Die völlig entmachteten, aber als göttlich verehrten Kaiser residieren in der alten Hauptstadt Kyoto, wo sie im alten Dairi-Palast, umgeben von Priestern und ihrem Hofadel, dem »Kuge«, der etwa 150 Familien umfaßt, ein der Welt entrücktes Leben führen. Zeitweise war die Abgeschlossenheit des Tenno so vollendet, daß selbst die Daimyos, die Großvasallen und Fürsten Nippons, um den Tenno sehen zu dürfen, vorher die höchst selten gewährte Erlaubnis des Schoguns einholen mußten.

Das Reich gliedert sich in fünf Kronlandschaften und in achtundsechzig Hauptprovinzen, die von Daimyos geführt werden. Die fünf Kronlandschaften und einige Reichsstädte bestreiten die Einkünfte des Schoguns und des Kaisers. Um die Daimyos, deren endlose Fehden und Machtkämpfe das Land früher in eine leidvolle Kette von Bürgerkriegen gestürzt hatten, sicher zu bändigen, waren sie verpflichtet worden, jedes Jahr – ähnlich wie der Hochadel Frankreichs unter Ludwig XIV. – eine Anzahl von Monaten in ihren Stadtpalästen in Tokio zuzubringen; dort konnte der Schogun sie leicht beaufsichtigen.

Ein ausgedehntes Polizeisystem sorgt dafür, daß jedermann, auch die mächtigsten Fürsten, bespitzelt und alle Regungen, die dem Willen des Schoguns zuwiderlaufen könnten, unterdrückt werden. Um die Stabilität der Verhältnisse zu sichern, haben die Schogune aus dem Geschlecht der Tokugawa den Verkehr mit dem Ausland gesperrt, das Christentum beinahe vernichtet, die Missionen geschlossen. Es sollte in Japan niemand eine Gelegenheit haben, sich für unkontrollierbare fremde Gedanken zu erhitzen, noch sich durch Teilnahme am Überseehandel eine private Machtstellung zu schaffen.

Mehr als zweihundert Jahre lebt dieses Regierungssystem der Tokugawa völlig unangefochten fort, mit dem bemerkenswerten Ergebnis, daß es dem Inselreich einen fruchtbaren, nie vorher genossenen inneren, nun schon längst zur Gewohnheit gewordenen Frieden schenkt. Wissenschaft, Künste und Literatur blühen; die Residenzen der Daimyos, um die sich ein Kranz edler Ritterschaft schart, sind Kulturmittelpunkte geworden, die mit dem Glanz des Schogun-Hofes wetteifern.

Der Unterbau dieser ständischen Ordnung besteht im wesentlichen aus den etwa vierhunderttausend Samurai-Familien, die meist Gefolgschaftsdienste bei den Daimyos leisten. Unter den Rittern stufen sich die Bauern ein, ferner die Kunsthandwerker und die Händler. Ohne gesellschaftliche Einordnung und mißachtet leben die »Hinin« – die Nichtmenschen –, die Nachfahren der Urbevölkerung Japans, der Ainu, und die Angehörigen unreiner Berufe.

Die Samurai, die Ritter, die den von schweren und hohen Verpflichtungen bestimmten Pfad des Buschido gewählt haben, sind die eigentlichen Herren der vier Klassen.

»›Sie können niederschlagen, wer sich nicht benimmt, wie es sich gehört!‹ heißt es in den Regeln des Tokugawa.
Des Samurai Hauptleidenschaft ist die Ehre. Kein Volk unter dem Himmel ist ruhmgieriger und empfindlicher für Beleidigungen. Sie reagieren und beherrschen sich durch das Ehrgefühl als Menschen, die Geltung erwerben und sich durch ihr Verdienst hervortun wollen. Sie geben sich hauptsächlich kriegerischen Übungen hin, tragen Waffen vom zwölften Jahr an und tun sie nicht ab, ehe sie zu Bett gehen; und selbst dann hängen sie ihr Rüstzeug in Griffweite ans Lager, um sich sogar im Schlaf als Krieger zu zeigen. Der große Fehler der Vornehmen ist es, daß sie auf alle mit geringen Glücksumständen gesegneten Leute herabschauen, sie verachten und zurücksetzen. Sie schauen auf die Bürger und Händler als zum Dienst bestimmtes Volk herab und halten sie der Freiheit und des Rechtes nicht für wert . . .[15]«

Eine aristokratische Rangordnung erläßt ihre Gesetze vorwiegend zugunsten der herrschenden Kaste; sie lastet mit unnachsichtiger Härte auf den nicht bevorrechteten Massen der Bevölkerung.

Trotzdem ist während der mehr als zweihundert Jahre andauernden inneren Friedenszeit kaum ein bedeutender Aufstand zu verzeichnen; die Polizei erfüllt ihre Aufgabe vortrefflich.

Eine gesellschaftliche Umwandlung ist dennoch nicht aufzuhalten gewesen. In den Städten hat sich ein durch Fleiß und Tüchtigkeit starker und wohlhabender Handwerker- und Kaufmannsstand gebildet, der alles liefern kann, was das steigende Luxusbedürfnis der Fürstenhöfe und der Samurais begehrt. Indem sich aber der Wehradel und die Daimyos mit immer größerem Wohlstand umgeben, gerät die Oberschicht allmählich in eine gefährliche Verschuldung bei der städtischen Bevölkerung. Die Samurais empfangen wie in alten Zeiten ihren Sold in Form von Reis. Die Reisbörsen von Osaka und Tokio unterliegen jedoch dem Einfluß der verachteten Händlerschaft, und damit gewinnt der Kaufmann eine weit gewichtigere Bedeutung, als sie ihm der Samurai zubilligen will.

Die Bauern als Produzenten des Reichtums des Landes stöhnen indessen unter der eisernen Faust der Herren. In den alten Verordnungen für den Hochadel heißt es: »Man belege den Bauern so mit Steuern, daß er weder leben noch sterben kann!«

Die Landschätzer als Beamte der Daimyos und der Schogune bestimmen das Ablieferungssoll der Bauern, und der Pachtzins, den die Landleute für ihre Äcker zu zahlen haben, wird unerbittlich eingetrieben. Die Flut des alljährlich geernteten Reises strömt hauptsächlich in die Speicher der Daimyopaläste, der Ritterburgen und staatlichen Magazine.

Zahlreiche Bauernfamilien, die kein Auskommen mehr finden, verlassen die Scholle und wandern in die schützenden Städte ab, wo sie als Arbeiter, Handwerker oder Händler bessere Lebensbedingungen erhoffen.

»Das Dorf gleicht einem Kranken,
der zu schwach, um aufzustehen,
und seine Menschen abgefallenen Blättern,
die, schwer zu halten, rasch verwehen . . .«

Die Städte wachsen und nehmen zu an Gewicht und Bedeutung.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vollzieht sich in Japan eine Entwicklung wie in Europa zur Zeit des ausgehenden

Feudalismus, als die durch den Osthandel reich und mächtig gewordenen Bürger zum Selbstbewußtsein erwachen. Wie im Abendland während des zwölften Jahrhunderts die römisch-deutschen Kaiser ihre Kämpfe gegen die lombardischen Städte hauptsächlich deshalb verlieren, weil sie, auf Einkünfte aus Naturalabgaben angewiesen, die aus der neuentstandenen Geldwirtschaft fließende Kraft der großen Handelsorte nicht brechen können, so ergeht es nun ein Halbjahrtausend später dem feudalen Japan. Handel und Gewerbe brauchen eine beweglichere Währung als das Reiskorn. Schon im siebzehnten Jahrhundert beginnt man daher in den Städten und einzelnen Daimyoresidenzen Gold und Silber zu münzen. Die Welt der adligen Grundherrschaft wandelt sich langsam in eine Welt des Frühkapitalismus, und die unsichtbare Macht der Bürger, vor allem die der verachteten Kaufmannschaft, wächst mit jedem Schuldbrief, den ein Fürst und Ritter unterzeichnet.

»Heutzutage denkt man nur einzig und allein ans Geld und seinen durch nichts zu ersetzenden Wert. Und so hat hoch und niedrig beim Schlafen und beim Wachen keinen anderen Gedanken, als Geld anzuhäufen . . .«

Das Streben nach einer neuen sozialen Ordnung wird deutlicher, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts kommt es bereits zu einzelnen Bauernaufständen. Die Unruhe hat ihren Ausgang von den Städten genommen und verstärkt sich infolge der Nachrichten über die aufregenden Ereignisse in China.

Die meisten städtischen Kaufleute wünschen insgeheim die Beseitigung der Absperrung des Landes zugunsten eines gewinnbringenden Handels. Wenngleich die allgemeine Furcht, die Fremden könnten die Ruhe und Sicherheit der Inseln stören, groß ist, spielen doch aus verschiedenen Gründen weite Volksschichten mit dem Gedanken, sich nicht nur das Wissen Europas anzueignen, sondern auch dessen Waren über die Grenzen hereinzulassen.

Viele Japaner sehnen das Ende der Schogunatsherrschaft herbei; und da es keinen anderen Kristallisationspunkt für einen Neubeginn gibt, wenden sich die Blicke der Gebildeten wie des Volkes mehr und mehr nach Kyoto, wo der Tenno in entrückter Ferne residiert. Nur der Kaiser kann den Schogun entmachten.

Es ist gefährlich, derartige Gedanken laut zu äußern. Noch funktioniert der Spitzeldienst, und die Strafen sind hart. Todesurteile, Vermögenseinziehung, Verbannung auf wüste Eilande oder der Befehl zum Harakiri für Angehörige der Kriegerkaste werden schnell ausgesprochen.

Darum eilen auch die vier Herren zum stillen Hausgarten des Malers, wo sie ihre Debatte ohne Angst fortsetzen können.

Wieder einmal ist an diesem warmen Augustabend die Gesellschaft der drei Gelehrten zusammen mit dem lernbeflissenen jungen Samurai Yoschida Schoin im Gärtchen des Malers und Dichters Hokusai versammelt, und wie immer in den vergangenen Wochen und Monaten diskutiert man über Vaterland und Freiheit, über Gegenwart und Zukunft des Reiches.

»Haben Sie das Neueste schon gehört, Meister?« sagt Sakuma Schosan, »nicht genug mit der Demütigung, die das Reich der Mitte von den Engländern erfahren hat, stürzen sich nun auch die übrigen Westbarbaren auf den besiegten Riesen. Von Reisenden, die aus Nagasaki kommen, weiß man, daß ein Barbar aus Amerika namens Caleb Chushing den Chinesen eben einen Wirtschaftsvertrag für sein Land abgepreßt hat; den Amerikanern sind ebenfalls der Zugang zu den fünf Vertragshäfen und exterritoriale Rechte im Handel eingeräumt worden. Und zum Überdruß konnten sich die Franzosen, Belgier, Schweden und Norweger die gleichen Vorrechte wie die Engländer erzwingen.«

»Es ist genauso, wie die Mito-Schule verkündet hat«, wirft Hirata Atsutane ein:
»Die Politik der Barbaren ist es, zuerst ein Land um des Handels willen zu betreten, dann ihre Religion einzuführen und zuletzt Aufruhr und Wirren zu bewirken. Laßt uns gewarnt sein von den Erfahrungen unserer Väter vor zwei Jahrhunderten. Verachtet nicht die Lehren des chinesischen Opiumkrieges!«

Sakuma Schosan widerspricht mit leidenschaftlicher Heftigkeit: »Und dennoch bleibt uns nichts anderes übrig, als von den Barbaren zu lernen, wie man Barbaren besiegt! Wir müssen ganz einfach das Tor auftun für das Wissen des Westens, wenn wir bestehen wollen . . .«

Ein Stimmengewirr erhebt sich, jeder versucht den anderen von der Unantastbarkeit seiner Meinung zu überzeugen. Die Aufforderung Atsutanes, zum Schintoglauben zurückzukehren und die Tennoherrschaft zu erneuern, die vaterländischen Ideale des jungen Samurais und die nüchternen Überlegungen Sakumas prallen abermals aufeinander.

Der Hausherr hört schweigend zu. Ihn berühren diese Fragen nur wenig. Schließlich geht er ins Haus und bringt einen seiner Holzschnitte, der eine Gruppe von Blinden darstellt, die sich gegenseitig beim Überqueren eines Flusses helfen.

»Da – seht!« sagt der alte Maler, »das ist das Sinnbild eurer Politik und ein Sinnbild des Lebens! Blind tappen wir durch die Welt, tasten im Kreise umher und stehen vor wilden Wassern, deren Tiefe wir nicht ahnen. Die Menschen denken, spintisieren, gründen philosophische Schulen und erklügeln Systeme, erdenken Theorien und machen Programme, wie die Blinden Stöcke aus dem Bambusgebüsch schneiden, um sich gegenseitig durchs ewige Dunkel zu helfen. Wir werden ja sehen, ob sie das andere Ufer erreichen oder im Fluß ertrinken!«

Der Greis steht schwerfällig auf und bittet seine Freunde, ihm ins Haus zu folgen. An der Wand seines kleinen Arbeitsraumes hängt ein Bild des majestätischen Fujiyama. Mit den klaren Konturen seines Gipfels ragt der Gebirgsriese, der jedem Japaner heilig ist, in himmlische Sphären hinein. Beim Betrachten des Bildes scheinen alle Wichtigkeiten des Tages entrückt, hoch über der vergänglichen Zeit thronen die unzerstörbaren Werte.

Der junge Samurai tritt vor ein anderes Blatt des Meisters, das einen nächtlichen Wasserfall im Mondlicht zeigt. Gleicht nicht alles Menschliche diesem Bilde?

Schnell vorüber und dennoch heroisch ist der glitzernde Sturz der Wasser. Der Tropfen, ein Nichts, das aus dem Dunkel kommt und ins Dunkel zurücksinkt, blitzt für eine selige Sekunde auf im Mondschein, so wie der Mensch in der begrenzten Spanne seines Daseins aufzufunkeln vermag, bespiegelt vom Glanz, der von oben auf ihn fällt, auch er nur ein Tropfen im Gischt der ewig in den Abgrund gerissenen Zeit.

Sakuma Schosan spricht leise die zarten Worte eines alten Gedichtes:

»Des Wasserfalles
rauschend Wasser, vom Nachtsturm
wird er versprüht;
und jeder Tropfen, der fällt,
spiegelt das Licht des Mondes.«

Jahre später – der Maler Hokusai und der Gelehrte Hirata Atsutane sind längst gestorben – kommt aus China die alarmierende Nachricht vom Ausbruch schwerer Unruhen.

Der Verlust des Gesichts, den das Kaiserhaus der Mandschu im Opiumkonflikt hinnehmen mußte, und die hohen Strafsummen, die es in kurzer Frist zu zahlen hatte, zwangen es auch zu harter Eintreibung unmäßiger Steuern und Abgaben. Das Reich der Mitte steht am Rande der Katastrophe. Eine arge wirtschaftliche Krise, wie sie der Osten kaum je vorher erlebt hat, erschüttert den Staat. Die niederen Zolltarife, die Vorzugssätze, die für die Einfuhr billiger, maschinell hergestellter europäischer Waren gewährt werden müssen, verdrängen die einheimischen Güter und hemmen die Entwicklung einer bodenständigen nationalen Industrie. Die chinesischen Unternehmer und Kaufleute können sich nur damit helfen, daß sie die Erzeugnisse der Heimindustrie so niedrig bezahlen wie noch nie vordem. In den Städten arbeitet der Kuli buchstäblich für eine Handvoll Reis. Auf dem flachen Land, wo die grausamen Steuerbeamten fast unbeschränkte Vollmacht haben und die Grundbesitzer den Pachtzins rücksichtslos herauspressen, fühlt sich der Bauer bis aufs Blut ausgebeutet.

Die Eigentümer des von ihm bestellten Bodens leben häufig in den Städten und lassen den Pachtzins durch Verwalter einziehen, während der Bauer mit seiner zahlreichen Familie den ewig sich wiederholenden Kampf gegen Dürre, Heuschrecken, Unkraut, Überschwemmung und Mißwuchs führt. Erscheinen die Steuervögte im Dorf, um die eben eingebrachte Ernte von der Tenne fortzukarren, das Vieh wegzutreiben und in den lehmgestampften Stuben nach verborgenen Töpfen zu graben, so kommt es fast immer zu Aufläufen der Einwohnerschaft und Wutausbrüchen. Im Winter zwingt die Not den Bauern, zum Dorfwucherer zu gehen, der für unerhört hohe Zinsen Geld verleiht, Saatgetreide ausgibt oder die nächste Ernte bevorschießt, damit die Landleute auf der eigenen hingebungsvoll gepflegten Scholle nicht

Geschäftsstraße in Schanghai. (Nach einem Aquarell um 1850)

verhungern. Das Dreigestirn Steuerbeamter, Pachtherr und Dorfwucherer saugt der Reihe nach, in einem nie endenden Kreislauf den Bauern aus, der, zum Gerippe abgemagert, seiner Kinder wegen dennoch weiterwerkt und für seine Peiniger nur dazu gut ist, die nächste Ernte vorzubereiten, die sie ihm oft bis auf das letzte Reiskorn entwenden.

Die Niederlassungen der Fremden an der Küste mit ihren Sondergesetzen, die Exterritorialität der Konzessionen mit ihrem Asyl für dunkle Existenzen und Verbrecher, sind der chinesischen Obrigkeit unzugänglich. Hochverräter, Verschwörer, ehrgeizige Generäle und verlotterte Beamte finden einen sicheren Unterschlupf im Hoheitsgebiet der Ausländer in Schanghai, Kanton, Fu-tschou, Hongkong oder Amoy.

Bald nach dem Opiumkrieg breitet sich ein neuer Geheimbund aus, der seine Anhänger aus den alten Bünden des Südens gewinnt. Die früheren geheimen Verbände, die »Weiße Wasserlilie«, die »Gesellschaft zum reinen Tee«, die »Wohlmeinende

Gesellschaft des Roten Drachens« und der »Dreieinigkeitsbund«, hatten alle mehr oder weniger die Wiedereinsetzung der alten nationalen Dynastie der Ming erstrebt, von der angeblich noch einige Nachkömmlinge leben.

Das Volk der Ming war im Yang-tse-kiang-Tal, im Stammesland der Ming-Kaiser, anscheinend unsterblich, und da das Tragen des Mandschu-Zopfes seit alters als Zeichen der Loyalität gegenüber der Regierung galt und nicht vermieden werden konnte, hatte die Bevölkerung im Süden des Reiches ein Mittel gefunden, sich getarnt zu den Ming zu bekennen. Unter der Hand wurden kleine schwarze Satinkäppchen mit angenähtem künstlichem Zopf verkauft; wer sie aufsetzte, erfüllte seine Pflicht, der befohlene Zopf hing ihm über den Rücken, dennoch war er jederzeit in der Lage, ihn und das Käppchen abzunehmen wie einen Hut, der in der Hitze lästig geworden war.

Am 25. Februar 1850 war Kaiser Hsüan-tsung in Peking gestorben. Sein neunzehnjähriger Sohn Tschu folgte ihm als Kaiser Wen-tsung auf den bereits gefährdeten Thron.

Den Regierungswechsel mit seinen inneren Kämpfen am Kaiserhof nützte der Führer eines Geheimbundes, der unter dem Namen T'ai-p'ing, »Großer Friede«, in den letzten Jahren die Gegend von Kanton unsicher gemacht hatte, dazu aus, einen Aufstand zu entfesseln.

Der Gründer des Bundes war der bei den Staatsprüfungen durchgefallene, ehrgeizige Dorfschullehrer Hung Siu-tsuen aus einem Dorf nahe Kanton. Hung Siu-tsuen, den der Missionar Gützlaff einige Zeit im Christentum unterrichtet hatte, verstand den Sinn der christlichen Lehre nur halb und mischte chinesische Mythologie, buddhistischen Mystizismus und christliche Glaubenssätze zu einem Programm vom »himmlischen Reich des höchsten Friedens«. Er predigte das Himmelskönigreich »Tinkwok« und machte sich zum Propheten einer chinesischen Spielart des tausendjährigen Friedensreiches. Da allein seine, selbst nach chinesischen Begriffen, ausgedehnte Vetternschaft an zwanzigtausend Köpfe zählte, verfügte Hung bald über eine ansehnliche Privatarmee, die sich durch Zulauf aus der entrechteten, ausgebeuteten und verarmten Bevölkerung rasch vermehrte. Der Haß gegen die harte, zudem gedemütigte Mandschu-Dynastie bot einen guten Nährboden für die Geheimgesellschaften des Südens,

Kaiserliche Truppen werfen in Nanking den Aufstand der T'ai-p'ing nieder. (Chinesische Darstellung aus dem Jahre 1853)

und so durfte der T'ai-p'ing-Aufstand mit starkem Widerhall in den Volksmassen rechnen.

Gleich bei Beginn der Unruhen zeigte es sich, welches Unmaß an Zorn und Haß sich aufgespeichert hatte. Die T'ai-p'ings wüteten mit Mord und Brand in den Provinzen, die sie durchzogen. Die entfesselten Scharen der Entwurzelten, von der Scholle Getriebenen und Habenichtse stürzten sich wie Wölfe auf die Besitzenden. Hinter den Banden blieben nur Trümmer und Leichen.

Da sich der Aufruhr sehr schnell über die Provinzen Kuang-tung, Huan, Hopei, Kiang-si und Kiang-su, ja bis Tsche-kiang und Kuei-tschou ausbreitete, sah es aus, als seien die unseligen Zeiten der Streitenden Staaten oder der sich befehdenden Fünf Dynastien wiedergekehrt. Als erste größere Stadt fiel 1852 Wu-tschang den Rebellen in die Hand; im nächsten Jahr standen sie vor der südlichen Kaiserstadt Nanking, plünderten sie, äscherten

sie teilweise ein und besetzten die Purpurhügel, auf denen der »Prophet« Hung nun als Gegenkaiser der »Dynastie T'ai-p'ing« residierte. Bei einem ungestümen und wilden Vorstoß nach Norden gelang es den Aufständischen sogar, Peking zu gefährden, doch fanden sie unter der nüchternen und kaisertreuen Bevölkerung des Nordens weniger Sympathien als im Süden. Sie mußten vor den Truppen des Mongolengenerals Seng-ko-lin-sin zurückweichen.

Zu gleicher Zeit überflutete der Hoang-Ho seine Deiche, verlegte neuerdings seinen Lauf und mündete wieder nördlich von Schantung in den Golf von Tschili. Damit endete der Aufstand vorerst in Schlamm, Regen und Blut, behielt aber im Süden seine Herrschaftsgebiete.

Nach kurzem verschlimmerten sich auch allerdings hier die Verhältnisse, im schwer betroffenen Schantung jagte eine Bauernerhebung die andere, und die T'ai-p'ing-Armee erschien jetzt vor Schanghai. Außerdem begannen sich die Außenprovinzen zu rühren; die Mohammedaner in Yünnan und Turkestan versuchten sich selbständig zu machen, Hochwasser verwüstete die fruchtbaren Lößlandschaften, und der Aufruhr griff auf die bisher ruhigen Provinzen Anhui und Honan über.

Die Mandschu-Dynastie häufte neue Schande auf sich, als sie bei der Verteidigung der Nordprovinzen und beim Zurückdrängen der Rebellen nach Nanking die militärische Hilfe der verhaßten Fremden in Anspruch nahm und ein Korps englischer Truppen unter Major Gordon zu Hilfe rief.

Wer bisher noch an der Schwäche des Kaiserhauses und der Regierung zweifelte, wird eines Besseren belehrt. Millionen ostasiatischer Zuschauer des Trauerspiels erkennen ergriffen und erschüttert, daß die in Jahrtausenden geschaffene Größe Chinas und der über jeden Vergleich erhabene Ruhm des Drachenthrones wie trockener Sand zerbröckelt. Um so unheimlicher prägen sich Gewalt und Gefahr, die von den fremden Teufeln drohen, den benachbarten Völkern ins Bewußtsein.

Eine verhältnismäßig kleine britische Armee marschiert gleichsam nebenbei 1852 zu einem zweiten Burmafeldzug aus und erobert in schnellen Vorstößen ganz Unterburma, das dem Kolonialreich einverleibt wird.

Die Aufregung in Japan ist beispiellos, als nach allen diesen

Geschehnissen unversehens ein Geschwader von Kriegsschiffen, unter dem sich einige Dampffregatten befinden, vor seinen Küsten auftaucht.

Diese Kriegsflotte, auf deren Masten das Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Nordamerika weht, geht am 8. Juli 1853 in der Yedobucht, etwa dreißig Meilen von der Hauptstadt Tokio entfernt, vor Anker.

Eine neue Großmacht betritt damit die Bühne des Pazifischen Raumes: die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In den stürmischen Goldgräberjahren waren die Vereinigten Staaten in den fernen Westen ihres Kontinents vorgedrungen und hatten die neuen Staaten Oregon und Kalifornien der Union eingegliedert. Sie hatten feierlich die Forderung erhoben, daß ihr Erdteil eine politische Einheit sein müsse, daß die Monroe-Doktrin von 1823 nicht nur gegenüber Europa, sondern auch für den Osten zu gelten habe und daß es höchste Zeit sei, das Eindringen östlicher Mächte in den amerikanischen Kontinent zu verhindern.

Mit den USA nimmt eine junge, aufstrebende Industriemacht Einfluß auf die Geschichte des Fernen Ostens. Sie verfügt gerade in jenen Jahren über eine beachtliche Handelsmarine, weil die Notwendigkeit, eine leistungsfähige Verbindung zwischen der Pazifischen Küste und der industrialisierten Ostküste herzustellen, zahllose Reeder veranlaßt, Schiffe zu bauen, die zudem den einträglichen Routendienst um Kap Hoorn zu den reichen Goldgräberstaaten betreiben können. Nach dem Abflauen des ersten Goldrausches und dem besseren Ausbau der Landverbindungen suchen die amerikanischen Handelsschiffe einen Ersatz für ihr schwindendes Geschäft an jenen Küsten Asiens, wo die harte Konkurrenz der älteren Industriemacht England noch nicht allzu spürbar ist.

Deshalb schließen sich die USA nach Beendigung des Opiumkrieges der Aktion der europäischen Mächte an und fordern und erhalten durch ihren Gesandten Caleb Cushing Handelsrechte, Exterritorialität und Anteil am Chinageschäft. Als aufstrebende pazifische Macht wollen sie sich weitere Märkte erschließen.

Der Blick der Regierung in Washington ist auf das Inselreich Japan gerichtet, das sich bisher mit Ausnahme des geringfügigen

Handels, der über Deschima und Nagasaki läuft, streng gegen jeden ausländischen Warenverkehr abgeschlossen hat; in Deschima sind allerdings nur Holländer und Chinesen zugelassen, und diesem Zustand will Washington ein Ende bereiten.

Das Geschwader vor der Yedobucht führt Kommodore Matthew C. Perry. Die Erinnerung an die Betätigung der englischen Flotte im Opiumkrieg mit China ist in Japan noch recht lebendig; man weiß, was der Wink mit den auf die Küste gerichteten Geschützrohren der fremden Schiffe bedeutet. Von der eigenen Unterlegenheit überzeugt, nimmt die Regierung des Schoguns von Tokio das ihm überreichte Schreiben des amerikanischen Präsidenten in Empfang.

Die Amerikaner wollen nichts überstürzen und lassen Japan eine Frist zur Überlegung. Ihr Geschwader lichtet die Anker und nimmt Kurs auf die chinesische Küste.

Der japanische Reichsrat sieht sich vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt, die nicht weniger als den Bruch mit einer jahrhundertealten Tradition verlangt.

Ein Jahr vor dem Erscheinen der amerikanischen Flotte ist in Tokio das Geschichtswerk »Dai Nihon Schi«, ein Sammelwerk des Prinzen Komo von Mito aus dem Jahre 1715, gedruckt worden. Das Buch ist in kürzester Zeit zur Bibel der nationalen Erneuerung für die gebildeten Kreise geworden. Die ritterliche Jugend des Inselreiches träumt von alter »Kaiserherrlichkeit«, von den Helden der Vergangenheit, die im treuen Dienst für den Tenno gefallen sind. Allenthalben schwärmt man von der großen Idee eines erneuerten Reiches. Die »Kokugaka-Schule« und die Lehren ihres vor kurzem verstorbenen Leiters Hirata Atsutane fordern die Rückkehr zum altjapanischen Schintoismus und die Wiederherstellung der gottähnlichen Machtstellung des Kaiserhauses; sie vereinigen sich mit dem Überschwang einer Jugendbewegung, die sich gegen das starre System der Schogunenherrschaft wendet. Auch innerhalb der Fürstenschaft, der durch die Schogunatsregierung entmachteten Großvasallen, wird die Opposition heftiger. Die reichen Händler in den Städten ersehnen ausgeweitete Handelsbeziehungen, die ausgebeuteten Bauern knüpfen ihre letzte Hoffnung an den Kaiserpalast in Kyoto. Alle Schichten der Bevölkerung erörtern leidenschaftlich die Frage, die Kommodore Perry an Japan gestellt hat. Entschieden aber wird das Problem

immer noch im Schogunpalast O-Schiro zu Tokio, wo die Regierungspartei zum erstenmal glaubt, den Weg des geringeren Widerstandes wählen zu müssen; sie beschließt, auf die Vorschläge Amerikas einzugehen.

Als die Flotte im Februar 1854 zurückkehrt, erhalten Perry und sein Gefolge die Erlaubnis zum Landen.

»Malerische Konferenzen finden daraufhin in dem kleinen Dorf Yokohama statt. Geschenke werden ausgetauscht: die erlesensten Lackgegenstände und die schönsten Brokate gegen einen Satz telegraphischer Instrumente, eine Miniaturlokomotive und eine Auswahl landwirtschaftlicher Geräte, tödliche Waffen und Whisky. Das ist der erste Vorgeschmack, den das alte Japan von der modernen Zivilisation empfängt[16].«

Am 31. März 1854 wird der epochemachende Vertrag von Kanagawa unterzeichnet, der den USA die Einrichtung von Konsulaten erlaubt und den amerikanischen Schiffen gestattet, eine beschränkte Anzahl von Häfen als Versorgungsbasis zu benützen. Das Tor steht offen, Japan hat dem Pochen der eisernen Faust nachgegeben und betritt einen neuen, umwälzenden Abschnitt seiner Geschichte.

Unterdessen geht der Abstieg Chinas weiter.

Die Opiumeinfuhr beträgt im Jahre 1854 achtundsiebzigtausend Kisten; aus den fünf Vertragshäfen ergießt sich die rapid anschwellende Giftflut über das Land. Der Kaiser lebt in Peking in mittelalterlicher Pracht fern der Wirklichkeit und glaubt, dem schon hereingebrochenen Unheil mit leeren Verordnungen begegnen zu können.

Was nützen die papierenen Befehle aus Peking, daß jeder Mandarin seinen Kopf und Schild verliert, der Opium raucht, wenn niemand da ist sie durchzuführen? Was bedeuten die kaiserlichen Verbote, Mohnfelder anzulegen, wenn geschäftstüchtige Unternehmer in entfernten Provinzen die Bauern zwingen, Mohn auf meilenbreiten Fluren anzubauen, und wenn die Ernte indischer Mohnäcker China überschwemmt?

Der Handel blüht und siegt über Menschlichkeit und Vernunft.

Durch die Öffnung der fünf Häfen hat das Geschäft der Engländer in China einen derartigen Aufschwung genommen, daß es zu einem der wichtigsten Posten ihrer Bilanz geworden ist. Die Teeklipper veranstalten alljährlich Wettrennen rund um den halben Erdball, um möglichst rasch mit der neuen Ernte die Londoner Teebörse zu beliefern. Chinaporzellane, Schantung- und Honanseide, Jade, chinesische Antiquitäten und Lackarbeiten werden zu beliebten Handelsobjekten der europäischen Märkte, und so geschieht es, daß trotz der verbrieften Handelsvorteile die englische Handelsbilanz gegenüber China bald ein durch Einfuhren entstandenes Jahresdefizit von dreizehn Millionen Pfund aufweist.

Man braucht, um noch mehr Gewinne zu erzielen, vorteilhaftere, noch kräftiger den britischen Partner einseitig begünstigende Geschäftsbedingungen, als man sie im Vertrag von Nanking erzwungen hat.

Den Anlaß zur nächsten Erpressung Chinas, das, ohnmächtiger denn je, durch den fortdauernden T'ai-p'ing-Aufstand zerrissen, auf dem Boden liegt, liefert ein Vorfall, der sich in Kanton – in der alten Stadt des Unheils – ereignet.

Am 8. Oktober 1856 läuft eine »Lorcha«, eine auf europäische Art getakelte chinesische Dschunke mit dem Namen »Arrow« von Whampoa her in den Hafen von Kanton ein. Das Schiff wird von einem Kapitän und dreizehn Mann gesegelt, auf dem Hauptmast weht der Union Jack, denn es ist im englischen Schiffsregister eingetragen. Da die Lorcha die chinesische Zollstation hochmütig übersieht und den Kai der englischen Kaufleute ansteuert, wird sie von einem chinesischen Polizeiboot aufgebracht. Bewaffnete steigen an Bord und holen die britische Flagge vom Topp, die Besatzung wandert ins Gefängnis.

Wegen dieses Vorfalls protestiert der englische Konsul unter Hinweis auf den Vertrag von Nanking.

Der Gouverneur von Kanton meint, es sei am einfachsten, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, indem er die festgenommene Besatzung der »Arrow« wieder in Freiheit setzt und das beschlagnahmte Schiff freigibt. Der englische Konsul jedoch, der längst einen Anlaß zum Eingreifen sucht, findet sich mit dem Zurückweichen der chinesischen Behörde nicht ab und fordert eine Entschuldigung und strenge Bestrafung des verantwortlichen Polizeioffiziers. Diese unverschämte Forderung ist selbst den friedens-

bereiten Chinesen zuviel. Sie antworten damit, daß sie die »Arrow« neuerdings sicherstellen und die Besatzung abermals verhaften.

Darauf hat England nur gewartet.

Am Nachmittag des 11. Oktober wird Kanton von dem Donner britischer Schiffsgeschütze aufgeschreckt. Eilboten segeln von der Tigerpforte heran und melden, daß die englischen Kriegsschiffe dabei seien, Truppen zu landen.

Herr Yeh, der Gouverneur Kantons, reagiert wie einer der alten Weisen, die er mit höchster Verehrung studiert; er tut nichts gegen den Angriff und vertraut darauf, daß sich das alte chinesische Sprichwort bewahrheitet: »Zwei Porzellantöpfe braucht es, wenn es Scherben geben soll.« Durch Nichthandeln denkt er den Zorn der Fremden zu besänftigen und die Angelegenheit zu erledigen.

In der großen Hafenstadt ist jedoch der Tag vor nunmehr siebzehn Jahren nicht vergessen, an dem die »rotborstigen Teufel« einbrachen und ganze Stadtviertel in Flammen aufgingen. Die Agitation der T'ai-p'ing-Leute für das nationale Reich himmlischen Friedens wirkt auch unter dem elenden Proletariat der Slums, dazu kommt noch ein besonderer Grund des Fremdenhasses: Der schändliche Menschenhandel, den die Europäer seit einiger Zeit betreiben.

Bald nach ihrer Landung in den Vertragshäfen hatten englische geschäftstüchtige Unternehmer eine neue Quelle der Bereicherung entdeckt: den wimmelnden Menschenüberfluß Chinas. Die Kais und Magazinviertel quollen ja beinahe über von abgemagerten und halbverhungerten Lumpengestalten. Dieses Reservoir spottbilliger Arbeitskräfte bot einen glänzenden Ersatz für den 1833 durch Gesetz verbotenen Handel mit Negersklaven.

Das britische und französische Kolonialreich ist riesengroß, überall schreien dort leere, an Naturschätzen reiche Räume nach menschlicher Arbeitskraft. Wo wäre sie wohlfeiler zu finden als unter den verhungerten Massen Chinas?

Unkontrolliert durch die Regierung, war der Kulihandel aufgeblüht. Zu Tausenden in den engen Zwischendecks zusammengepfercht, werden die »Angeworbenen« nach Britisch-Indien, seit 1842 auch nach Mauritius, seit 1845 nach Britisch-Westindien, später nach Natal in Südwestafrika und selbst auf die Fidjiinseln

verfrachtet. Frankreich ahmt das Beispiel bald nach und exportiert Kulis nach Réunion, Guayana und Französisch-Westindien. Es sind viele Tausende von armen Chinesen, die auf solche Weise in ferne Kolonien verpflanzt werden. Es sind aber auch Hunderte auf abenteuerlichen Wegen wieder zurückgekehrt, um daheim zu berichten, wie verachtet, ausgenützt und geschunden der Chinese auf den Plantagen, in den Bergwerken, beim Eisenbahnbau, auf den Werften und in den Docks der weißen Herren sei.

Diese Erzählungen der Heimgekehrten schüren den Haß gegen die Fremden aufs höchste.

Als die englischen Truppen in die Vorstädte Kantons eindringen, bricht der Vulkan auf. Pöbelmassen wälzen sich durch die Straßen und brechen plündernd in die Villen, Kaufhäuser, Magazine und Wohnungen der Europäer ein. Die chinesische Polizei ist machtlos. Nach kurzem quillt der dunkle Rauch von Bränden aus den westlichen Vororten.

Die britischen Einheiten müssen sich, nachdem sie ganze Häuserzeilen am Rande Kantons niedergebrannt haben, auf die Schiffe zurückziehen.

Die gewünschte Gelegenheit für England, einen neuen Krieg mit weitgesteckten Zielen gegen das Reich der Mitte zu führen, scheint damit gekommen. Schon träumen einzelne Heißsporne in London davon, mit China ähnlich wie mit Indien zu Zeiten des Lord Clive zu verfahren und die besten Teile des gelben Reiches in britische Kolonien zu verwandeln; da tritt ein Ereignis ein, das auch dem weltbeherrschenden Großbritannien die Grenzen seiner Macht und seines kolonialen Imperialismus absteckt.

Im Februar 1857 meutern zu Barrackpur in Indien die Sepoyregimenter, ein schrecklicher Aufstand breitet sich über das ganze nordindische Kolonialgebiet aus.

Bei den Unruhen in Kanton sind auch amerikanische und französische Bürger zu Schaden gekommen; deshalb bieten Frankreich, Rußland und Amerika ihre Hilfe bei der notwendig erscheinenden Züchtigung der Chinesen an. England, das sich infolge des indischen Sepoyaufstandes in einer unangenehmen Lage befindet, muß das Anerbieten annehmen.

Gouverneur Yeh jedoch meint, die Angelegenheit sei mit dem Abzug des englischen Landungskorps erledigt. Er tut nichts, um Kanton zu sichern, veranlaßt auch die Regierung in Peking nicht,

geeignete militärische Maßnahmen zu treffen. Er wartet, er schreibt Verse und malt Bilder nach dem Vorbild der alten Meister.

Er wird in wenigen Wochen aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckt werden, wenn die alliierte Flotte vor Kanton aufkreuzt.

Die Imperialisten

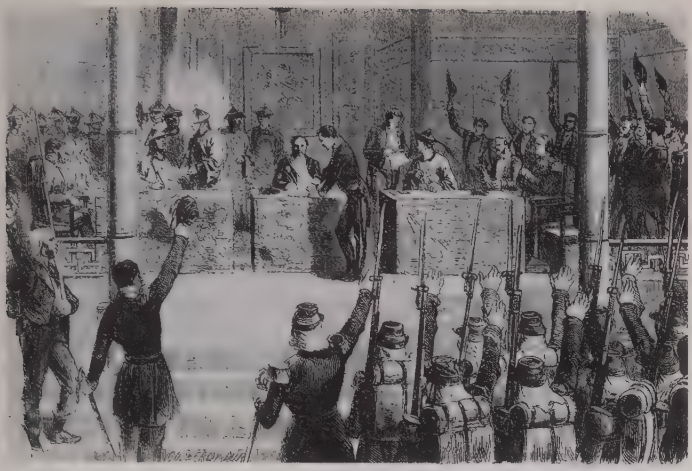
In Frankreich regiert der ehrgeizige und auf die Erneuerung bonapartistischer Glorie bedachte Napoleon III., der überall nach Gelegenheiten ausspäht, die wiedererlangte Großmachtstellung Frankreichs zu beweisen. Er schickt ein Geschwader unter Admiral Rigault de Genoully nach China. Ende November 1857 folgt eine britische Flotte unter Konteradmiral Seymour. Diese alliierte Schiffsansammlung beginnt ohne Warnung die Beschießung Kantons.

»Die Kanonen dröhnten wie eine Million Donnerschläge, und brennende Straßen erhellten den Himmel. Die lokale Bürgerwehr organisierte den Widerstand und vermochte zwei Tage lang dem Vordringen der Fremden Einhalt zu gebieten. Aber am dritten Tage bahnten sich englische und französische Soldaten den Weg in die Stadt. Auf den Befestigungswerken Kantons wurden rote Fahnen gehißt, die Übergabe der Stadt anzuzeigen . . .[17]«

Der chinesische Widerstand bricht zusammen; die Gewalt der europäischen Waffen entscheidet über Recht oder Unrecht.

Gouverneur Yeh erwartet die fremden Offiziere gelassen in seinem Palast, er trägt sein seidenes Amtskleid, die Mandarinmütze und die wippende Pfauenfeder. Der Kapitän, der ihn als Gefangenen fortführt, hat Takt genug, ihm eine Sänfte zur Verfügung zu stellen, aber vom Gefolge dürfen ihn nur sein Adjutant, sein Friseur und zwei Diener begleiten.

Auf dem nächsten Schiff, das nach Bengalen ausläuft, bringt man ihn nach Kalkutta. Dort überläßt man ihm einen im chinesischen Stil gebauten Bungalow, in dem er die beiden letzten Jahre seines Lebens der Poesie, Malerei und dem Studium der Klassiker widmet.



Unterzeichnung des Vertrags von Tientsin am 27. Juni 1858 zwischen Frankreich und China. (Darstellung eines Augenzeugen)

Er stirbt in der »Halle, in der das Meer ruhig ist«. Die englische Regierung achtet seinen Wunsch und erlaubt, daß der Leichnam nach China geschafft wird, um in der Grabstätte der Ahnen beigesetzt zu werden.

Ganz Kanton trauert um ihn und singt die Ballade, die zu seiner Ehre gedichtet worden ist:

»Du kämpftest nie!
Schließt keinen Frieden
und bereitest auch keine Verteidigung vor.
Du stirbst nie für die Pflicht,
ergibst dich nicht
und fliehst auch nicht um deiner Sicherheit willen.
Es ist die Hochherzigkeit eines Ministers
und die Vollendung eines Statthalters,
die nicht ihresgleichen haben in der alten,
die nicht ihresgleichen haben in der neueren Geschichte [18].«

Im Jahre nach dem Angriff auf Kanton sammelt sich die alliierte Flotte abermals in Hongkong und dampft nordwärts. Unerwartet erscheint sie im Golf von Tschili und beginnt mit der Beschießung von Tientsin, der Hafenstadt von Peking.

Die militärische Aktion löst am Kaiserhof eine Panik aus, zeigt sie doch, daß die fremden Teufel diesmal das Herz des Reiches treffen wollen. Kaiser Wen-tsung entsendet sofort eine Friedensdelegation, im Statthalterpalais zu Tientsin kommt es zu Verhandlungen mit Engländern und Franzosen, an denen auch bald Rußland und die USA teilnehmen. Die Waffen schweigen.

Im Juni 1858 können die vereinbarten Friedensverträge, die den Alliierten neue Vorteile bringen, unterzeichnet werden. Die chinesische Delegation reist zur Hauptstadt zurück, um die Urkunden dem Kaiser zur Ratifizierung vorzulegen.

China faßt die Waffenruhe allerdings nur als willkommene Zeitspanne auf, die lang vernachlässigte Rüstung in Eile nachzuholen. Jetzt, während der Feind zwei Tagesmärsche vor Peking steht und seine Schlachtschiffe den Golf von Tschili durchpflügen, will das Reich der Mitte nachholen, was es in vielen Jahren sträflich versäumt hat. In fliegender Hast zieht man die mandschurischen Elitetruppen heran, rüstet die Tatarenarmee mit rasch zusammengekauften Gewehren aus und erwirbt für teures Geld von US-amerikanischen Händlern moderne Geschütze.

Im Jahre 1840 hatte der schwedische Baron von Wahrendorff in seiner Eisengießerei zu Aker aus Gußstahl die ersten Hinterladerkanonen hergestellt, die gegenüber den Vorderladern sehr wesentliche Vorteile, besonders bei Kasematten- und Schiffsgeschützen boten. Diese Neuerung verbesserte der italienische Artilleriekapitän Cavalli 1847, indem er gezogene Rohre erzeugte, die dem Geschoß eine Achsendrehung gaben und damit die Treffsicherheit bedeutend erhöhten. Fast alle europäischen Armeen und Flotten haben sich in den vergangenen Jahren auf diese modernen Geschütze umarmiert. Kurz vor Ausbruch des Krimkrieges, den beinahe ganz Europa gegen Rußland führt, baut England ein neues Geschütz, die »Lancaster-Kanone«, die sich dadurch kennzeichnet, daß der Rohrquerschnitt elliptisch und das Geschoß ein Ellipsoid ist. Diese Kanonen erweisen im Krimkrieg ihre Unbrauchbarkeit und werden aus den Beständen der Armee und Flotte ausgeschieden. Zugleich geht die englische Artillerieproduk-

tion in die Hände von Privatunternehmern über. Die Firma Armstrong und ihre Konkurrentin Whitworth bauen nun Gußstahlgeschütze mit gezogenen Rohren. Frankreich besitzt die vorzügliche La-Hite-Kanone. Die Preußen lassen ihre ebenfalls vortrefflichen Geschütze bei Krupp in Essen gießen. Und sogar die US-Amerikaner sind dabei, in Pittsburg und anderswo moderne Kanonen herzustellen. Bei all dieser eifrigen Entwicklungsarbeit geht es nicht ohne Fehlkonstruktionen und Erzeugnisse mit erheblichen Mängeln ab; die Verbesserungen liegen in ständigem Wettlauf miteinander. Kaum hat eine europäische Großmacht ein neues Geschütz eingeführt, so kommt schon die Nachricht, der Nachbar habe ein besseres oder weittragenderes Geschütz herausgebracht. Was aber soll mit den noch neuen und schon wieder überholten Modellen geschehen? Wer soll zum Beispiel die Fehlkonstruktion der englischen Lancaster-Kanone bezahlen?

Staaten ohne eigene Schwerindustrie, die sich rüsten wollen, müssen Teile des Steueraufkommens ihrer Bevölkerung zum Ankauf von Waffen im Ausland verwenden. In weiser Erkenntnis dieser Tatsache erwerben amerikanische Geschäftsleute die englischen Vorräte an Lancastergeschützen samt Munition sehr billig und sind gern bereit, sie an China zu veräußern, das jetzt moderne Waffen braucht, koste es noch so viel. Das Geschäft kommt zustande.

China zögert die Ratifizierung des Präliminarfriedens von Tientsin immer weiter hinaus und benützt die dadurch gewonnene Frist, die Taku-Forts bei Tientsin mit Hinterlader-Gußstahlkanonen Modell »Lancaster« zu bestücken.

Die Absichten der Chinesen bleiben auch den Befehlshabern der alliierten Flotte nicht verborgen. Sie drängen von Monat zu Monat entschiedener auf die kaiserliche Bestätigung des wohl vereinbarten, aber noch nicht gültig gewordenen Vertrages. China antwortet jedesmal ausweichend und beweist ein Jahr lang in der Anwendung aller Verzögerungspraktiken seine diplomatische Kunst. Schließlich erklärt Lord Elgin, der zusammen mit dem Franzosen Baron Gros das Kommando führt, die Waffenruhe für beendet und erscheint im Juni 1859 mit einer Landungsflotte vor Tientsin.

Die Taku-Forts eröffnen das Feuer und beschießen mit ihren englischen Lancaster-Geschützen englisch-französische Schiffe,

und wenn auch die in England ausrangierten Kanonen nicht viel taugen, richtet ihr Geschoßhagel doch große Verluste unter den überraschten Alliierten an; die Flotte zieht sich zurück, um noch mehr unnötige Ausfälle zu vermeiden.

Die chinesischen Beamten verstehen immer noch nicht die Mentalität der Europäer. Für sie bedeutet das Verschwinden der Flotte das Eingeständnis einer Niederlage; sie glauben, diese Runde im Kampf sei für China entschieden, und da sie dem vermeintlich geschlagenen Feind goldene Brücken bauen wollen, befehlen sie den Abmarsch ihrer an der Küste lagernden Armeen und heben in unvorstellbarem Leichtsinn die Alarmbereitschaft der Taku-Forts auf.

Imperiale Mächte wie England und Frankreich können schon um ihres Prestiges willen keine Niederlage von einer außereuropäischen Armee hinnehmen. Ihre Flotte ist vor Tientsin nur zurückgewichen, um sich für den Hauptschlag zu verstärken.

In Hongkong sammelt Lord Elgin achtzehntausend Mann Kolonialtruppen und an zweihundert Schiffe. Frankreich schickt neuntausend Mann und neununddreißig Schiffe nach Schanghai. Die Landungskorps stehen unter dem Befehl des britischen Generals Hope-Grant und des Franzosen Cousin-Montauban.

Mitte Juli 1860 steigen die Masten der alliierten Flotte erneut über die Meereskimmung vor Tientsin herauf. Am 19. Juli setzt das Feuer der Schlachtschiffe auf die Taku-Forts ein. Diesmal wissen die Engländer genau, daß hinter den von Kiefern bewachsenen Sanddünen lediglich Lancaster-Geschütze eingebaut sind; sie kennen die Reichweite dieser Kanonen und halten sich außer ihrem Schußbereich, während ihre eigenen Kanonen die Chinesen zusammenschlagen.

Es dauert dennoch bis zum 21. August, bevor das letzte Geschütz der Taku-Forts schweigt und die Landungsoperation beginnen kann. Europäische Infanterie, indische Sepoys, Gurkhas französische Turkos und Zuaven erstürmen mit aufgepflanztem Bajonett die hundertmal umgeackerten Schuttberge der Forts. Sie erbeuten die Reste von 518 Lancaster-Kanonen und dringen siegestrunken in die schöne Hafenstadt Tientsin ein.

Beim Vormarsch auf Peking stoßen sie jedoch auf die berühmten Reiterkorps des mandschurischen Generals Schêng-pao. So weit der Blick über die gelbe Ebene schweift, ist sie bedeckt mit

den aufgesessenen Schwadronen. General Schêng-pao, angetan mit der gelben Ehrenjacke, den roten Rubinknopf des höchsten Mandarinranges auf dem mongolischen Spitzhelm, trägt selber das rote Drachenbanner.

Hunderttausend Pferde setzen sich in Bewegung, ihre Hufe trommeln aus dem Lehm der abgeernteten Felder Wolken gelben Staubes. Wohlgeordnet stehen die weitausgezogenen Linien der europäischen Infanterie, dazwischen die Feldgeschütze. Bewegungslos erwarten die Regimenter die Wogen der Reiterei.

Kaltblütig lassen die englischen und französischen Offiziere die Attacke nahe kommen, ehe sie die Degen zum Zeichen des Schußbefehls senken. Die Salven knattern, Rauch weht aus den Gewehrläufen und Geschützrohren, die Kartätschen schießen. Die mandschurischen Reitergeschwader stürzen nach den Worten eines chinesischen Augenzeugen »nieder wie Mauern, die zusammenbrechen«. Als einer der ersten bekommt General Schêng-pao eine Kugel ins Gesicht und stürzt aus dem Sattel.

Als die durcheinanderwirbelnde Kavallerie das rote Drachenbanner fallen sieht, flutet sie in wildem Schrecken zurück, und die Fremden behaupten das Schlachtfeld.

Entsetzt über die Niederlage, befiehlt Kaiser Wen-tsung den eiligen Aufbruch der ganzen Herrscherfamilie und des Hofstaates zu »einer herbstlichen Inspektionsreise« nach Jehol, das weit von Peking entfernt ist. Lediglich Prinz Kong, der Bruder des Himmelssohnes, bleibt in der Hauptstadt zurück, deren meilenweite Befestigungsmauern Marschall San-ko-li-sin mit zusammengerafften Eliteeinheiten besetzt.

Inzwischen wird im europäischen Lager bekannt, daß eine Anzahl Gefangener von den Chinesen mit unerhörter Grausamkeit zu Tode gefoltert worden ist. Der französische General Cousin-Montauban rückt sofort zum Vergeltungsschlag vor und erreicht am 5. Oktober das nördlich Peking gelegene Yoen-ming-yoen, die märchenhafte Sommerresidenz der chinesischen Kaiser.

Dieses in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach Plänen der Jesuiten Castiglione und Benoit erbaute Schloß inmitten seiner Gärten, Bibliotheken, Galerien, Pavillons und Pagoden erscheint den Franzosen wie ein riesiges Versailles des Ostens.

Wasserspiele und schöngeschwungene Freitreppen führen zum herrlichen Mitteltrakt der Residenz empor. Eine kilometerbreite

Im Jahre 1860 erstürmten französische Truppen das stark befestigte Peking

gepflegte Parklandschaft umgibt den Palast mit uralten Bäumen, beschnittenen Hecken, zierlich gewundenen, von lackierten Brükken überwölbten Kanälen und Seen, in denen auf Inseln Pavillons und Tempelchen leuchten. Nur vierzig Bogenschützen liegen als Verteidiger in Yoen-ming-yoen, sie werden schnell überrannt.

Staunend stehen die Franzosen in den funkelnden Spiegelsälen unter den golddurchwirkten Baldachinen, vor den schweren bronzenen Räucherlöwen und den bizarren Duftgefäßen. Die Offiziere öffnen kostbar eingelegte Schränke, die voller Schätze sind. Die Soldaten trampeln über Rosenholzparkett, stoßen die Ochsenblut-Porzellan-Vasen, die malachitgrünen Te-hua-Gefäße und die uralten Fünffarbenporzellane aus der Ming-Zeit mit den Gewehrkolben um. Sie durchstreifen die Hallen der Bibliothek, zerren die kostbaren Schriftrollen und die Sammlungen der Tuschemalerei aus den Sandelholzregalen und stopfen sich die Taschen voll mit Jadefigürchen, Elfenbeinschnitzereien und vergoldeten Bronzen.

Als die Eindringlinge hören, daß General Cousin-Montauban und die Stabsoffiziere die besten Stücke der kaiserlichen Prunksäle und Kabinette heraussuchen und einpacken lassen, wird die Plünderung allgemein. Johlend stürzen sich die Soldaten auf die Schätze, raffen zusammen, zerschlagen, reißen herab. Die Scherben unersetzlicher alter Porzellane bedecken die Buchara- und Kirman-Teppiche. Tausendjährige Vasen zersplittern, nur weil das Klirren einem Sergeanten Spaß macht; Seidenteppiche zerfetzen knirschend unter den Fäusten lachender Landsknechte, und zerbrochene Rotweinflaschen ergießen sich über die schillernden Kaiserbrokate des Thronsaales. Es ist, als wollten die Truppen den düsteren Ruf rechtfertigen, den die Europäer bei den Chinesen haben, und beweisen, daß sie Barbaren sind, die mehr zerstören als fortschleppen.

Zwei Tage dauert die Plünderung und Verwüstung der Sommerresidenz; dann erscheinen die englischen Verbände, in deren Begleitung sich der bevollmächtigte Unterhändler Lord Elgin befindet. Einer eben eingetroffenen chinesischen Gesandtschaft erklärt der Lord, er werde als Sühne für die Mißhandlung europäischer Gefangener den Sommerpalast niederbrennen lassen. Am 18. und 19. Oktober wirbeln die Flammen über den Dächern von Yoen-ming-yoen.

Als die Alliierten abziehen, bleiben Palast und Nebengebäude als rauchende Schutthügel zwischen den gefällten Bäumen der Parkanlagen, zwischen den niedergehackten Hecken, zertrampelten Beeten, gesprengten Brücken, verkohlten Pavillons und Tempeln zurück. Der chinesische Widerstand bricht jetzt zusammen. Prinz Kong hat in seiner Verzweiflung die Vermittlung der Russen angerufen und sich zur Unterzeichnung des Friedensvertrages bereit erklärt, den ihm die Sieger vorlegen.

Im Vertrag stimmt China der Niederlassung europäischer Gesandtschaften in Peking zu, gewährt ihren Staatsbürgern Konsulargerichtsbarkeit und gewichtige Handelsvorteile und der christlichen Mission Freizügigkeit innerhalb des Reiches.

Trotz des nochmals leidenschaftlich aufflammenden Widerstandes der chinesischen Regierung wird in die Liste der Güter, die eingeführt werden dürfen, auch das Opium aufgenommen.

Eine besonders harte Demütigung haben sich die Sieger ausgedacht: Sie verlangen die Zustimmung der Chinesen zum Einmarsch der französischen und englischen Truppen in die Kaiserstadt, denn den Friedensvertrag wollen sie nur in der »Verbotenen Stadt« unterzeichnen. Auch diese Schmach muß China hinnehmen.

Am 24. Oktober 1860 rücken je tausend Franzosen und Engländer, geführt von ihren Generälen, mit klingendem Spiel durch die »Pforte des vollkommenen Friedens«, das Tor Ngangting, in Peking ein.

Soldatenstiefel dröhnen durch die Torgewölbe der rosafarbenen Mauer zur Tatarenstadt, sie dröhnen durch den zweiten Ring der »Neun-Drachen-Mauer« zum Kaiserpark, vorüber am Großen Kaisertempel und im Bogen herum zum Chung-hei-See, auf dessen Insel die »Halle der Großmut« steht, weiter zur »Halle der zehntausend Tugenden«, zum Buddhatempel, zur Kaiserbibliothek und vorbei an der »Halle des Purpurglanzes«. Sie marschieren unter schmetternder Marschmusik durch den Nordpark, über die Kamelhöckerbrücke und schwenken ein zum Kohlenhügel, der einen vielfach überdachten Tempel trägt. Ihre Marschmusik hallt wider von der schneeweißen Mauer, als sie durch das »Mittagstor« die »Verbotene Stadt« betreten. Vor ihnen liegt das »Tor der höchsten Harmonie«, und jenseits des »Tores der himmlischen Reinheit« glänzt mit blauglasierten Ziegeln und vergoldeten Dachreitern der »Palast der Himmlischen Reinheit«.

Prinz Kong, der Bruder des Kaisers Wen-tsung, unterzeichnete den Friedensvertrag mit den verbündeten Engländern und Franzosen 1872

Auf dem mit Majolika gepflasterten »Platz des Himmelsglanzes« setzen Infanterie und Kolonialtruppen die Gewehre zusammen; ihre Generäle, Gesandten und Unterhändler schreiten zwischen dem Spalier der im Geraschel der Seidengewänder sich tief verneigenden Mandarine hochmütig die Freitreppe zur Thronhalle hinauf, um dort, in der Herzkammer des Gelben Reiches, die Unterschriften unter den für China schmachvollen Friedensvertrag zu leisten und zu empfangen.

Während des ganzen Feldzuges hat über dem Reich der Mitte die Drohung gelegen, daß auch sein nördlicher Nachbar Rußland sich mit militärischen Aktionen an der Ausplünderung beteiligen könnte. Schon in der Zeit des Krimkrieges der europäischen Westmächte gegen Rußland sind russische Truppentransporte auf dem Amurstrom gesichtet worden; Rußland befürchtete damals eine englische Landung an der Amurmündung. Nun, da ihm infolge seiner Niederlage auf der Krim wieder einmal der Durchstoß zum warmen Meer bei Konstantinopel mißlungen und angesichts der Flottenüberlegenheit der großen Handelsmächte jede Hoffnung geschwunden ist, einen Mittelmeerhafen zu gewinnen, sucht es ein Tor zum Osten am Pazifik.

Graf Murajew setzt die Kolonisation Sibiriens fort und verhandelt, als die Taku-Forts unter dem Feuer der alliierten Flotte liegen, zu Aigun und später zu Tientsin mit den Chinesen über eine neue Grenze am Amur. Hundertfünfzig Jahre lang hat der Vertrag von Nertschinsk seine Gültigkeit behalten; jetzt wird er zerrissen.

Murajews Abmachungen mit China bestimmen, »daß das linke Ufer des Amur bis zur Mündung Besitz des Russischen Reiches, das rechte Eigentum des chinesischen Staates sein soll«.

Als die Franzosen die Sommerresidenz Yoen-ming-yoen plündern, fahren auf dem Amur Flöße und Barken stromabwärts und tragen Soldaten, Neusiedler, Kanonen, Vieh und Vorräte ins menschenleere russische Ostland. Die Blockhaussiedlungen Nikolajewsk, Blagowetschensk und Chabarowsk schießen rasch in die Höhe. China ist ohnmächtig und muß den Dingen ihren Lauf lassen.

Graf Murajew, von Zar Alexander II. zum Grafen Amurski

ernannt, sticht von der Amurmündung aus in See und segelt südwärts. In einer Bucht, welcher er den Namen Peters des Großen gibt, pflanzt er das Banner mit dem Doppeladler auf und sagt: »Hier wird Wladiwostok liegen.«

Der Name ist ein Symbol; er bedeutet »Beherrsche den Osten!«

Auf seiner Weiterfahrt läuft Murajew Japan an und vereinbart mit der durch die Ereignisse auf dem Festland und durch die Landung des Kommodore Perry unsicher gewordenen Schogun-Regierung die Abtretung der Nordhälfte der Insel Sachalin an Rußland. Er nimmt später teil an den schleppenden Verhandlungen zu Tientsin und schickt dem chinesischen Kaiser eine Landkarte, auf der nun auch das weit nach Süden über den Amur vorspringende Ussurigebiet in den Farben des russischen Sibirien verzeichnet ist.

Rußlands Fischzug ist damit noch keineswegs beendet. Als nach dem Zusammenbruch Chinas die verzagte Regierung des Prinzen Kong die Vermittlerhilfe Rußlands anruft, setzt sich auch ein Vertreter des Zaren an den Verhandlungstisch im Thronsaal der »Verbotenen Stadt«. Es ist der erst achtundzwanzigjährige General Ignatiew.

Rußland läßt sich seine Vermittlerrolle teuer bezahlen; China muß nun auch offiziell den Verlust des Ussurigebietes und der Bucht von Wladiwostok anerkennen. Damit wird an den tatsächlichen Machtverhältnissen in diesen Landstrichen freilich nichts geändert, denn die Hammerschläge russischer Sträflinge und Siedler, die an der Bucht Peters des Großen Kasernen, Werften und Häuser errichten, konnte man schon seit längerem vernehmen. Rußland ist einer der Anrainer des Pazifik geworden und steht, Gewehr bei Fuß, in der nordöstlichen Flanke des Gelben Reiches.

Die übrigen europäischen Staaten lassen ebenfalls nicht lange auf sich warten. Sie verlangen von China die gleichen Zugeständnisse, wie sie den abendländischen Seemächten zuteil geworden sind. Am 2. September 1861 erscheint der preußische Gesandte Graf Eulenburg in Tientsin und erwirkt einen Handelsvertrag für alle Staaten des Deutschen Zollvereins; 1862 können Spanien, Portugal und Belgien den gleichen Erfolg verbuchen, 1863 Dänemark. Die europäischen Gesandten dürfen nun zum erstenmal wagen, ins Innere der chinesischen Provinzen zu reisen.

Eine neue Epoche hebt an.

Seitdem Europa alles erreicht hat, was es vom Reich der Mitte wünschte, liegt es im Interesse Englands und Frankreichs, daß in China auch im Innern wieder ruhige und sichere Zustände einkehren. Während der Krieg alle Mandschu-Truppen im Norden beschäftigte, hatten sich in den Landesteilen südlich des Yangtse-kiangs zahlreiche Banden gebildet, die von Plünderung, Raub und Zerstörung lebten; die von ihren Anführern verkündeten politischen Ziele waren nichts als eine Verbrämung verbrecherischer Absichten. Auf dem Purpurhügel zu Nanking herrscht immer noch der halb irrsinnige T'ai-p'ing-Kaiser Hung und regiert selbstherrlich sein »Himmelskönigreich«.

Aus den überflüssig gewordenen englisch-französischen Landsknechten des »Lorcha-Krieges« stellt Oberst Gordon eine Ordnungstruppe auf, die »Ever Victorious Army«, die von der chinesischen Regierung bezahlt wird. Auf Ansuchen des Prinzen Kong erklären sich außerdem die Flottenbefehlshaber bereit, ihre Schiffe zur Bekämpfung der T'ai-p'ings einzusetzen. Eine gemeinsame europäisch-chinesische Operation gegen die Aufstandsherde nimmt ihren Anfang.

Der Feldzug kommt um so leichter zustande, als die Räuberheere der T'ai-p'ings um diese Zeit mit riesigen Horden gegen Schanghai, das Zentrum europäischer Handelsinteressen, vorrükken.

Die großen europäischen Zeitungen veröffentlichen Schilderungen der unglaublichen Greuel, die von den Aufständischen verübt werden. Halb China seufze unter dem Terror der Rebellen, schreiben die Journalisten. Die »Times« bringt Berichte darüber, wie die T'ai-p'ings neue Mitglieder in ihren Geheimbund aufnehmen, die Anwärter müssen Blut trinken, während Weihrauch verbrannt wird; man liest, wie die Aufständischen mit östlicher Phantasie ihre Gefangenen martern und wie sie beim Einrücken in eroberte Städte und Dörfer die Reichen, Vornehmen und Beamten lebendig begraben, köpfen, ihnen die Haut abziehen und sie durch die »Bambustortur« töten. Europa schäumt vor Empörung und fordert scharfe Maßnahmen.

Die Truppe des Obersten Gordon stößt, von Flotteneinheiten unterstützt, im Verein mit dem Mandschukorps von Schanghai nach Nanking vor.

Fast ein Jahr lang verteidigt der mystische »Bruder Jesu« und

»Himmelskönig« die Stadt auf den Purpurhügeln. Bei den ungemein grausam geführten Kämpfen geht unter anderen historischen Bauwerken die weltberühmte Porzellanpagode zugrunde. Im Mai 1864 endet die Tragödie mit einem barbarischen Feuerwerk: Während sich die Soldaten Gordons und die Tataren durch die Flammen der Vorstädte Nankings Bahn brechen, zündet »Kaiser« Hung den Palast auf dem Purpurhügel an und verbrennt sich samt seinen Frauen, Schätzen und fanatischen Anhängern.

Nach diesem grauenhaften Untergang des Rebellenkaisers kämpfen in den Gebirgen Setchuans, Yünnans und Tschekiangs die Geheimbünde, Banditen und Aufrührer noch jahrelang gegen die Mandschu und die Fremdlinge.

Mutige Missionare und menschenfreundliche Ärzte begeben sich trotz aller Gefahren ins Innere des Landes, gründen Kirchen, Spitäler und Stationen, von denen jener Geist des Christentums, der Menschlichkeit und Zivilisation ausstrahlt, der Europas besserer Teil ist.

Nach Beendigung der Chinaexpedition sammelt sich die französische Flotte im Hafen von Hongkong-Whampoa, schifft im Februar 1861 die Truppen überraschend ein und sticht nach Süden in See. Der Himmel ist grau, regenschwere Monsunwolken jagen in der Fahrtrichtung, das Meer gischtet und wogt; kein Mensch auf den Schiffen begreift, weshalb die Heimreise so überstürzt und zu solch ungünstiger Jahreszeit angeordnet worden ist.

Vielleicht hängt der unerwartet schnelle Aufbruch mit der Ankunft jenes eiligen Postschiffes zusammen, das vor drei Tagen qualmend und stampfend aus den Morgennebeln der Flußmündung hervorgekrochen war und sich gegen die rollenden Wasser in dem Hafen vorgekämpft hatte. Die ganze Armee stürzte sich auf die Briefpost, Offiziere und Mannschaften rissen den Postholern die Beutel aus den Händen; man hat lange nichts mehr von der Heimat gehört.

Mit jenem Postdampfer sind auch verschiedene Geheimdepeschen eingetroffen, die der Kapitän sofort auf das Flaggschiff gebracht hat. Der Inhalt dieser mehrfach versiegelten Umschläge mochte wohl der Grund für den jähen Aufbruch des China-Korps sein.

Es geht das Gerücht durch die Mannschaftsverdecks, daß die Armee durchaus nicht auf der kürzesten Route nach Frankreich segle; sie werde auf einen anderen Kriegsschauplatz geworfen. Man glaubt sogar zu wissen, was die Zukunft bringt.

Hat man nicht zu Beginn des Feldzuges gegen China die Truppen aus Cochinchina abgezogen und im kaum eroberten Saigon lediglich eine winzige Garnison zurückgelassen? Vermutlich steht Indochina in Flammen, und das erprobte Korps Montauban soll Feuerwehr spielen.

Jene erste Expedition gegen Indochina zu entsenden, hatte Kaiser Napoleon III. im Jahre 1857 beschlossen; eigentlich jedoch war dieser Krieg das Werk der schönen Kaiserin Eugenie, der geborenen Gräfin Montijo, der ein Pater Pellerin aufregende Dinge aus Indochina berichtet hatte. Unter tausend Abenteuern war er aus Saigon entkommen und erzählte, die Länder am Mekongfluß und am Roten Fluß seien seit dem Opiumkrieg von einer schrecklichen Welle des Fremdenhasses ergriffen. Eine allgemeine Christenverfolgung habe eingesetzt, katholische Geistliche, Missionsschwestern und Ärzte seien verhaftet und auf viehische Weise umgebracht worden. Er selbst sei Augenzeuge der Folterung und gräßlichen Abschlachtung dreier Mitbrüder gewesen.

Die Märtyrer hießen Marchand, Jaccard und Diaz. Zwei der Patres waren Franzosen, der dritte ein Spanier.

Bischof Diaz hatte einst in Andalusien als Beichtvater und Kaplan der gräflichen Familie Montijo gewirkt. Daß er den Tod auf eine so erschütternde Art fand, traf die gefühlvolle Kaiserin mitten ins Herz. Sie machte die Sache der Mission in Indochina nun zu ihrer persönlichen Angelegenheit und veranlaßte ihren Gatten Napoleon, mit Spanien eine Strafexpedition zu verabreden.

Napoleon III. kam dem Wunsch seiner schönen Frau um so lieber nach, weil er vom Schicksal gezwungen schien, sich von jener Woge nationaler Leidenschaft tragen zu lassen, die ihn auf den Thron gehoben hatte. Der von ihm propagierte Bonapartismus bedeutete: Vermehrung der Glorie Frankreichs und Schaffung eines neuen Empires. Wo immer sich in der Welt eine Gelegenheit bot, französischen Waffenruhm zu ernten und für Frankreich Eroberungen zu machen, mußte ein Mann mit dem verpflichtenden Namen Napoleon den Degen ziehen. Dieser fast mystische Zwang hatte längst die Parole vergessen lassen, die Napoleon bei seiner

Erhebung zum Kaiser verkündete. »Das Kaiserreich ist der Friede!« Inzwischen waren französische Truppen in den Krimkrieg gezogen, sie hatten Italiens Kampf gegen Österreich unterstützt, und sie waren nach China ausgefahren.

Sollte dieses kaiserliche, glorreiche Frankreich es hinnehmen, daß seine Schutzbefohlenen von Halbwilden hingeschlachtet wurden?

Die Regierung Napoleons war außerdem auch ein Werkzeug der Bankiers, Großkaufleute und reichen Unternehmer; zwar bedeutete der Märtyrertod von Priestern und das Schicksal der katholischen Mission diesen Kreisen genauso wenig wie die französische Glorie, sie fanden aber höchstes Interesse an neuen Märkten, Rohstoffgebieten und Kolonialräumen. Frankreich hatte im vergangenen Jahrhundert Kanada und Indien an die englische Seemacht verloren und den Rest des einstigen bourbonischen Kolonialreiches in den Napoleonischen Kriegen eingebüßt. Sogar Louisiana war an Amerika verkauft worden.

Indochina konnte ein Ersatz für den Verlust Indiens werden. Die Länder des Fernen Ostens quollen über von einem Reichtum, dessen Gewinnung ein großes Risiko wert war.

Um eine historische Begründung des geplanten Unternehmens brauchte man sich nicht lange zu bemühen. Die Zusammenhänge lagen klar auf der Hand.

Das Kaiserreich Annam, zwischen den Deltas des Roten Flusses und des Mekongs gelegen, war zu Beginn des 17. Jahrhunderts zuerst von dem Jesuitenpater Alexander de Rhodes besucht und missioniert worden. Bald faßte dank der Tätigkeit der Gesellschaft Jesu die christliche Religion festen Fuß. Der Papst setzte auf Anregung des Ordens je einen Bischof in Siam, Cochinchina und Tonking ein, und jeder der drei war Franzose.

Eine »Compagnie de Chine« wurde 1660 gegründet. Ludwig XIV. empfing eine siamesische Gesandtschaft, und ein Prinz aus Bangkok besuchte Versailles. Eine immer engere Verbindung entwickelte sich zwischen Frankreich und den hinterindischen Ländern. Der bedeutendste Sendbote der Mission war der streitbare Bischof Cochinchinas, Pierre Pigneau, apostolischer Vikar von Adran. Von 1767 an wirkte er zweiunddreißig Jahre in Indochina.

Während dieser vielen Jahre eroberte das regierende Fürsten-

haus Nguyên-Hoang fast ganz Indochina bis hinauf zum Delta des Roten Flusses. Das geschah zur Zeit des großen chinesischen Kaisers Ch'ien-lung, der damals einige chinesische Armeen ins Land schickte und eine ihm genehme Dynastie in Tonking einsetzte. Ein Überlebender der gestürzten Dynastie Nguyên-Hoang, der vierzehnjährige Prinz Canh, flüchtete zum Bischof von Adran und fand bei ihm Verständnis und Hilfe.

Mit Unterstützung französischer Kolonisten und europäischer Waffen eroberte der Bischof Saigon zurück und setzte den Prinzen auf den Thron. Saigon erhielt damals seine ersten großangelegten Befestigungsanlagen nach Plänen von Vauban.

Europäer organisierten das neue annamitische Heer, bildeten die Männer des Deltas im Bajonettkampf und am Gewehr aus und bauten überall, wohin die siegreichen Truppen vorstießen, Forts und Festungen. Bischof Pigneau fiel bei einem Belagerungskampf im Dschungel.

Prinz Canh führte den Feldzug fort, und da in China kein Ch'ien-lung mehr residierte und seine schwächlichen Nachfolger genug Sorgen mit den europäischen Mächten hatten, machte er sich, übrigens zur selben Zeit, als Napoleon I. die Kaiserkrone aufsetzte, auf der erstürmten Zitadelle von Hanoi zum Kaiser und nannte sich fortan Gia-Long.

Betrachtete man also die Dinge durch die französische Brille, so schien Indochina nicht viel mehr als das Werk französischer Staats- und Feldherrnkunst zu sein; um so heftiger mußte der Undank, der sich in der Niedermetzelung von Missionaren und in Ausschreitungen gegen französische Kolonisten kundtat, Paris erzürnen.

Am 31. August 1858 lief eine französisch-spanische Flotte unter dem Oberbefehl des Admirals Rigault de Genoully in die Bucht von Tourane ein, die etwa in der Mitte der indochinesischen Ostküste liegt.

Indochina – was war das für ein Land!

Von früh bis spät strömte der Monsunregen und verhüllte die überschwemmten Sumpfterrassen der Reisfelder, aus denen die mit Hecken umsäumten Dörfer gleich Inseln hervorlugten. Die vorsichtig gelandeten Spähtrupps tasteten sich wie in einem Treibhaus vor, durch knietiefes, lauwarmes Wasser, in denen Schlangen und Krokodile hausten. Schwärme von Mücken umschwirr-

ten die Europäer. Gelbfieber, Skorbut und Malaria lähmten die Kraft der Weißen. Als dann noch die ersten Choleraleichen das Gespenst einer verheerenden Seuche heraufbeschworen, gingen die Franzosen unverrichteterdinge auf die Schiffe zurück.

Wie sollte man gegen die hinter Sümpfen und undurchdringlichen Dschungelwäldern gelegenen Festungen operieren, um die sich das annamitische Heer zusammenzog?

Admiral Rigault de Genoully hatte den Befehl, das Land zu erobern, und er wollte ihn ausführen. Nach eingehendem Studium der Lage machte er einen strategisch genialen Schachzug. Er lief im Februar 1859 das Mekongdelta an, fuhr in den Strom ein und nahm nach kurzem Kampf die Stadt Saigon.

Die Franzosen zwangen die Bauern des Sumpfdeltas, der Kornkammer des Landes, ihre Lagerbestände in Saigon abzuliefern. Rasch füllten sich die Magazine, Scheunen und Kasematten der alten Festung mit Bergen von Reis, mit dem Reis aber zogen ganze Heere von großen grauen Ratten in der Hafenstadt ein. Wenn die widerwärtigen Tiere am Morgen in endlosen, wimmelnden Rudeln aus den Magazinen zum Fluß zogen, um zu trinken, verkrochen sich selbst Hunde und Katzen, zitternd vor Furcht.

Monsieur Rigault de Genoully befahl aus hygienischen und politischen Gründen, die Reisvorräte anzuzünden und behielt nur soviel zurück, daß es für die Versorgung Saigons ausreichte. Diese Maßnahme bedeutete für Indochina die Vernichtung der Volksnahrung für ein Jahr. In den nicht besetzten Gebieten Mittel- und Nordannams verhungerten in Herbst und Winter 1858/59 mehr als eine Million Menschen.

Auf solche Weise hoffte der Admiral, den Widerstand des Landes zu brechen. Er war seiner Sache so sicher, daß er selbst den auf Saigon gerichteten Heranmarsch des gesamten annamitischen Heeres unter Marschall Nguyên Tri-Phuong nicht beachtete. Als General Montauban jedoch das Gros der französischen Truppen für den Chinafeldzug abrief, blieb nur eine kleine Garnison zurück, die eben stark genug war, die Stadt selbst zu halten.

Jetzt, nachdem der Brandherd China bereinigt ist, kann man die dort nicht mehr benötigten Soldaten wieder nach Indochina werfen, um die eingeschlossene Garnison von Saigon möglichst bald zu entsetzen.

Ende Februar liegt die französische Flotte vor Saigon und schifft ihre Truppen aus. Der annamitische Marschall Nguyên Tri-Phoung, der mit einer großen, mittelalterlich ausgerüsteten Belagerungsarmee vor den Wällen Saigons liegt, wird von den modernen Schiffsgeschützen im Handumdrehen belehrt, daß es sinnlos ist, gegen Europäer zu kämpfen.

Nach dem Entsatz der französischen Garnison in Saigon erscheinen Mandarine des Kaisers und bitten um Friede, der ihnen gewährt wird. Indochina muß die Abtretung von drei Provinzen Cochinchinas unterzeichnen und den französischen Missionaren den unbehinderten Aufenthalt im Land gestatten.

Großmandarin Phan Thanh-Giang, der Kanzler des Reiches, schifft sich an Bord einer französischen Fregatte ein, um Kaiser Napoleon III. ein Handschreiben des annamitischen Kaisers zu überbringen, das vom Kultusminister in Versen abgefaßt ist. Indochina bietet Freundschaft an und erhält die Zusage der Unterstützung.

Admiral de la Grandière wird Statthalter der Cochinchina-Kolonie mit dem Hauptplatz Saigon. Im Süden des Mekongdeltas gebietet über die restlichen Reisprovinzen der alte Großmandarin Phan Thanh-Giang, und am Mittellauf des Mekong liegt das in loser Verbindung mit Siam stehende Königreich Kambodscha mit seiner Hauptstadt Oudong – den Franzosen wegen seiner Unabhängigkeit ein Dorn im Auge.

Einst residierten die Könige Kambodschas im uralten Angkor What, von dem nur eine großartige Ruinenstätte blieb. König Narodom in Oudong ist der Schatten eines Herrschers. Die Insignien seiner Macht liegen in der Hauptstadt Siams: goldenes Schwert, Reichssiegel und Krone. Beim Einfall der kampftüchtigen Thaivölker vor einem halben Jahrtausend waren seine Vorfahren dorthin übergesiedelt, und siamesische »Berater« lenkten die Politik Kambodschas.

Als Admiral de la Grandière mit einigen Kanonenbooten flußaufwärts fährt und vor Oudong erscheint, um einen fertig ausgearbeiteten Vertrag vorzulegen, der Kambodscha zu einem Protektorat Frankreichs machen soll, unterwirft sich König Narodom, wie er sich auch den Annamiten, Chinesen oder Thais

unterworfen hätte. Als kurz darauf in Oudong eine Sonderbotschaft aus Bangkok eintrifft und die Unterschrift Narodoms für einen siamesischen Protektoratsvertrag fordert, ist der König auch dazu bereit. Beide haben nicht mit der Anwesenheit des französischen Residenten Premier-Leutnant Doudard de Lagrée gerechnet, der das Doppelspiel verhindert und den Siamesen mit gezogenem Revolver zwingt, Kambodschas Reichsinsignien auszuliefern.

Fortan weiß man in Oudong und Bangkok, wer der Stärkere ist, Frankeichs Stellung ist gefestigt.

Nun bleibt nur noch die Sicherung des Deltas. Admiral de la Grandière zerreißt den Vertrag, den der alte Großmandarin einst aus Paris mitgebracht hat, und erscheint mit Kanonenbooten vor der Residenz Ving-Long. Der weise Phan Thanh-Giang nimmt eine Überdosis Opium ein und entfernt sich von der Bühne dieser Welt, die seine Niederlage gesehen hat.

Das Delta wird französisch, Straßen, Kanäle und Brücken werden gebaut, europäische Spitäler eingerichtet und die Verwaltung neu organisiert.

Der Mekong soll ein neuer Handelsweg werden, der Frankreichs Schiffe mit Waren füllt. Zum Führer der Erkundungsfahrt in die unbekannten Regionen des Flußoberlaufes wird Premier-Leutnant Doudard de Lagrée bestimmt; als sein Erster Offizier begleitet ihn Leutnant Garnier. Mit einer Handvoll französischer Marinesoldaten und zwei kleinen Kanonenbooten bricht die Expedition von Oudong auf und fährt hinein in die undurchdringlichen, dampfenden Dschungelwälder im Norden des Landes.

Zwei Jahre und drei Monate später fährt Leutnant Garnier mit dem Rest seiner Gefährten den Yang-tse-kiang hinab durch die Felsengen. Sie haben in Tschungking Passage auf einem Stromboot genommen. Ihre Gewehre, Revolver und Buschmesser waren für die chinesischen Flußschiffer ein überzeugenderes Argument, sie an Bord zu lassen, als die angebotene Bezahlung, denn in diesen Provinzen des oberen Stromes wimmelt es von Banditen und Räuberbanden; die Bootsleute sind gewohnt, ohne viel zu fragen, bewaffnete Gruppen mitzunehmen.

Das Schiff ist eine Ma-Jang-Dschunke, eine der großen auf dem

Yang-tse-kiang verkehrenden Stromdschunken von über dreißig Meter Länge und sechs Meter Breite, deren flacher Rumpf, aus starkem Zypressenholz gebaut, sich in vierzehn Schotten teilt. Auf dem Achterdeck liegen die verschmutzten Unterkünfte der Besatzung, am Heck, etwas erhöht und von Bambusbögen und Mattendächern geschützt, befindet sich die Kajüte des Besitzers. Die Dschunke heißt »Grüne Wasserschlange«, die Bastsegel sind gerefft und an der schrägen Rahe festgemacht.

So fahren sie, ein gutes Dutzend Franzosen, durch die phantastisch-wilde Landschaft der Stromschnellen. Die Dschunke schießt dahin, denn der gelbe, strudelnde Fluß, der oberhalb der Schnellen gelegentlich so breit ist, daß sein Gegenufer im Morgennebel verschwindet, preßt sich hier auf mehr als hundert Meilen durch die Enge von ausgesägten, zerfressenen Felsgebirgen.

Die Franzosen kauern meist auf dem flachen, niedrigbordigen Achterdeck ganz in der Nähe des mächtigen Steuerbalkens, den ein halbes Dutzend Männer bedient. Die Kulis laufen mit langen Bambusstangen an der Reling hin und her und brauchen ihre ganze Kraft, um beim entfesselten Dahinschießen die Dschunke von den Klippen und Felsvorsprüngen fernzuhalten. Die »Grüne Wasserschlange« hat Kupfererze aus Setchuan geladen und geht nach Schanghai.

Wie die wilde Jagd trägt sie der wirbelnde Strom durch die düsteren Kamine der »Ochsenleber- und Pferdelungenschlucht«, vorüber an ragenden Felstürmen, über schräg abfallende Flußstrecken zum »Durchbohrten Berge«, der sich wie ein Höllenschlund mit Brausen, Gischt und Donner auftut und sie einschluckt, als sei das Schiff nur ein vom Baume gewirbeltes Blatt, das unter das Mühlrad trieb.

Als die Franzosen die Furcht, die sie bei dieser gefährlichen Fahrt erfaßt, überwunden haben, betrachten sie interessiert die zahlreichen Stromdschunken, die sich bergaufwärts mühen. Im Stillwasser des Yang-tse-kiang kriechen sie dahin mit geblähten Segeln, von den Seilen gezogen, in die sich ein paar Dutzend Kulis stemmen. Die ausgetretenen Treidelpfade, auf denen seit Jahrtausenden Schiffsschleppleute keuchen, ziehen als graue Striche über die zerrissenen Uferfelsen, winden sich an ragenden Wänden vorbei und sind manchmal so schmal, daß die Treidler hintereinander gehen müssen. Klaftertief unter ihnen schäumt

und brüllt der Stromdrache, auf dessen geschupptem Rücken die Dschunke gleich einer Nußschale tanzt.

In der »Lampenscheinbucht« ist es so dunkel zwischen den kupferfarbenen Bergwänden, unter dem dünnen Streif blauen Himmels über der tiefen Klamm, daß in den Kajüten des Schiffes die Lampen angesteckt werden, um entgegenkommende Dschunken zu warnen.

Ein chinesischer Schiffer zeigt den Franzosen am Felsen der Schlucht die Hochwassermarke; sie liegt hoch über dem Mast des Schiffes, an siebzig Meter über dem jetzigen Wasserspiegel. Was mag dieser Goliath unter den Strömen für ungebärdige Kräfte entwickeln, wenn der Monsunregen auf Setchuan niedergeht und die Schneeschmelze in Tibet die Flüsse anschwellen läßt!

Als das Schiff nach einer Woche des Hinabtreibens durch die »Gelbkatzenschlucht« mit ihren vom Wasserstaub umnebelten Schnellen gleitet und die Matrosen den Fremden erzählen, dies sei die letzte Kluft gewesen, das Gebirge trete nun bald zurück, bedauern es die Franzosen ein wenig, daß sich die abenteuerliche Fahrt dem Ende zuneigt.

Am anderen Morgen erwacht Garnier vom Aufflammen der Sonne, die hinter wolkenverhangenen, merkwürdig pyramidenförmigen Berggipfeln heraufschwebt. Der Landschaftscharakter hat sich vollkommen verändert. Weit im Westen steht das Gebirge, im Osten liegen purpurfarbene, leicht bewaldete Hügel, in deren Mulden sich strohgedeckte Dörfer schmiegen. Der Strom fließt majestätisch in einem eineinhalb Kilometer breiten Bett zwischen der gelbbraunen Ufererde, aus der spärliches Bambusgebüsch wächst. Hier macht der Yang-tse-kiang beinahe den Eindruck eines Binnensees, der von zahlreichen Schiffen belebt ist.

»Itschang!« ruft der chinesische Schiffseigner und deutet auf die Silhouette einer noch fernen Stadt, die sich auf dem Hochufer mit geschweiften Dächern und turmartigen Pagoden erhebt.

Eine Stunde später steuert die Dschunke, langsam gestakt, durch das Gewirr der Wohnboote, Sampans und Handelsschiffe, die sich in der Bucht von Itschang drängen. Der Leutnant sieht hinter Masten und ragenden Schiffsrümpfen breite Treppen, auf denen Kulis, Tragstangen auf der Schulter, Lasten schleppend hin-

auf- und herabsteigen. Der verwirrende Lärm einer chinesischen Stadt schallt auf den Strom hinaus, und das unbeschreibliche Gemisch östlicher Gerüche, zusammengequirlt aus dem Gestank des Brackwassers, aus dem Dunst gekochten Kohls und gebratener Fische, liegt wie ein Nebel über Strom und Wasser.

Der Leutnant bemerkt noch etwas, und sein Herz schlägt höher: Am Kai wiegt sich mit dampfendem Schornstein ein graues Kanonenboot; vom Topp weht die englische Flagge. Es ist eines jener Patrouillenschiffe, die im Sinne der Konzessionsverträge den Wachtdienst auf den chinesischen Strömen versehen.

Die Rückkehr zur Zivilisation Europas ist gesichert . . .

Am 2. Juni 1868 steht der Leutnant vor dem französischen Konsulat der Stadt Hankau. Der Posten am Tor blickt auf die zerfetzte, in Lumpen herabhängende Uniform des Mannes mit dem wuchernden Bart und läßt ihn erst eintreten, nachdem er genau seinen Ausweis geprüft hat; dann wird Garnier vor den Konsul geführt.

Frankreichs Vertreter befindet sich in Gesellschaft des seit 1860 bereits in Hankau ansässigen Chinakaufmanns Jean Dupuis.

»Sie behaupten, Leutnant Garnier vom 2. Cochinchina-Regiment zu sein?« sagt der Konsul und eröffnet damit das Gespräch, das zunächst mehr einer Vernehmung gleicht. »Wollen Sie uns erklären, Monsieur, wie Sie hierherkommen?«

»Ich komme in Begleitung von vierzehn Mann aus Yünnan, genauer: aus der Stadt Tung-Tschwan, die zu Füßen der osttibetanischen Hochgebirge liegt.«

»Aus Yünnan?« fragt der Konsul verblüfft.

Nachdem er die zerfledderten Papiere des Offiziers kopfschüttelnd nochmals geprüft hat, bietet er ihm Platz an, ruft nach Wein, Essen und Zigaretten und bittet ihn zu erzählen.

Monsieur Dupuis, der Kaufmann, hört gespannt zu, denn was könnte ihn als alten Chinafachmann mehr interessieren als der Bericht eines Mannes, der aus dem unzugänglichen Innern des Landes kommt.

Leutnant Garnier stärkt sich mit einem belegten Brot, zündet sich eine Zigarette an, lehnt sich in den Klubsessel zurück und schließt die Augen für ein Weilchen.

»Messieurs!« sagt er aufatmend, »es ist eine lange Geschichte, genauso lang wie die siebenundzwanzig Monate, die mir als siebenundzwanzig Jahre erschienen sind.«

Er versinkt in ein Meer der Erinnerung und beginnt zu erzählen. Alles was er gesehen hat, wird wieder lebendig vor seinem inneren Auge: Wie sie von Oudong mit zwei Kanonenbooten ausfuhren, bald hinter der Stadt aber in Pirogen umsteigen mußten, weil Stromschnellen und treibende Baumstämme die Weiterreise mit den Dampfbooten unmöglich machten. Doch auch die langen Kähne der Eingeborenen mußten auf strapaziösen Umwegen durch den Dschungel getragen werden, wenn der Mekong in tausend Stufen über Felsplatten herabstürzte. Sie erreichten das Laosgebiet und entdeckten den Tonlé-See, einen natürlichen Wasserspeicher des Mekong, der in der Trockenzeit den Fluß speist, so daß er die Reiskulturen des Deltas zu tränken vermag. Nach Aussagen der Laosleute bedeckt der See während der Regenmonate siebenhundert Quadratkilometer.

In dieser Einöde der schwülen Urwälder fand die Expedition nur armselige Fischerdörfer, deren Bewohner erzählten, im Dschungel lägen die gewaltigen Ruinen der einstigen Tempelstadt Angkor What.

Garnier sieht sich, während er berichtet, von wenigen eingeborenen Trägern begleitet, durch die im Regen rauschenden Wälder vorwärts dringen. Dampf und das Geriesel der Nässe umhüllen ihn; Orchideen glühen gleich fremdartigen Fabelwesen aus dem grünlichen Dunkel. Umgestürzte Bäume modern, Lianen hängen als phantastisches Netzwerk von dämmrigen Laubhöhen herab, und manchmal sind es auch gefleckte, schillernde Schlangen, die wie Lianen aussehen. Er stapft durch Sümpfe, aus denen sich schwerfällig und hechelnd Krokodile herausschieben, um aufklatschend wieder zu verschwinden. Eisenhart sticht der Bambus. Blut tropft von den Händen, wenn sie in die Blätter der Stechpalmen greifen. Und nun steht er mit dem Gewehr im Anschlag vor einem Baum, auf dessen Astgabel sich ein Leopard sonnt.

Oh, dieses Land von Laos und Luang-Prabang! Wer vermöchte es erschöpfend zu beschreiben? Seen und Flußarme glänzen zwischen gebuckelten Höhen, über die sich der dichte Dschungel zieht, meilen-, tage-, wochenweit; und immer liegt darüber der drückend heiße, verpestete Hauch von Verwesung und Moder.

Doudard de Lagrée, Garnier und seine Soldaten durchzogen ganz Laos und ganz Luang-Prabang, sie überstiegen unter unsäglichen Mühen die scharfen Grate der Urwaldberge und kamen hinab ins tief eingeschnittene Tal des »Roten Flusses«.

Die Expedition bewältigte nochmals einen Höhenrücken und ein Plateau in mehr als zweieinhalbtausend Meter Höhe. Hier lag Schnee, und im Flockentreiben stiegen die Männer im Dezember zu Tal; sie hatten die chinesische Provinz Yünnan erreicht.

»Aber in Yünnan ist doch Bürgerkrieg, Monsieur!« wundert sich der Konsul. »Seit Jakub Beg in Turkestan zu den Waffen griff, um die mohammedanischen Landesteile von China abzutrennen, wird auch in Yünnan gekämpft, dessen Bevölkerungsmehrheit seit den Mongolentagen ebenfalls mohammedanisch ist.«

»Ja, es ist Bürgerkrieg«, erwiderte Garnier, »wir trafen bald auf chinesische Truppen des Marschalls Ma Ta-Jen. Man forderte uns auf, als Offiziere in seine Dienste zu treten. Wir aber waren gekommen, um fremdes Land zu erforschen, nicht um Kriegsruhm zu erwerben, und so ließ ich meinen Kameraden Lagrée in der Stadt Tung-Tschwan zurück und bereiste das Gebiet bis nach Osttibet hinauf . . .«

»Haben Sie auf die wirtschaftliche Lage Yünnans geachtet, Monsieur?« forscht Dupuis gespannt.

»Meine ganze Unternehmung hatte wirtschaftlichen Charakter«, antwortet Garnier, »zwar hat mich ein Admiral und Oberbefehlshaber ausgeschickt, doch auch wir Militärs begreifen, daß Kriege heutzutage wirtschaftliche Ziele verfolgen. Wenn Sie wollen – hier sind meine Notizen aus Yünnan, lesen Sie! Die Blätter enthalten alles, was ich feststellen konnte, Angaben über die Ausbeute der Gold-, Silber-, Blei-, Zinn- und Kupfergruben, über die üblichen Preise, Zölle und Abgaben, eine Schätzung der Bevölkerungszahl, der Ausfuhrmengen und der Verschiffungsmöglichkeiten. Genügt Ihnen das, Monsieur Dupuis?«

»Sie sind ein Genie, Monsieur! Man wird euch Soldaten Denkmäler setzen . . .«

Der Leutnant wird plötzlich sehr ernst, ein Schatten huscht über seine schmal gewordenen Züge.

»Meinem Kameraden Doudard de Lagrée ist bereits ein Denkmal gesetzt, Messieurs! Auf meinen Karten habe ich einen hochragenden Bergkegel am Mekong, nordöstlich der Ruinen von

Angkor, Pik Lagrée genannt. Premier-Leutnant Lagrée lebt nicht mehr. Als ich von meiner Erkundungsfahrt nach Tung-Tschwan zurückkam, war er seinem Leberleiden erlegen. Wir haben ihn am Ufer des Yang-tse-kiang begraben.«

Einen Augenblick ist Stille im Raum, nur ein paar Mücken summen am Fenster, und von der Straße hört man das Poltern der schwerfälligen Ochsenkarren und das Rufen der Fuhrleute.

»Leutnant!« sagt Dupuis nach einer Weile. »Sie haben Großes geleistet, Frankreich wird Ihnen dankbar sein. Welche Aussichten für den Welthandel tun sich auf, welche Märkte, und wir werden die ersten sein! Seit acht Jahren sitze ich hier in Hankau und suche mein Geschäft auf das Innere des Landes auszudehnen. Und da kommen Sie her und legen mir, das heißt natürlich der ganzen Nation, dieses Geschenk zu Füßen. Yünnan mit seinen Bergwerken ist eine einzige Goldgrube! Nur der Bürgerkrieg macht mir Sorgen und die mangelnde Sicherheit auf den Straßen!«

»Seien Sie den Wirren dankbar, Monsieur!« erwidert der Leutnant. »Nie und nimmer säßen Sie sonst in Ihrem Kontor in Hankau. Übrigens wird uns gerade die Ohnmacht der Zentralgewalt Zugang nach Yünnan und in die anderen verschlossenen Provinzen Chinas verschaffen. Ich habe über die Frage lange nachgedacht, während wir den Strom herabfuhren. Lassen Sie uns die Rolle des Friedensstifters spielen, Messieurs! Die Sehnsucht des chinesischen Volkes nach Ordnung und Sicherheit gibt uns die Klinke in die Hand, um das Tor Yünnans zu öffnen. Und was den Handel anbelangt, so schafft gerade der fortschwelende Bandenkrieg die besten Möglichkeiten. Warum verkaufen Sie nicht den Artikel, den China in der nächsten Zeit am heftigsten begehren wird, Waffen und Munition?«

»Wie soll ich Waffen und Munition nach Yünnan liefern, wenn die erste Räuberbande, der meine Handelskarawane in den Weg läuft, sich der wertvollen Lasten bemächtigen wird?«

Der Leutnant nimmt einen Schluck aus dem Glas und blickt den Kaufmann lächelnd an.

»Monsieur, ich habe einen sicheren Weg gefunden! Es ist der ›Rote Fluß‹; ein Floß oder eine Dschunke ist mit ein paar Mann und einer Bootskanone gegen jeden Raubüberfall zu sichern. Wir müssen uns in den Besitz von Tonking und seiner Hauptstadt

Hanoi setzen, dann haben wir den Schlüssel zum Yünnan-Handel!«

Der mutigen Tat des Leutnants Garnier folgt das große Tonking-Abenteuer Frankreichs.

Nicht nur die Erkundungsvorstöße der Wirtschafts- und Machtpolitik kennzeichnen diese Zeit. Seitdem die Europäer im Fernen Osten den Schutz ihrer eigenen militärischen Kräfte genießen, dürfen es auch Wissenschaftler wagen, in bisher unbetretbar gewesene Gegenden Asiens zu reisen.

In den Jahren 1862 bis 1872 durchstreift der deutsche Gelehrte Ferdinand von Richthofen Tibet, die Mongolei und große Teile Chinas und erschließt diese Landstriche geographisch. Später wird eines der großen zentralasiatischen Gebirge nach ihm benannt.

Der koloniale Imperialismus erfaßt immer neue Gebiete. Die Briten bemächtigen sich 1867 der Halbinsel Malakka und gründen die Straits Settlements als Handelsstützpunkt zwischen ihrem indischen Reich und dem Ostasienmarkt. Dem allgemeinen Druck der europäischen Seemächte vermag Spanien nicht länger zu widerstehen; es öffnet 1869 dem Welthandel die seit der Entdekkung durch Magellan dem Wirtschaftsverkehr verschlossen gehaltenen und daher rückständigen Philippinen. England dringt auf der hinterindischen Halbinsel in Burma, auf Malakka und an den Westgrenzen Siams vor, während Frankreich, das sich bereits in den Besitz von Kambodscha gesetzt hat, nun auch Laos bedroht.

Siam ist das einzige, noch unabhängig gebliebene Staatswesen in diesem Raum. Der kluge König Maha Tschula Longkorn in seiner Residenz zu Bangkok hat längst erkannt, daß dem Land der Thaivölker nur eine einzige Chance verbleibt: den Imperialismus durch den Imperialismus zu schlagen. Mit außerordentlichem Geschick nützt er die Eifersucht der beiden großen Kolonialmächte und laviert geschickt auf der sicheren Mitte zwischen London und Paris. Mit Frankreich drängt er England zurück, und mit England dämmt er die Forderungen Frankreichs ein, was ihn freilich vor dem Verlust großer Grenzgebiete nicht bewahrt; aber Siams Unabhängigkeit bleibt erhalten.

Gleichzeitig geht Maha Tschula Longkorn kraftvoll und weise den Weg, der seinen Staat in eine sichere Zukunft hinüberrettet.

Er nimmt keine Rücksicht mehr auf den Widerstand der buddhistischen Klöster und der hinduistischen Tempelburgen, die Pagoden und Paläste Bangkoks mögen Denkmäler des dahingesunkenen Mittelalters bleiben – die Thai-Nation aber muß, ob sie will oder nicht, sich der Neuzeit anpassen.

Der König ruft europäische Instrukteure ins Land, stellt eine moderne Armee und Flotte auf, baut Eisenbahnen, gründet Dampferlinien und modernisiert Verwaltung und Wirtschaft. An seinem Hof lebt eine englische Erzieherin, sie verbreitet europäische Ansichten, die Grundsätze des Menschenrechts, christliche Denkungsart und die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft.

Während Siam als eigenes Land Südostasiens auf Grund dieser freiwilligen Umstellung und geschützt durch die Rivalität der Imperialisten allen Eroberungsversuchen zu widerstehen vermag, siegt die triumphierende westliche Überlegenheit auf vielen anderen Schauplätzen des Ostens.

Die Lehre wird begriffen

Der Titel »Schogun« für das Amt des Reichsverwesers in Japan bedeutet wörtlich »der barbarenvertreibende Feldherr«; aber diese großartige Bezeichnung hat ihren Sinn verloren, seitdem die Regierung des Schoguns 1854 den Vertrag zu Kanagawa und danach weitere Abmachungen mit den fremden Mächten unterzeichnete.

Etwas Unerhörtes, Umwälzendes war damit geschehen. Selbst der ungebildete Landmann mußte begreifen, daß man mit der Tradition des Landes gebrochen hatte; auch ihm wurde es klar, daß sich das allmächtige Schogunat vor Tatsachen beugte, die mächtiger und zwingender waren als alle Tradition und die mit den bisher geübten Methoden des Polizeisystems nicht bewältigt werden konnten.

Nippon, Land des Sonnenaufgangs, Inselreich der Götter mit dem Mythos der unbesiegbaren Größe, hatte den ruhmvollen Pfad seiner Geschichte verlassen und sich vor den Kanonen, vor den dampfenden, ohne Segel und Ruder fahrenden Schiffen der Barbaren gedemütigt. Das schien unerträglich; das Ereignis verlangte Sühne.

Woran sollte sich die aufgestörte Nation halten, wenn die Werte der Vergangenheit zerstoben, als hätte ein »Götterwind«, ein Taifun, die Bambus- und Schilfhütten eines Fischerdorfes fortgefegt?

Überall im Lande, in seinen Tempeln, Schulen, an den Daimyohöfen und in den Häusern der Gebildeten liest man die erhebenden Legenden des »Dai-Nihon-Shih«, jenes romantisch-nationalistischen Geschichtswerkes, das durch den Buchdruck in Tausenden von Exemplaren verbreitet wird; die Jugend Japans hängt an den vaterländischen Idealen Hirata Atsutanes und Rai Sanyos, die von der »alten Kaiserherrlichkeit« und von der Erneuerung der ältesten Religion Ur-Nippons schwärmen, vom Schintoismus, dem Kult hoher Ahnen.

Stürmische Sehnsucht nach Einheit, nach einstiger Größe und nationaler Wiedergeburt erfaßt die Inselwelt; alle Hoffnungen richten sich auf Kyoto, wo der Sohn der aufgehenden Sonne, der Tenno, residiert.

Die Bedrohung durch die Fremden und der Drang nach Wiederherstellung der nationalen Kraft trägt mit elementarer Kraft den Kaiser empor und rückt die Krone in den Mittelpunkt des Volksbewußtseins wie nie zuvor. Wenn alle Werte stürzen, bleibt doch der Kaiser.

Von ihm allein erwartet Japan die Sicherung der Zukunft.

Seit langem besteht die »Schule von Mito«, wo vaterlandstreue Prinzen Hof halten und Gelehrte über die nationale Wiedergeburt sprechen. Der ehrgeizige Clan der Daimyos von Satsuma im Südwesten und andere Gaufürsten der südlichen Reichsteile sehen jetzt ihre Stunde gekommen. Nur unwillig haben sie sich der Übermacht des Schogunats gebeugt, jetzt sind sie entschlossen, die Verfassung zu ändern. Selbst am schweigenden Hof in Kyoto, im Palast des Tenno, regen sich in dem sonst so sterilen Höflingsadel einige politische Köpfe, die sich den Wandel der Zeit zunutze machen und dafür sorgen, daß der Kaiser zum Kern aller Bestrebungen der nationalen Opposition wird.

Wie im Italien und Deutschland dieser Zeit, treiben auch in Japan romantische Gefühle und idealistische Besinnung auf die eigene Vergangenheit Kräfte der Jugend und der Herzen zur Umgestaltung des Staatsgebäudes; über allen Träumen schwebt als verpflichtender Mythos das Kaisertum.

Noch aber ist es gefährlich, zur Tat zu schreiten.

Als sich junge Samurais gegen die Schogunatsregierung zusammenschließen und sich verschwören, dem Tenno wieder die volle Machtfülle des Reichsoberhauptes zu verschaffen, schlägt die Polizei hart zu. Der Führer der Rebellen ist der »Zweischwertermann« Yoschida Schoin, der einstige Günstling des Daimyo Môri. Die Verschwörer werden verhaftet, und Yoschida Schoin wird am 21. November 1859 in Tokio hingerichtet.

Yoschida Schoins Forderung, die Barbaren mit ihrer eigenen Wissenschaft zu schlagen und Japan stark zu machen, indem man es mit den Waffen der Fremden ausrüstet, lebt fort in dem jungen Samurai Fukuzawa Yukichi, der schon als Vierzehnjähriger nach Nagasaki pilgert, um bei den fremden Händlern Holländisch zu lernen, und der später, der polizeilichen Verfolgung auszuweichen, nach Amerika fährt, dort Englisch lernt und 1861 eine offizielle, nach Europa geschickte Gesandtschaft als Dolmetscher begleitet. Heimgekehrt, wird der rastlose Mann zum Erwecker und Lehrer seiner Nation. Er berichtet in Büchern und Flugschriften über alles, was er mit großer Aufmerksamkeit in den Ländern des Westens beobachtet hat.

Die innere Umwälzung schreitet voran; keine Gewalt mehr vermag den Durchbruch zur Neuordnung aufzuhalten. Fukuzawa schreibt nicht nur referierend über das englische Parlament und über die »Gewaltenteilung« im modernen Staat, er wirft auch ununterbrochen Aufrufe ins Volk, sich den veränderten Umständen anzupassen.

»Nun, da sich die Zivilisationen, die aus verschiedenen Erdteilen stammen, hier plötzlich begegnen, ist die eine für die andere nicht nur neu und merkwürdig, sondern alles, was man vor sich sieht, ist ein unbegreifliches Wunder, und alles, was man über sie hört, ist ungemein seltsam. Es ist, als berührten sich Feuer und Eis ... Die europäische Begegnung in Japan wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis die japanische Kultur so weit gebracht ist, sich an die Seite der europäischen zu stellen oder sie gar zu übertreffen ...«

Mit seinen Ideen ist Fukuzawa seiner Zeit noch ein gut Stück voraus, denn zunächst muß die Auseinandersetzung zwischen der

Verzweifelt kämpften die altjapanischen Handwerker gegen das Eindringen ausländischer Erzeugnisse. (Nach einem um 1860 entstandenen japanischen Holzschnitt)

mittelalterlichen Schogunatsregierung und der Tenno-Partei entschieden werden.

Weder Nationalisten, Schintoisten, Daimyos oder Samurais sind mit der zu Kanagawa getroffenen Regelung der Beziehungen zu den Fremden einverstanden. Aller Zorn wendet sich gegen das Schogunat, das sich so schwach und nachgiebig gezeigt hat.

Die Fremden haben sich wie in China Vertragshäfen erzwungen, in denen ihre Bürger der eigenen Konsulargerichtsbarkeit unterstehen und von japanischen Behörden nicht belangt werden dürfen; ihr anmaßend selbstsicheres Auftreten erregt allenthalben Empörung. Der Vertrag ist damals von der verhaßten Schogunatsregierung geschlossen worden, ohne daß der göttliche Kaiser ihn ratifiziert hätte. Geschickt macht sich die Hofpartei die Forderungen der jungen Nationalisten zu eigen, daß man zwar Technik und Wissenschaft der Fremden, nicht aber sie selbst im Lande

haben wolle. Der Kaiser weigert sich, den Kanagawa-Vertrag zu unterfertigen, und die großen Daimyos des Südens nützen die daraus entstehende Verlegenheit des »Bakufu« und die anschwellende nationale Erregung, um auf den Sturz des Schogunats hinzuarbeiten. Sie schüren die Feindschaft gegen die Fremden, wo immer sie es können. Die Ermordung eines englischen Kaufmanns durch Dienstleute des Daimyos von Satsuma ist nur eine Folge dieser systematischen Hetze.

Die Antwort Großbritanniens läßt nicht auf sich warten. Ein Geschwader von Kriegsschiffen erscheint vor Kagoschima an der Küste von Kiuschu und schießt die Stadt des Daimyos in Brand. Dieses Vorgehen löst einen Sturm des Fremdenhasses aus. Die ausländischen Konsulate schließen ihre Amtsräume und empfehlen ihren Staatsangehörigen, schleunigst auf die Schiffe zu gehen.

Zum erstenmal greift nun die kaiserliche Hofregierung ein und befiehlt die Sperrung aller Häfen, die Verjagung der Fremden und die Nichtigkeitserklärung der Verträge. Unter dem Druck der Volksstimmung muß das Schogunat nachgeben. Wie zu erwarten, nehmen die Seemächte diese Maßnahmen nicht widerspruchslos hin. Im Juli und September 1864 zerstört eine europäisch-amerikanische Flotte die Festungswerke von Schimonoseki.

Als im nächsten Frühjahr eine alliierte Flotte sogar in die japanische Inlandsee eindringt und Osaka bedroht, erkennt auch der Hof in Kyoto, daß es nicht möglich sei, beim gegenwärtigen Rüstungsstand Japans den Fremden Widerstand zu leisten. Am 23. Oktober 1865 unterzeichnet der Tenno den Vertrag von Kyoto, der die alten Handelsrechte der Ausländer wiederherstellt.

Die Kräfte des neuen Japans übernehmen die Führung, Männer wie Fukuzawa Yukichi bestimmen den Kurs. Die Flottendemonstrationen vor Schimonoseki und Kagoschima haben die Nation überzeugt, daß das Steuer herumgeworfen werden müsse.

Zu Anfang des Jahres 1867 stirbt der alte Tenno. Der Nachfolger ist sein fünfzehnjähriger Sohn Mutsu-hito, mit dem die Regierungsperiode »Meiji« anhebt. Die Ereignisse nehmen nun einen raschen Verlauf. Die großen Daimyos des Südens erklären sich offen für den Tenno, Nationalpartei, Schintoisten, Bauern, Händler und junge Romantiker stellen sich hinter ihn. Wenn ihm die volle Staatsmacht übertragen sei, werde die Meisterung der Zukunft gelingen – davon sind alle überzeugt.

In der herrschenden Schogunatsfamilie der Tokugawa bricht gerade in dieser Zeit der Entscheidung ein Zwist aus. Seiner Macht beraubt, sieht sich der Schogun Yoschinobu am 8. November 1867 genötigt, seinen Rücktritt zu erklären, und der junge Kaiser übernimmt die Regierungsgewalt am 3. Januar 1868.

Ein beinahe zweihundertfünfzig Jahre altes System stürzt aber nicht, ohne daß sich seine Anhänger wehren. Gar zu viele Interessen und Existenzen sind mit ihm verknüpft; die Parteigänger des Schogunats verteidigen, was der Schogun selbst aufgibt. Der Bürgerkrieg bricht aus.

Die Daimyos setzen ihre Truppen in Marsch, auch das Schogunat mobilisiert seine Armee. Auf den staubigen Landstraßen Hondos, über die Waldberge der Inseln, auf altertümlichen Kriegsschiffen durch die Inlandsee eilen die Samurais in die Hauptstadt. Für kurze Zeit ist ganz Japan ein Schauplatz mittelalterlicher Szenen: Da traben in dichten Reihen mit geschulterten Musketen und blanken Ritterschwertern die Schogunatsverbände über die hochgeschwungene O-haschi-Brücke vor Yedo. Altertümliche Wappenbanner wehen im Seewind, während sich über Strom und Bucht die spitzschnäbeligen Barken heranschieben, in denen sich, Mann neben Mann, geflügelte Eisenhelme auf dem Haupt, in geschuppten Panzern, von wallenden Seidenfahnen überflattert, die Legionen der Gegner drängen.

Gewehr kämpft gegen Bambuslanze, Bronzekanone gegen Pfeil und Bogen; Samurais im Kettenhemd reiten neben europäisch uniformierten und bewaffneten Abteilungen. Die Kämpfe dauern nicht lange; der Widerstand der Schogun-Partei bricht unter dem allgemeinen Aufstand der Nation zusammen. Im Mai 1868 rükken die Samuraitruppen des Fürsten von Mito ins Schogun-Schloß ein; Yedo erhält nun endgültig den Namen Tokio oder »Östliche Hauptstadt«, im Gegensatz zu »Saiko« (Kyoto), der »Westlichen Hauptstadt«.

Bald darauf naht, von Kyoto kommend, der Hofstaat des Kaisers, der seit einem Vierteljahrtausend zum erstenmal wieder in die Herzstadt Japans einzieht, um die Herrschaft als absoluter Monarch zu übernehmen.

Augenfällig ist, wie dieser Vorgang sich auf der Grenzscheide der Zeiten abspielt. Dem Zuge voraus marschieren kleine Abteilungen Infanterie mit geschulterten Gewehren in europäischer

Uniform mit Schilfhut und Bandelier; einige in England gekaufte Geschütze rasseln auf dem Pflaster. Der modernen Truppe folgt der Pomp der feierlichen Kimonos, der hochgetürmten Frisuren mit den hindurchgesteckten Stäbchen, der aufragenden Kappen der Höflinge, ein Meer geschwungener Papierfächer und das Rauschen der Brokat- und Seidenmäntel, in denen der Hofstaat des Tenno und das Gefolge der Daimyos nahen. Auf langen vergoldeten Tragstangen, die auf den Schultern von mehreren Dutzend Zweischwertmännern ruhen, umringt von Rittern, Gaugrafen und Fürsten, schwankt wie ein Tempel aus Lack, Elfenbein, Seide und Juwelen der Palankin des Göttlichen mit dichtgeschlossenen Vorhängen über dem Volk. Und wie vor tausend Jahren sinkt die brausende Menge der Bauern und Bürger ehrfürchtig in den Staub.

Der Kaiser herrscht wieder. Die Nation ist auferstanden aus einem Schlaf, der zehn Generationen gebannt hielt.

Die neue Ära heißt »Meiji« – Erneuerung.

Auf die Revolution der Waffen folgt die Umwandlung des Geistes. Zwar waren es Daimyos und Samurais, die den Tenno von Kyoto nach Tokio gebracht haben, aber Kaiser Mutsu-hito erweist sich bald als einsichtiger Staatsmann, der begreift, daß die eigentliche Kraft der Renaissance des Kaisertums im allgemeinen Willen der Nation zur Erneuerung liegt und nicht nur der militärischen Unterstützung des Adels entspringt.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung beugen sich schon im Jahre des Sieges zweihundertsechsundsiebzig Lehensfürsten der kaiserlichen Aufforderung und verzichten auf ihre provinzielle Machtstellung. Das neue Japan wird ein Beamtenstaat, und nur in den Behörden finden Samurais und Daimyos noch einen Ersatz für ihre alten feudalen Vorrechte.

Ein umfassendes Programm zum inneren Umbau des Reiches wird in Angriff genommen.

Der junge Herrscher beschwört 1868 vor der Fürstenversammlung, daß er Japan eine moderne Verfassung geben und Reformen im abendländischen Sinne durchführen werde.

Ein Erlaß vom 29. August 1871 schafft die Teilstaaten endgültig ab und hebt alle Standesvorrechte auf. Fortan gibt es nur

noch freie Bürger mit gleichen Rechten, wobei das Wahlrecht an ein Mindestalter von fünfundzwanzig Jahren und eine jährliche Steuerleistung nicht unter fünfzehn Yen gebunden wird. Um den Kaiser wächst eine starke Zentralgewalt auf. An die Stelle des Schogunats mit seinem abhängigen Verwaltungsapparat tritt ein Ministerium nach europäischem Vorbild. Der Staatsrat der mediatisierten Fürsten und der Rat der Alten haben beratende Funktion.

Man hat erkannt, daß die Voraussetzungen der europäischen Überlegenheit auf zwei Säulen ruhen: auf der allgemeinen Schul- und auf der Wehrpflicht, die nun auch in Japan eingeführt werden. Das gesamte öffentliche Leben wandelt sich von Grund auf. Amerikanische, englische und deutsche Fachleute kommen ins Land und lehren Japan, wie man ein modernes Verwaltungs-, Finanz-, Bank- und Steuerwesen schafft und handhabt. Die Justiz wird von der Verwaltung getrennt, Straf-, Zivil- und Handelsrecht erhalten eine Neufassung nach westlichem Muster. Und wenn auch der Schintoismus zur offiziellen Staatsreligion erklärt ist, so sollen in Zukunft die Grundsätze der Toleranz gelten. Jetzt dürfen auch die christlichen Missionen wieder ihre Tätigkeit aufnehmen.

Am wichtigsten sind den führenden Männern die technisch-wissenschaftlichen Errungenschaften Europas. Hat man sich bisher ängstlich von der Fremde abgeschlossen, so sucht man nun mit aller Kraft den Vorsprung des Auslandes aufzuholen.

Im Jahre 1870/71 erlebt die Welt mit Staunen den glänzenden Sieg des preußisch-deutschen Heeres über das große Frankreich. Japanische Kadetten besuchen daraufhin preußische Kriegsschulen, und preußische Offiziere treffen als Instruktoren in Japan ein. Die Ausrüstung des Heeres wird vornehmlich durch die deutschen Firmen Mauser und Krupp besorgt. Wo anders sollte Japan lernen, wie man so kraftvolle Mächte wie Frankreich aufs Haupt schlägt, wenn nicht bei den Siegern?

Für die Flotte ist kein anderer Lehrer gut genug als das meerbeherrschende England. Britische Ingenieure schaffen die ersten japanischen Werften, in England werden die ersten modernen Einheiten der japanischen Kriegsmarine gebaut, mit Eisen gepanzert, mit Dampfmaschinen ausgerüstet, mit weittragenden Geschützen bestückt.

Die wißbegierigen jungen Samurais, die ihren einstigen Lebenszweck, den Waffendienst am Daimyo-Hof, eingebüßt haben und denen man das öffentliche Tragen der zwei Schwerter 1872 verboten hat, reisen mit staatlichen Stipendien nach Amerika, England und Deutschland. Sie sitzen in Scharen in den Hörsälen der Universitäten, Technischen Hochschulen und in den wissenschaftlichen Instituten, und sie lernen mit dem aufgestauten Eifer eines Volkes, das in einer einzigen Generation den Sprung vom mittelalterlichen Feudalismus ins Industriezeitalter wagt.

Die Spuren Englands graben sich auf den Inseln der Kirschblüte und der verträumten Tempel ein. Seit 1870 entsteht die erste Eisenbahnlinie zwischen Tokio und Yokohama; ein neues Postsystem wird 1871 eingeführt; Telegrafenlinien ziehen sich über die Hügel, durch Kiefernwälder, vorüber an mittelalterlichen Daimyo-Schlössern und schilfgedeckten Fischerdörfern. Draußen auf dem Ozean, der sich endlos und blau vor den Küsten erstreckt wie am ersten Tage, dampfen die ersten Doppelschraubenschiffe der japanischen Handelsflotte. Noch stehen mit lackiertem Gebälk und vergoldeten Dachziegeln die Buddhatempel und Schintoschreine auf den Berggipfeln, in den Tälern aber schürft man nach Erz; man baut Fabriken und qualmende Schornsteine in Landschaften, wo vor wenigen Jahren nur Kirschen- und Pflaumenhaine lagen.

Dieser gewaltige Umsturz geht nicht ohne Auflehnung vor sich. Mancher Daimyo kann den Verlust seiner fürstlichen Vorrechte nicht verschmerzen, und mancher Samurai träumt von ritterlichem Dasein und grollt, weil seine erblichen Einkünfte aus der Reisernte auf ein Zehntel herabgesetzt wurden und seine adelige Vorzugsstellung vorüber ist. Sie alle vermögen nicht zu begreifen, daß sich die Zukunft nur durch den Verzicht auf die alten Lebensformen gewinnen läßt.

Es kommt zu Aufständen und Unruhen, von denen die Erhebung zu Satsuma im Jahre 1877 gefährliche Formen annimmt.

Einer der Feldherren, die den jungen Kaiser nach Tokio geführt haben, General Saigo, setzt sich an die Spitze der Empörer. Doch nun enthüllt sich der gesunde Wirklichkeitssinn und die Kraft des Volkes, das nach der Fron des überlebten Zwangsstaates die größere Freiheit der neuzeitlichen Ordnung kennengelernt hat. Die Rebellion stößt bei den Massen auf schroffe Ablehnung.

Die kaiserlichen Truppen stellen die Ruhe nach harten Kämpfen wieder her, und der Aufstand endet mit dem freiwilligen Harakiri der Führer und zahlreicher Samurais, von denen sich mehr als tausend den Tod geben. Mit ihnen stirbt ein gut Teil vom Geist der Vergangenheit.

Der neue Meiji-Staat aber geht festen Schrittes dem neuen Jahrhundert entgegen.

Während die technische Zivilisation in Japan infolge der Einsicht der führenden Kreise nach verhältnismäßig kurzen Übergangsschwierigkeiten rasch Platz greift, quälen China nach wie vor die Wehen der Zeitenwende.

Das Gelbe Reich ist allerdings von einer weit strahlenderen Höhe herabgestürzt. Verblendet vom Stolz auf die kulturellen Leistungen dreier Jahrhunderte lebte es von dem tief im Volk verwurzelten Mythos, daß China wahrhaftig die Mitte der Welt sei. Das Erwachen aus solcher Selbstzufriedenheit ist von grausamer Härte. Zudem mußte China ärgere Demütigungen hinnehmen als Japan, und bei der Größe des Landes sind die notwendigen Umstellungen schwer durchführbar. Nur unter Fieberschauern, im Aufbäumen des Alten gegen das Neue, im Bürgerkrieg, in Verwirrungen und im Aufeinanderprall aller geistigen Strömungen beginnen sich langsam auch in China die Lebensformen der neuen Zeit abzuzeichnen.

Wie anders die Chinesen zum Unterschied von Japan auf die Errungenschaften Europas reagieren, erweist sich etwa beim Bau der ersten Eisenbahn, die, 1874 begonnen und 1876 vollendet, Schanghai mit Kiang-wan verbindet.

Schon bei der Ermessung der Trasse erkennen die englischen Ingenieure, daß die Streckenführung nicht allein vom Gelände abhängen wird, sondern weit mehr von der Volksreligion; die Hindernisse, auf die sie stoßen, sind nicht technischer, sondern mythischer Natur.

Wohin die Ingenieure auch kommen, stets finden sie die zahlreichen Buckel alter Gräberfelder, winzige Familientempelchen, ehrfurchtsvoll gepflegte Ahnenhallen und Gedächtnishaine für die Vorfahren, mit denen die Chinesen gleichsam in einer immerwährenden harmonischen Nachbarschaft leben. Dorfpriester, Be-

schwörer und Kenner der Kräfteströme im Erdinnern legen feierlich Protest ein gegen die Streckenführung, sobald sie der Ruhe der Toten gefährlich werden könnte. Und als die verständnislosen Barbaren aus dem Westen damit beginnen, Dämme aufzuschütten, Schienen zu legen und Heere großstädtischer Kulis über die Gegend zu verstreuen, bricht ein Aufruhr aus, der die schon fertiggestellten Anlagen zerstört.

Unter militärischer Bedeckung muß fortan der Bahndamm gebaut werden, wobei schließlich doch eine Linie gewählt wird, die kein Gräberfeld berührt.

Trotz solcher Erschwerungen, die aus dem Volksgeist und der alten Tradition kommen, entsteht in China langsam ein Eisenbahnnetz, das freilich angesichts der Widerstände recht weitmaschig und kärglich anmutet; es dient im wesentlichen nur den Bedürfnissen der von den Fremden beherrschten Küstenstädte.

Auf den Strömen sieht man bereits manchmal Dampfboote ihren Weg ziehen. Selbst chinesische Großhändler kaufen dampfgetriebene Schlepper, die mit ihren Frachten die Ströme hinaufdampfen. In Schanghai, Kanton und Hankau wachsen die ersten Fabrikschlote in den Himmel. Missionsgesellschaften aus aller Welt errichten ihre Stationen im Innern des Landes; und wohlmeinende Menschenfreunde aus Europa oder Amerika bringen die Mittel auf, um in den großen Städten und in den volkreichen Provinzen moderne Kliniken oder wenigstens ärztliche Hilfsstellen einzurichten.

Die Missionsschulen, ihr stilles und intensives Wirken und die erstaunlichen Heilerfolge der europäischen Krankenhäuser haben für die Chinesen eine mindestens ebenso große Überzeugungskraft wie die grauen Kanonenboote, die auf den Strömen patrouillieren.

Fremde Waren tauchen auf, billiger Kattun, Nähnadeln aus Stahl und tausenderlei anderes. Die weißen Handelsvertreter verschenken in den Dörfern neue und bessere Blechlampen als es die alten Tonschalen mit Binsendocht und Bohnenöl sind; man gewöhnt sich an das hellere Licht und muß dann das Petroleum dazu kaufen; die Händler bringen Gewehre und Munition, sie schmuggeln kleine Feldgeschütze ein und liefern Bomben, Dynamit und Schießpulver, denn überall schwelt der Bandenkrieg weiter.

Neben aller Reaktion gibt es genug einsichtige Männer, die bereit sind, China der gleichen Operation zu unterwerfen, die Japan anscheinend Rettung in dem Dilemma zwischen alt und neu gebracht hat.

Die erstaunlichen Ergebnisse der japanischen Erneuerung werden allmählich in China spürbar.

Seit 1592, als der ehrgeizige japanische Politiker Hideyoschi eine Armee nach Korea schickte, hat sich der »Zwerg aus dem Ostmeer« für die Chinesen kaum jemals bemerkbar gemacht und sich ruhig mit dem bescheidenen Platz begnügt, der ihm nach chinesischer Auffassung zukommt. Mit der Meiji-Epoche aber zieht nicht nur in Japan der Geist Europas sieghaft ein, auch der japanische Expansionstrieb erwacht wieder. War es nicht der junge Samurai Yoschido Schoin, der die »alte Kaiserherrlichkeit« mit der Forderung verbunden hat, Japan müsse sich ein militärisches Vorfeld erobern?

Etliche Jahre nach den japanischen Reformen, 1875, erscheinen japanische Kriegsschiffe vor der Küste Koreas, des alten chinesischen Schutzgebietes, und dampfen in den Seoul-Fluß hinein. Die koreanischen Forts eröffnen das Feuer aus ihren uralten Bronzekanonen, worauf die japanische Regierung bei den chinesischen Mandarinen Protest einlegt.

Der sich entspinnende diplomatische Streit wird der Regierung in Peking vorgetragen. Auf dem Drachenthron sitzt ein minderjähriger Mandschu-Prinz, in dessen Namen ein Regentschaftsrat die Geschicke des Reiches lenkt. Dieses Kollegium besteht aus einem alten kaiserlichen Oheim und zwei Kaiserinwitwen, die beherrschende Figur in Peking jedoch ist die eine der beiden Witwen, Tsu-hsi, eine ungemein energische, herrschsüchtige und starrsinnige Frau.

Tsu-hsi hat mit dem Instinkt der klugen Frau begriffen, wie unheilvoll sich das europäische Gedankengut, dieses Gemisch aus Demokratie, Selbstbestimmungsrecht, Parlamentarismus und Gleichberechtigung, für den Mandschu-Thron auswirken muß. Sie steht allen Reformen mit dem Mißtrauen einer Dynastie gegenüber, die gewohnt ist, kraft göttlichen Rechtes, mittels einer absolut ergebenen Beamtenhierarchie und eines Netzes von Tatarengarnisonen zu gebieten. Deshalb ist der Apparat der Herrschaft auch nicht wie in Japan umgebaut worden, der Hof regiert weiter-

Tsu-hsi, die herrschsüchtige Regentin, lehnte sich gegen alle Reformbestrebungen auf

hin selbstherrlich; der Wille des Himmelssohnes ist die letzte Instanz und der Staatsrat die Quelle der Weisheit. Es gibt immer noch kein chinesisches Außenministerium, obschon mehr als ein Dutzend fremder Gesandtschaften in Peking akkreditiert ist. Da China sich für die Mitte der Welt hält, braucht es – nach Meinung Tsu-hsis – kein Ministerium für auswärtige Beziehungen, denn mit einer solchen Behörde würde man den übrigen Staaten zuviel Ehre erweisen.

Die Proteste Japans werden als untergeordnete Angelegenheit vom »Allgemeinen Yamen für fremde Angelegenheiten« – einem Amt vom Rang einer Provinzialbehörde – bearbeitet, und dieser Yamen sucht die Forderungen der Japaner damit abzutun, daß er erklärt, Japan möge sich wegen seiner Forderungen an die Koreaner halten, China habe sich in die inneren Dinge dieses Landes niemals eingemischt.

Das ist genau die Erklärung, von der die eroberungsfreudigen Japaner geträumt haben. Wird Korea von China nicht unterstützt, so kann es sich nach anderen »Beschützern« umsehen, und diese sind soeben mit ihren neuen, in England gekauften Kriegsschiffen den Seoul-Fluß hinaufgefahren.

Unter dem Druck japanischer Geschütze erklärt Korea seine »Unabhängigkeit« und läßt sich leicht davon überzeugen, daß es genau wie Japan eine Meiji-Periode durchmachen müsse, um den Anschluß an die Neuzeit zu finden. Ein japanischer General tritt in die Dienste der koreanischen Provinzialregierung und hilft dem »Land der Morgenstille«, ein modernes Heer aufzustellen. Der Instrukteur bringt Hunderte von Offizieren und Agenten mit. Eine »Erneuerungspartei« wird gegründet. Korea spaltet sich in zwei leidenschaftlich erregte Lager, wobei das eine die alte Tradition des koreanischen Königshauses, die Verbindung mit China und das Verharren im Alten, und die andere den Fortschritt im Wege der Zusammenarbeit mit Japan vertritt.

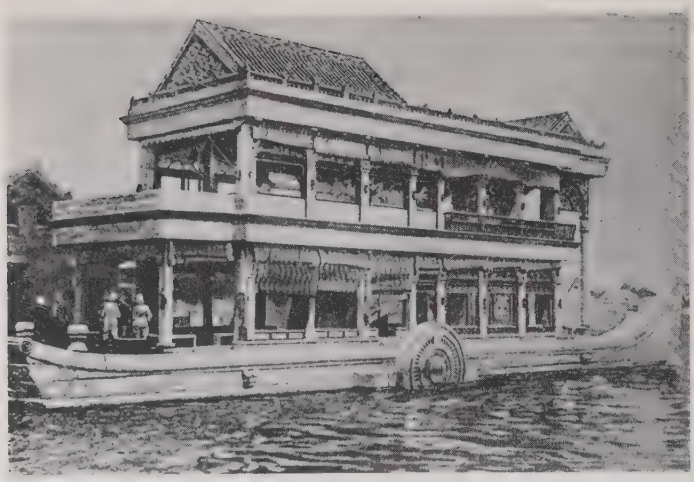
Für das Reich der Mitte bedeuten diese Ereignisse einen neuen Verlust an Einfluß und Prestige. Es täuscht sich nicht darüber, daß in Korea der chinesische Mandarin durch den japanischen Offizier abgelöst worden ist.

Die Geschehnisse in Korea und die vorausgegangenen Niederlagen reißen viele Chinesen, vor allem jüngere Männer, rauh aus der politischen Lethargie. Der Gedanke, man könne das verlorene

Ansehen nur wiedergewinnen, indem man sich mit Eifer dem umstürzenden technischen und politischen Wissen der Fremden zuwendet, ergreift immer breitere Kreise der heranwachsenden Generation. Es finden sich genug Gelehrte, die sich bemühen, die Bücher des Westens zu übersetzen, die sich mit Physik, Elektrizität, Magnetismus, Volkswirtschaftslehre und Industrialisierung befassen. In Kanton, Schanghai und Hongkong diskutieren junge Leute über Schall, Wärme, Optik, Geometrie und Statik, anstatt wie einst über die klassischen Bücher des »San-king« zu reden; aufgeschlossene Beamte reichen dem Hof in Peking nicht mehr die üblichen, poetisch formulierten Aufsätze über das Tao oder über die Störungen der Harmonie von Himmel, Erde und Volksleben ein, sondern Denkschriften, die eine Modernisierung von Heer, Flotte und Verwaltung nach dem Muster und Vorbild der europäischen Staaten vorschlagen.

Zumeist prallen die Anstrengungen der Reformer wirkungslos am unerschütterlichen Geist des alten, in sich selbst verharrenden mystischen Chinas ab. Als eine allgemeine, von Studenten und weitschauenden Kaufleuten eingeleitete Geldsammlung für den Aufbau einer neuzeitlichen Kriegsflotte zustande kommt und Millionenbeträge einbringt, verwendet die Kaiserinwitwe Tsu-hsi die Summe, um in einem See ihrer Palaststadt ein wundervolles Prunkschiff aus Marmor zu bauen.

Die Anhänger des Fortschritts erlahmen jedoch nicht; sie erhalten ständig frische Anregungen durch fremde, im Land tätige Persönlichkeiten. Der englische Missionar Timothy Richard, der sich nach längerem Wirken als Prediger in Innerchina in Peking niederläßt, gründet dort die »Gesellschaft zur Ausbreitung des christlichen und allgemeinen Wissens«. Diese gelehrte Gesellschaft gibt, ebenfalls in Peking, die »Internationale Rundschau« heraus, die unter intellektuellen Chinesen starke Verbreitung findet; sie vermittelt Aufklärungen über den Staatsaufbau, die Wirtschaft, die sozialen Ideen und die wissenschaftlichen Forschungen Westeuropas. Ein chinesischer Unternehmer läßt daraufhin das erste chinesische Journal – das »Chinesische Tageblatt« – erscheinen, und die Reformer schließen sich in der »Gesellschaft für nationale Entwicklung« zusammen. Von Jahr zu Jahr wächst außerdem die Zahl der jungen Chinesen, die bald zu Hunderten die Hochschulen des europäischen und amerikanischen Auslandes besuchen, um



Aus reinem Marmor bestand der Aufbau der prunkvollen Barke, die sich Kaiserin Tsu-hsi bauen ließ

sich an Ort und Stelle mit der westlichen Zivilisation vertraut zu machen.

All dies vollzieht sich unter dem Widerstand und begleitet von Schmähungen der reaktionären Clique der Hofaristokratie und der alten Mandarine, die im Zerbröckeln der hergebrachten Ordnung eine Gefahr für ihre eigene Machtposition wittern.

Großmandarin Liu-tsang, ein Mitglied des Geheimen Kabinettsrates der Kaiserinwitwe, erklärt:

»Lieber würde ich die chinesische Nation ausgetilgt sehen, als auch nur einen der politischen und sozialen Grundsätze der Fremden einzuführen!«

Solange Liu-tsang lebt, verläßt er seinen schönen Palast nie mehr durch das wunderbare, lackierte Prunktor, weil es dem Gebäude der französischen Botschaft gegenüberliegt, sondern er benützt ausschließlich die kleine Hinterpforte, um nur ja keinen der ver-

haßten Barbaren erblicken zu müssen. Auf sein Betreiben muß sich die »Gesellschaft für nationale Entwicklung« auflösen.

Der chinesische Riese schwankt aufgestört und unentschieden zwischen dem Gestern und dem Morgen, als ihn neuerliche schwere Schicksalsschläge treffen und in eine noch ärgere Verwirrung stürzen.

Sun Ya-tsen, der Heimgekehrte, findet gleich nach seiner Ankunft in Schanghai eine Gelegenheit, um in sein Heimatdorf nahe der Küste von Tschekiang zurückzukehren; ein Ochsenkarren, der Reis in die Stadt gebracht hat, will ihn mitnehmen.

Holpernd und stoßend kriecht das uralte Gefährt über die sanften Hügel. Kulikolonnen mit spitzen Strohhüten und Tragbalken wandern vorüber, andere Karren begegnen ihnen, Staub hängt in gelben Schwaden über den zerfurchten Straßen. In niederen, aus Lehm und Stroh erbauten Dörfern trotten Wasserbüffel, und auf den Feldern arbeiten tief gebückt die Bauern in ihren blauen Leinenkitteln. Manchmal taucht eine aufgetürmte Pagode, ein Tempel mit tief herabgeschweiftem Dach, ein breit hingelagerter Gutshof auf oder ein mit Mauern umwehrter Kang.

Als der Karren in eine lange Pappelallee einbiegt, steigt Sun ab und steht nun allein an der Wegkreuzung.

Er blickt voll Liebe und mit einer in vier langen Jahren angestauten Sehnsucht in das Tal hinab, wo sein Dorf zwischen Maulbeer- und Pflaumenbäumen, Hecken, Flechtzäunen und Bambusschilf liegt. Weit drüben hinter den schütteren Kiefernwäldern im Osten schimmert das Meer im Sonnenschein. Dort unten hat Sun Ya-tsen die Jugend verlebt, dort, im Gehöft seiner Ahnen, im Haus der Familie, wo sein ehrwürdiger Vater wohnt; auf dem lehmgelben Feld hinter der Hecke buckelt sich Grab an Grab, dort ruhen die ungezählten Generationen der Vorfahren. Sein Auge schweift über das Land, das an ein Schachbrett erinnert, so regelmäßig wird es zerteilt durch Felder, Wiesen und Äcker, immer wieder unterbrochen von den kleinen Flächen, auf denen sich winzige Gräberpyramiden erheben – ein Zeichen dafür, wie uralt die menschlichen Siedlungen sind; Legionen von Toten füllen die Erde, die bald nicht mehr ausreicht, die Lebenden zu nähren.

Das Dorf ist geblieben, was es schon vor tausend oder zweitausend Jahren war – Chinas eigentliches Herz.

Sun ist im Jahre 1866 in diesem Dorf geboren worden; er zählt jetzt achtzehn Jahre.

»Er ist ein geschmeidiger, gutaussehender Jüngling in europäischer Kleidung und für einen Südchinesen höher gewachsen als gewöhnlich . . .«

Ehe er dem gewundenen Fußpfad zur Talsenke folgt, verweilt er einige Zeit in tiefem Nachdenken.

Sein Dorf! Sein Jugendland . . .

Hier ging das Dasein seinen uralten Gang. Die weisen Männer, die den langen, dünnen Bart als Zeichen ihrer Familienvaterwürde trugen, sprachen wohl immer noch von den Regeln des Kung-futse, vom Tao des Lao-tse oder von den Lehren des Mo-ti; sie gaben sich den Anschein, in all ihrer Gelehrsamkeit und Philosophie erhaben zu sein über die Versuchungen des Lebens. Doch schon als Knabe hatte Sun die Doppelgesichtigkeit dieses nur scheinbar wohlgeordneten Lebensrhythmus' erkannt, der es Männern erlaubte, sich Nebenfrauen zu halten und hübsche Mädchenkinder zu kaufen. Selbst der greise Kung-futse-Priester des Dorfes hatte zwei junge Frauen. Hatten die reicheren Bauern Geld, so fuhren sie gelegentlich in die Stadt und besuchten die »Blumenschiffe« und Teehäuser, wo die Dirnen sie erfreuten. Und wie viele würdige Männer, die im Kreise ihrer Familienklans Anspruch auf Verehrung und Gehorsam erhoben, hatten die bräunliche, vertrocknete Runzelhaut, die stumpfen, verengten Augen der gewohnheitsmäßigen Opiumraucher!

Nein, das Leben im Dorf war kein ideales Dasein, so wenig wie die in ganz China herrschenden Zustände.

Sun war lange genug in der Fremde gewesen, um die Dinge schärfer und erbarmungsloser als früher zu durchschauen. Mit der Leidenschaft seiner Jugend, die nach Reinheit, Größe und Wahrheit lechzte, übte er Kritik an den erstarrten Formen, unter denen die Menschen seines Landes wie unter einem Joch seufzten.

Was war seine Jugendzeit im Dorf schon gewesen? Eine einzige Kette von Furcht, Lüge und Armut!

Haß wallt in ihm auf, wenn er an die hartherzigen Steuereintreiber zurückdenkt, die bei jeder Ernte erschienen, um in allen Familien den Hauptanteil am Ertrag der Jahresarbeit zu entwenden. Wofür? Damit korrupte, hochmütige Beamte ihr Parasitendasein in irgendeinem Palast führten, damit gewalttätige, verderbte, ausbeuterische Tatarengeneräle in Frauenhäusern zechten und damit der vom Gottähnlichkeitswahn besessene Hof in Peking sein Traumspiel von Größe und Macht fortsetzen konnte?

Wo war denn die Macht gewesen, als die Seeräuber landeten und plündernd in die Dörfer einbrachen? Wo weilten die gewaltigen Tatarengeneräle, wo die Mandarine mit Brustschildern, Pfauenfedern und Knöpfen, als die »Gelbflaggen« vom Meer hereinkamen und das friedliche Dörfchen dort unten an allen vier Ecken anzündeten, die Mädchen fortschleppten und alles raubten, was ihnen gefiel?

Betrug war das Leben im Dorf, Lüge die hochgepriesene Himmelsharmonie der altchinesischen Ordnung, ein Gebirge aus Schaum der Thron der Mandschu. Ganz China war, wie die Japaner sagten, ein Papiertiger, über dessen Zuckungen und lächerliches Fauchen sich die Welt amüsierte. Suns Gedanken wandern zurück in die Tage seiner frühen Kindheit, als er da unten im kleinen Kang neben dem Tempel des »Nördlichen Himmelsherrschers Pei-Ti« in die Dorfschule gegangen war.

Es war ein Wunder, daß das kleine Küstendorf eine eigene Schule besaß. Sie nannte sich »Stätte des glänzenden Jadeherrn«. Lehrer war der opiumsüchtige Besucher der Schanghaier »Blumenschiffe«, der weißbärtige Priester, und der Unterricht, an dem auch die Kinder der umliegenden Dörfer zuweilen teilnahmen, bestand in Schreibübungen, im Verfassen von Aufsätzen und vor allem im Auswendiglernen der Klassiker.

In Suns Ohren klingt noch das monotone Gesumme der endlosen Wiederholungen, die den Kindern aufgezwungen wurden, bis sie die unverstandenen Zitate aus den geheiligten Klassikern behielten, und jeder dieser Kernsätze schlug der Wirklichkeit, die sie täglich um sich sahen, ins Gesicht.

»Der Mensch ist von Natur aus gut!« oder »Es sorgt der Kaiser sich nicht, daß arm die Leute sind, er sorgt sich nur, daß keine Ungleichheit entsteht. Er sorgt sich nicht, daß die Menschen nur wenige sind, er sorgt allein, daß überall Friede herrscht!«

Gut sollen sie sein – die Menschen? Keine Ungleichheit dulde der Kaiser, keinen Krieg?

Das ganze Leben widerspricht den Klassikern! Nein, Sun Ya-tsen hat in der »Stätte des glänzenden Jadeherrn« nichts Brauchbares gelernt. Die Lehrer, denen er wirklich Dank schuldete, waren ein Rebell und die Fremden.

Der Jüngling setzt sich auf einen Baumstumpf und blickt hinüber zum Bambushain am Bach, wo er so oft mit einem Veteranen des T'ai-p'ing-Aufstandes saß. Wie hatten die Augen des alten Rebellen geglänzt, wenn er von den Gefechten mit den Tatarentruppen erzählte! Wie unvergeßlich waren die Einzelheiten des Heldenkampfes der Bauern, die sich – allerdings ohne Ergebnis – erhoben hatten, die verhaßten Mandschu davonzujagen!

Immer schon rumorten Unruhe, Trotz und Aufsässigkeit in Sun. Er weiß es wohl. Diese Empfindungen trieben ihn, als er, kaum vierzehnjährig, vor seinen Vater trat und ihm erklärte, er ziehe jetzt in die Fremde. Er bat nicht, wie es uralte chinesische Tradition verlangte, um die Zustimmung des Vaters. Er brannte danach, das Dorf zu verlassen. Sein älterer Bruder war vor Jahren, von Werbern der Fremden verlockt, als Kuli nach Hawaii gegangen und hatte in Honolulu durch Glück und Fleiß eine kleine Ananasplantage erwerben können. Zu ihm wollte Sun gehen.

Als Kuli hatte er sich das Reisegeld erarbeitet. Er blieb auf der Plantage des Bruders, bis ein amerikanischer Professor Gefallen an dem aufgeweckten Jungen fand und ihm ein Stipendium für das College in Honolulu verschaffte. Nun waren die Fremden seine Lehrer geworden.

Sun Ya-tsen spricht heute ein beinahe akzentfreies Englisch; er hat sich wie im Fluge die Kenntnisse eines gebildeten Europäers angeeignet. Kehrt er jetzt heim, so bezeugt nicht nur sein amerikanischer Sommeranzug, daß er verwandelt ist.

Aufatmend erhebt er sich und wandert hinab ins Tal. Er ahnt, daß ihn mancherlei Auseinandersetzungen erwarten. Wer wird ihn im Schatten der Schilfdächer und in der Nachbarschaft so vieler Gräber verstehen?

Freudig wird der Heimgekehrte begrüßt. Nachdem er seine Sohnespflicht erfüllt und den ehrwürdigen Großvater, dann seinen

Vater mit zahlreichen Verbeugungen geehrt hat, ist es Zeit, herzliche Umarmungen mit Mutter, Geschwistern und viele Händedrucke mit den zahllosen Vettern, Oheimen, Basen und Schulfreunden zu tauschen.

Das Haupt der Familie – des Vaters Vater, ein Greis – entschließt sich sogar zu einem Festmahl, das er freilich nicht selbst bezahlt, sondern nur kraft seiner Autorität anordnet. Am nächsten Tage versammeln sie sich alle, die mit harten Strichen in Suns Gedächtnis aufbewahrt sind: die gelbgesichtigen Opiumraucher, die ehrwürdigen Dorfalten, denen man gelegentlich auf den »Blumenschiffen« begegnen kann, die stolzen und eingebildeten Dorfhonoratioren, deren heimliches Gewerbe das Verleihen von Geld, Saatgetreide und Wasserbüffeln ist. Wehe dem unseligen Nachbarn, den Not in die Arme der Wucherer treibt; sie ruinieren ihn lächelnd und unter zahlreichen Segenssprüchen des Kung-futse, sie verrechnen dreißig Prozent Zinsen im Monat und lassen sie gar zu gern von den Töchtern der Schuldner im Dunkel der Nacht bezahlen. Jetzt aber sitzen sie alle friedlich beieinander: Geldverleiher, bäuerliche Lebemänner, brave Dummköpfe, aufgeblasene Narren, ehrliche Arbeitsleute, dazu der listige und salbungsvolle Hokuspokuspriester des »Pei-Ti«-Tempels und die Verwandten Suns, die nicht klüger, nicht besser und nicht weniger abergläubisch sind als alle anderen.

Während der junge Mann die Augen über die gierig Essenden wandern läßt, überkommen ihn Zorn und Trauer. Er denkt daran, wie er nach der Heimkehr, der Sitte gemäß, zuerst zum Gräberfeld der Ahnen und zum kleinen verfallenen Familientempel gegangen ist, um den verehrten Vorfahren seine Anwesenheit mitzuteilen. Rechts am Eingang ist das Schriftzeichen für »Elternliebe« und links das Zeichen für »Treue« angebracht, so wie es die Tradition verlangt.

Über dem bunt bemalten Portal des »Pei-Ti«-Tempels befindet sich das Symbol für »Menschlichkeit und Brüderlichkeit«, und zu Hause im einzigen Wohnzimmer des Gehöfts hängt eine hölzerne Tafel mit den Worten: »Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit«.

Überall in den chinesischen Dörfern hatte Sun den Hinweis auf diese drei Grundsatzpaare angetroffen, und wenn er es recht überlegte, so bildeten sie das moralische Gerippe des chinesischen Lebens. Das Volk ist gut, die Masse der Menschen will zumin-

dest gut, ehrlich, aufrichtig und treu sein; nur die äußeren Umstände verderben die Menschen, deshalb muß man sie ändern, muß aus abergläubischen Narren, aus haltlosen Opiumrauchern und Wucherern tatkräftige Männer machen, man muß vor allem dafür sorgen, daß die Jugend mit offeneren, klareren Augen in die Zukunft schaut.

Stumm sitzt Sun Ya-tsen inmitten der lärmenden Gesellschaft, die ihm zu Ehren Schweinefleisch, Reis und Kohl ißt und die dampfenden Reisweinschalen herumgehen läßt.

Er denkt an die Welt des amerikanischen Colleges in Honolulu, die so ganz anders, viel wirklichkeitsnäher, vernünftiger und zielbewußter ist. Sun Ya-tsen hat drei europäische Ideen in sich verankert, die er für die Wurzeln der abendländischen Überlegenheit hält. Sie heißen Nationalismus, Demokratie und Sozialismus.

Nationalismus ist für ihn die höhere Form der Treue, die nicht bei der Familie und Verwandtschaft endet, sondern sich auf das ganze Volk bezieht. Demokratie heißt das Recht der Millionen, den Gang ihres eigenen Schicksals mitzubestimmen und die Zukunft nicht willenlos den Händen irgendwelcher Tyrannen zu überlassen; und Sozialismus bedeutet gerechte Regelung des Eigentums an Boden, Beschränkung der Macht der Reichen, Zusammenschluß der Bauern und Arbeiter zum Kampf um eine bessere Lebensordnung.

Sun Ya-tsen paßt nicht mehr in sein Dorf, er versteht sich nicht mehr mit seiner Familie und den Schulfreunden; einmal – das wird ihm immer deutlicher – muß es zur Katastrophe kommen.

Man hat ihn zu einer Feier in den hölzernen Tempel des »Nördlichen Himmelsherrn Pei-Ti« genötigt; der Priester verbrennt Räucherstäbchen und vollzieht feierlich die uralten Riten.

Plötzlich lacht der junge Mann laut auf. Unruhe entsteht, man weist ihn heftig zurecht. Sun antwortet wild und aufrührerisch, gerät schließlich außer Rand und Band, tritt vor und versetzt zum Beweis für die Unsinnigkeit der Zeremonie dem Götzenbild einen derart kräftigen Schlag, daß er sich einige Finger bricht. Ein Aufschrei geht durch die Versammlung. Um nicht gelyncht zu werden, muß Sun Ya-tsen aus dem Dorf fliehen.

Sun Ya-tsen (1866–1925), der Vater der chinesischen Revolution

Wohin soll er sich wenden? Er wird der Narrheit der Rückständigkeit und dem Widerstand der Alten überall begegnen. Die Dörfler werden ihn nicht begreifen. Vielleicht hören ihn die Menschen der Städte, in denen das Leben rascher pulst und die Unzufriedenheit gärt. Es wäre wohl am vernünftigsten, wenn er sich in eine Stadt begibt, die von den Fremden beherrscht wird,

die Ähnlichkeit mit Honolulu hat und wo sich im Schutz der Ausländer die Rebellion vorbereiten läßt; Hongkong erscheint ihm geeignet für sein Vorhaben.

Das Ergebnis seiner bisherigen Erfahrungen war die Erkenntnis, daß China nur durch revolutionäre Maßnahmen geholfen werden kann. Ein Revolutionär aber muß sich zunächst tarnen und verbergen, er muß untertauchen. Deshalb läßt sich Sun Yatsen an der »Yale-in-China Medical-School« zu Hongkong als Student einschreiben.

Der angehende Arzt findet Gesinnungsfreunde: Einer von ihnen hat eine Schule in Japan besucht, ein anderer stammt von chinesischen Eltern ab, die in den USA leben, und ist dort aufgewachsen. Er und seine drei Freunde werden von den übrigen Studenten die »vier großen Banditen« genannt, weil sie ständig die Köpfe zusammenstecken und gegen alles anstürmen, was altüberkommen ist. Am engsten schließt sich Sun an den um elf Jahre älteren Tschen Tschi-mei an, der die kleine Truppe mit revolutionären Schriften versorgt – eine davon trägt den Titel »Das Kapital« und stammt aus der Feder des deutschen Gelehrten Karl Marx.

Tschen Tschi-mei ist es auch, der ein klares Ziel aufstellt, indem er vorschlägt, eine Partei zu gründen. Vielleicht solle sie »Tung-meng-hui« heißen: »Liga des allgemeinen Bundes«.

Eine neue entscheidende Wendung erfährt ihr Planen, als in Hongkong die Nachricht von einem abermaligen Schlag der Kolonialimperialisten eintrifft. Frankreich hat die alte chinesische Außenprovinz Tonking angegriffen!

Der korrupte und mutlose Kaiserhof duldet es, daß wieder ein Stück vom nationalen Lebensraum Chinas abgerissen wird. Die Massen reagieren auf die Schreckensbotschaft mit wehleidigen Klagen, die Intellektuellen suchen Trost in den Schriften der Klassiker – alle aber nehmen das Ereignis tatenlos hin, als erwarteten sie, daß das Schicksal für sie handle, als hofften sie auf ein Wunder.

Sun Ya-tsen aber weiß, daß das Wunder nur die Revolution sein kann.

Schwäche, das große Verbrechen

Leutnant Garnier war zwar nach Saigon zurückgekehrt, anstatt aber seine Pläne am »Roten Fluß« und in Yünnan realisieren zu können, wurde er mit seinem Truppenteil nach Frankreich zurückgerufen. Europa stand wieder einmal vor einer großen kriegerischen Auseinandersetzung.

Kaiser Napoleon III. hatte eine Niederlage in Mexiko erlitten und suchte nun eine neue Rechtfertigung seines Thrones in dem Krieg gegen das verhaßte Preußen Bismarcks.

Leutnant Garnier verteidigte sein Vaterland am Rhein, stand auf den Wällen von Paris und erlebte unter den Flammen der Kommuneaufstände die Geburt der Dritten Republik. Wie alle seine Kameraden litt er darunter, daß das niedergeworfene und besiegte Frankreich auf Elsaß-Lothringen verzichten und die sich schnell entfaltende Größe seines deutschen Nachbarn ertragen mußte.

Es war nur ein schwacher Trost, daß der führende Staatsmann des Deutschen Reiches, Fürst Otto von Bismarck, sich bemühte, den in ihrem Ehrgeiz schwer getroffenen Franzosen alle Wege zu ebnen, damit sie sich anderswo einen Ersatz für die verlorenen Provinzen verschaffen konnten. Er gab Frankreich freie Hand zum Erwerb von Kolonien und unterstützte es dabei nach Kräften. Mochte die Dritte Republik Länder, Märkte und Siege in der weiten Welt einheimsen, ihm ging es darum, daß sie Elsaß-Lothringen verschmerzte.

Als Capitaine kehrte Garnier nach Saigon mit dem Bewußtsein zurück, daß die Weltlage dem Unternehmen, das er seinerzeit mit Herrn Dupuis geplant hatte, der Schaffung eines Handelsweges über den »Roten Fluß« nach Yünnan, jetzt günstig sei. Es bedurfte nur eines äußerlichen Anlasses, um angreifen zu können.

Für diesen Anlaß sorgte der Kaufmann Jean Dupuis.

Monsieur Dupuis war ein Unternehmer großen Stils. Seine Geschäfte blühten, ihre Verzinsung ging ins Phantastische, seine Profite wucherten wie die Bäume des Dschungels. Yang-tse-kiang-Boote trugen ihm Tee, Seide, Porzellan, alte Bildrollen und Schrif-

ten, goldene Götzenbilder, goldgestickte Seidenröcke und altertümliche Waffen zu, und er lieferte dafür Reis, Opium, Kattun und vor allem – moderne Waffen.

Auf Grund der Aufzeichnungen, die ihm Garnier übergeben hatte, war er stromaufwärts nach Yünnan gefahren und hatte mit dem dort gegen die chinesischen Rebellen kämpfenden chinesischen Marschall Ma vereinbart, daß er ihm gegen Überlassung der Erträgnisse der Kupfer-, Zinn- und Bleibergwerke Remington-Gewehre in genügender Anzahl liefern werde. Die Frage war lediglich, wie man den Warenverkehr gefahrlos abwickeln konnte.

»Der Rote Fluß!« sagte Dupuis, der Marschall aber schüttelte den Kopf und erwiderte: »Den Fluß beherrschen die ›Schwarzflaggen‹!«

Dieser Geheimbund war ein Überbleibsel des großen T'ai-p'ing-Aufstandes. Er betätigte sich in Yünnan und Tonking; die Masse der ausgebeuteten Bauern, die Kulis der Bergwerke und Gutshöfe standen auf der Seite der »Schwarzflaggen«, und Banden von Flußpiraten und Räubern operierten zwischen Yünnan und dem Golf von Hanoi.

Monsieur Dupuis setzte sein Geld als Waffe ein und verschaffte sich Freunde unter den Bandenchefs. Unbelästigt fuhr er mit seiner Leibwache den Roten Fluß bis Hanoi hinab und bestätigte damit Garniers Vermutung, daß dieser Strom der geeignete Weg für den Handel mit Yünnan sei.

Als Garnier aus Frankreich zurückkehrte, hatte Dupuis eine kleine Privatarmee aus Chinesen, Malaien und Europäern angeworben und war mit einigen Dschunken von Schanghai bis Yünnan und über den Roten Fluß zurück an die Küste gefahren. Admiral Dupré, der jetzt das Kommando in Saigon führte, schickte ihm zwei Kriegsschiffe nach Hanoi entgegen, um ihn vor den Seeräubern zu schützen.

Als dem Statthalter von Hanoi Dupuis' kleine Flotte gemeldet wurde, hochbeladen mit Zinn und Kupfer, verbot er seinen Untertanen jeden Verkehr mit den Franzosen. Daraufhin nahm sich Monsieur Dupuis kraft seiner bewaffneten Gefolgschaft, was er brauchte. Er besetzte im Handstreich ein Stadtviertel Hanois.

Marschall Nguyên Tri-Phuong, der Statthalter des Königs von Indochina, antwortete damit, daß es nachts alle Brunnen dieses

Viertels vergiften und einige der mit den Franzosen gekommenen Kulis zu Tode prügeln ließ, was wiederum Monsieur Dupuis bewog, etliche der Brunnenvergifter und ein paar Soldaten des Marschalls öffentlich aufzuknüpfen.

Franzosen und Tonkinesen standen sich mit geladenen Gewehren gegenüber, als der von Admiral Dupré entsandte Capitaine Garnier mit zwei Kanonenbooten und einer Kompanie in Hanoi eintraf.

Jetzt zeigte sich der Marschall zu Verhandlungen bereit, die indessen zu nichts führten. Garnier wurde ungeduldig und beschloß zu handeln; wie Alexander der Große zerschlug er den Gordischen Knoten. Mit seinen einhundertachtzig Mann griff er überraschend die Zitadelle von Hanoi an, in der siebentausend Soldaten des Marschalls lagen.

Innerhalb einer Stunde wehte die Trikolore auf den Wällen der Festung. Marschall Nguyên Tri-Phuong flüchtete schwer verwundet mit dem Rest seiner Truppen in die Sümpfe.

Einige Tage später, als Capitaine Garnier mit dem Statthalter persönlich zusammentraf und ihm die Sinnlosigkeit eines Widerstandes gegen moderne europäische Truppen darlegte, empfing er vom alten Tiger eine wortlose und großartige Erwiderung – der Marschall riß sich die Verbände ab und verblutete.

Capitaine Garnier kannte den Kampfwert der Tonking-Soldaten. Er griff sie aufs neue an und fegte innerhalb eines Monats das ganze Delta des Roten Flusses von Feinden frei. Die Annamiten und Tonkinesen stoben in Rudeln davon, sobald sie nur die Käppis der Franzosen erblickten.

Die Erfolge machten den Capitaine leichtsinnig. Er bemerkte nicht, daß ihm plötzlich andere Truppen gegenüberstanden. Mit dem Strom waren Banden der »Schwarzflaggen« herangefahren, verstärkt durch reguläre chinesische Einheiten.

Am 17. Dezember 1873 schlug Capitaine Garnier einen Überfall der »Schwarzflaggen« zurück und setzte den Fliehenden an der Spitze von nur drei Mann nach. Das Gelände war ein knietief unter Wasser stehendes Reisfeld. Dampfend lag die schwüle Luft über den Sümpfen, und im benachbarten Dschungel lärmten die von den Schüssen aufgeschreckten Affen und Papageien. Aus einem Bambusdickicht schwirrte ein Speer und traf Garnier. Seine Leute versuchten ihn zu retten, aber auch sie fielen unter dem Hagel

von Pfeilen. Erst gegen Abend konnten französische Soldaten die Toten bergen.

Monsieur Dupuis schrieb über den Vorfall in sein Tagebuch:

»Nach dem Mittagessen begab ich mich in die Zitadelle. Ich wollte einen Blick auf Garniers Leiche werfen. Er lag zwischen zwei getöteten Matrosen. Sein rechter Arm war zur Seite geworfen, der linke lag längs des Körpers ausgestreckt; am rechten Fuß trug er einen Schuh, am linken nur eine weiße Socke. Die Kleidung hing in Fetzen, der Körper war mit Säbelhieben und Speerstichen bedeckt. Der Brustkorb war geöffnet und das Herz herausgerissen, vom Unterleib war die Haut weggerissen worden, der Kopf fehlte. Ich drückte ihm zum letztenmal die Hand und schwur, ihn zu rächen.«

Diese Kämpfe waren nur ein Vorspiel. Die französische Regierung, nach der Niederlage von 1871 vorsichtig geworden, will keine Rückschläge riskieren; zudem wendet sich jetzt das koloniale Interesse dem Schwarzen Erdteil zu. Darum schickt man aus Saigon einen Unterhändler nach Hué, der Hauptstadt Indochinas, der einen Protektoratsvertrag zustande bringt.

Kaiser Tü-Dük unterzeichnet die endgültige Abtretung der Cochinchina-Provinzen um Saigon und garantiert die Freiheit des Handels von Hanoi den Roten Fluß aufwärts. Dafür verpflichten sich die Franzosen zum Rückzug aus dem Delta von Hanoi.

Dabei kann weder Kaiser Tü-Dük noch die französische Verwaltung von Saigon am Roten Fluß irgend etwas garantieren. Dort herrschen die »Schwarzflaggen«. Der Statthalter des Kaisers in Tonking kümmert sich ebenfalls nicht um die Urkunde und geht sogar so weit, trotz des französischen Protektoratsvertrages das alte Schutzabkommen mit China zu erneuern.

In den achtziger Jahren jedoch nimmt Frankreichs Kolonialpolitik angesichts der allgemeinen Ausbreitung der europäischen Mächte über die farbige Welt einen neuen Aufschwung.

Der Kolonialminister Jules Ferry erklärt:

»Nationen sind nur groß durch ihre Aktivität. Glänzen ohne zu handeln bedeutet für eine große Nation den Verzicht. Ohne sich

zur Aktivität aufzuraffen, wird es Frankreich ergehen wie einigen jener Nationen, die vor drei-, vierhundert Jahren groß waren und heute schweigen müssen. Frankreich muß überall dabeisein, wo immer die Weltinteressen aufeinanderstoßen . . .«

In der Abgeordnetenkammer wendet er sich an die Tribüne, die gefüllt ist mit Sparern und Bankiers:

»Für reiche Länder sind Kolonien die vorteilhafteste Investition des Kapitals. Frankreich, das an seinen Kapitalien erstickt, muß sich endlich klar darüber werden, daß es seine Pflicht ist, zuzugreifen, ehe andere es tun . . .«

Um diese Zeit ist die Pariser Presse voll von Berichten über das tragische Ende des französischen Fregattenkapitäns Henri Rivière, der in Hanoi in die Hände von »Schwarzflaggen« fiel und grausam ermordet wurde. Auch der Name Garniers taucht in den Leitartikeln wieder auf.

Der Tag der französischen Rache ist angebrochen.

Im Feburar 1885 läuft eine Flotte unter Admiral Courbet mit siebzehntausend Mann nach Tonking aus, um in Hanoi, am Roten Fluß und im Flußdelta endlich klare Verhältnisse zu schaffen. Daß dieser Vorstoß Krieg mit der chinesischen Schutzmacht bedeutet, macht niemand Kopfschmerzen. China ist schwach, und Frankreich ist stark. Schwäche aber ist das einzige Verbrechen der Weltpolitik, für das es keine Gnade gibt.

Das Erscheinen der großen Flotte jagt die Piraten von der südchinesischen See in ihre Schlupfwinkel. Die Truppen fahren beinahe kampflos von Hanoi den Roten Fluß hinauf und nehmen die Festung Langson, die tief im Dschungel liegt. Dort treffen sie auf das chinesische Heer.

Die nach Paris gelangenden Meldungen aus Langson überstürzen sich. Die Chinesen sind nicht mehr so mittelalterlich gerüstet wie einst. Sie verfügen jetzt auch über Feldgeschütze, deren Verschlüsse und Rohre das eingestanzte Firmenzeichen Krupp tragen. Die Infanterie ist mit Remington-Gewehren bewaffnet.

Ein wilder, erbarmungsloser Kampf tobt um die Dschungelfestung Langson, die von den Chinesen stürmisch angegriffen wird. Der französische Kommandeur, Oberst Herbinger, verliert

die ruhige Überlegung und befiehlt den Rückzug. Er läßt seine Artillerie und den Troß zurück und flieht den Roten Fluß hinab. Hinter ihm fährt die chinesische Armee auf Stromdschunken. Die »Schwarzflaggen« brechen von Osten und Norden durch die Urwälder vor; aus den Sümpfen kriechen die annamitischen Partisanen.

In dieser Situation, die so gefahrvoll ist, daß in der französischen Abgeordnetenkammer Clemenceau an der Spitze der Opposition den Kolonialminister Ferry zum Rücktritt zwingt, trifft in Paris die Nachricht ein, die Mandschu-Regierung habe am 4. April 1885 einen Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet und für immer auf Tonking und Annam verzichtet. Damit ist Yünnan dem französischen Handel geöffnet und ganz Indochina ein Protektorat der Dritten Republik.

Der ungeheuere Jubel, der Frankreich erfüllt und die Kurse der Pariser Börse hochschnellen läßt, wirkt auf die chinesischen Nationalisten wie ein Keulenschlag. Nun sind Sun Ya-tsen und seine Freunde fest entschlossen, die Revolution zu wagen und die untaugliche Dynastie der Mandschu davonzujagen.

Fast gleichzeitig mit diesen Ereignissen verschärft sich eine Auseinandersetzung der chinesischen Regierung mit den USA wegen der Auswanderung von Chinesen nach Übersee.

Chinas Bevölkerungszahl schwillt in den achtziger Jahren auf etwa 350 Millionen an, auf den engen und nur beschränkt für den Landbau geeigneten japanischen Inseln leben um 1885 etwa sechsunddreißig Millionen Menschen. Der Druck des Bevölkerungsüberschusses macht sich um so mehr fühlbar, als die Industrialisierung erst in den Kinderschuhen steckt. Was urprünglich ein menschenunwürdiges Geschäft gar zu tüchtiger Unternehmer gewesen war, der Handel mit Kulis, wird jetzt zur Hilfe für viele Erwerbslose, die in der Heimat keine Lebensmöglichkeit mehr finden.

Die hundertmal neu und stets in kleinere Flächen zerteilten, durch die wachsenden Gräberfelder und die sich ausdehnenden Gutsländereien der herrschenden Schicht eingeengten Äcker der chinesischen Familien sind genauso wenig imstande, die zahlreichen Kinder zu ernähren, wie die schmalen Flurstreifen und

Reisterrassen längs der Küsten und in den Bergtälern Japans, wo große Familien auf zwei und drei Morgen Land sitzen. Für die höchst bedürfnislos lebenden, um die primitivste Existenz kämpfenden Massen der gelben Rasse bedeuten selbst die unmenschlichsten Arbeitsbedingungen, die ihnen kapitalistische Unternehmer im Westen anbieten, eine Erlösung und die Erhaltung der Existenz. Bei ihrer fast erschreckenden Sparsamkeit, bei ihrem Fleiß und ihrer zähen Geduld erschließt sich ihnen vielfach die Möglichkeit, nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem winzigen Vermögen in die geliebte Heimat zurückzukehren.

Deshalb finden die Werber der großen Plantagen, Bergwerksgesellschaften, Bahnbaufirmen und sonstiger Unternehmer, die nach billigen Arbeitskräften suchen, sowohl in den chinesischen wie in den japanischen Hafenstädten genug junge Leute, die gern langfristige Kontrakte unterzeichnen und sich dabei noch glücklich schätzen, überhaupt angenommen zu werden.

Seit 1885 ist besonders die Gruppe der Hawaii-Inseln das Ziel der japanischen Auswanderung. Auf den dortigen Zuckerrohrplantagen werden gerne japanische Kulis verwendet. Sie schuften für sechzig bis siebzig Cents Tageslohn bei vierzehnstündiger Arbeitszeit, und was die sonstigen Arbeitsbedingungen anbelangt, so sind sie hier nicht schlimmer als sonstwo um den Pazifik. Sie offenbaren sich in den Begrüßungsworten eines Aufsehers an die gelben Kulis: »Wenn ihr gut arbeitet, bin ich gut zu euch. Wenn ihr faulenzt, haue ich euch mit der Peitsche auf den Schädel!«

Die chinesische Auswanderung zielt mit ihrer Stoßrichtung hauptsächlich auf Kalifornien und schwillt nach 1880 von Jahr zu Jahr an. Chinesen als Wäscher, Versitzgrubenleerer, Köche, Gärtner, Straßen-, Bahn- und Bergwerksarbeiter, als Maurer, Ziegelträger und Kleinladenbesitzer in der China-town zu San Francisco machen sich wie ein ausfließender Teig breit. Allmählich wird die gelbe Einwanderung ein Problem für die USA, die durch den 1867 durchgeführten Ankauf von Alaska die Russen vom amerikanischen Kontinent nicht deshalb vertrieben haben, um sich von den Chinesen unterwandern zu lassen. Die Zeitungen schreiben, die Kultur des weißen Mannes sei gefährdet, wenn diese Invasion menschlicher Arbeitsbienen nicht aufhöre. Wie kann der weiße Proletarier jemals hoffen, sich bessere soziale

Bedingungen zu erstreiten, solange die Gelben als Lohndrücker auftreten und für eine Handvoll Reis jeden noch so unwürdigen Arbeitsvertrag eingehen?

Beide Häuser des nordamerikanischen Kongresses nehmen ein Gesetz an, das den Chinesen die Einwanderung auf die Dauer von zehn Jahren verbietet. Die weiße Welt, so fassen die Menschen Ostasiens das Gesetz auf, baut einen Wall gegen sie und verschließt ihnen die Tore, während gleichzeitig Kaufleute, Ingenieure, Geologen und Glücksritter aller westlichen Nationen in Ostasien einströmen, seine Reichtümer plündern und nach Gutdünken sogar die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände verändern.

Eine neue Welle des Fremdenhasses ergreift China. Was freilich die chinesische Auswanderung nach Kalifornien anbelangt, so läuft sie dank des Organisationstalentes geschäftstüchtiger Manager fast ungehindert fort. Die amerikanischen Kapitalisten brauchen die billigen gelben Arbeiter und verschaffen sie sich mit Hilfe von Schmugglerschiffen oder auf dem Umweg über mexikanische Häfen, wo die armen Kulis in einer Verfassung eintreffen, die sich kaum vom Elend der Menschenfrachten unterscheidet, die vor zwei Jahrhunderten aus den von Afrika kommenden Sklavenschiffen ausgeladen wurden.

Jeder Kampf um Lebensraum kann nur mit dem Einsatz militärischer und wirtschaftlicher Kräfte entschieden werden. Schwäche bedeutet dabei ein Verbrechen an der Zukunft des Volkes. Klarer als China hat dieses Schicksalsgesetz Japan begriffen, das sich seit der Meiji-Reform der modernen Welt rasch angleicht, dessen Heer sich nach deutschem Vorbild organisiert und bewaffnet und dessen Flotte nach englischem Muster aufgerüstet wird. Im »Geheimen Reichsrat« sitzt eine Anzahl energischer Männer, die auf alte Pläne zurückgreifen und von der Erweiterung des japanischen Lebensraumes auf dem gegenüberliegenden Festland träumen.

Schon einmal, im Jahre 1875, hat Japan versucht, sich in Korea festzusetzen. China hatte die »Unabhängigkeit« Koreas zähneknirschend anerkannt und ohnmächtig zugesehen, daß in Seoul ein japanischer General als Leiter einer Militärmission an Land ging. Dieser Vorbote des Kommenden sorgte dafür, daß junge, fortschrittsbegeisterte Koreaner eine »Neuerungspartei« gründe-

ten. Es kam aber später zu Unruhen, bei denen der japanische General sein Leben verlor.

Das war ein willkommener Anlaß für Japan, Truppen in einzelne koreanische Städte zu verlegen. Die koreanisch-chinesische Mandarinverwaltung fristete ihr Dasein seither im Anblick der japanischen Bajonette, doch im Volke gärte der Unwille gegen die fremde Besatzung.

Neue Unruhen brachen 1884 aus, als, von den Japanern geschürt, ein Angriff junger Anhänger der »Neuerungspartei« auf den Königspalast zu Seoul erfolgte und die Königin getötet wurde. Nun erhob sich ganz Korea.

Der japanische Minister Graf Ito und der Leiter des »Yamen für auswärtige Angelegenheiten« in Peking, Großmandarin Li Hung-Tschang, vereinbarten 1885, daß sich sowohl Japan als auch China der Einmischung enthielten und daß keine weiteren Truppen nach Korea geschickt werden sollten.

Knapp zehn Jahre danach war Korea abermals der Schauplatz von Unruhen. Fremde Kaufleute wurden ermordet, auch Japaner fanden den Tod, und die Regierung in Seoul konnte sich nun nicht mehr anders helfen, als daß sie die traditionelle Schutzmacht China um Unterstützung bat. Chinesische Truppen rückten in Nordkorea ein.

Damit hatte Japan den langersehnten Kriegsgrund und landete ebenfalls eine Armee in Korea.

Die Gelder zum Bau einer chinesischen Kriegsflotte hat die Kaiserinwitwe Tsu-hsi zum Bau eines herrlichen Parks und eines in Schiffsform aufgeführten Marmorpavillons verwendet. Ihre Truppen sind mit systemlos zusammengekauften Waffen ausgerüstet, mit meist veralteten Modellen, mit Gewehren, die bei der Umarmierung des französischen und österreichischen Heeres ausgeschieden worden waren. Das Kaliber ist bei jedem Regiment anders, der Munitionsnachschub daher kompliziert und unzulänglich. Wenn den Statthaltern und Kriegsherren der Provinzen Summen überwiesen werden, um Kruppgeschütze zu kaufen, so kommt auf jede erworbene Kanone ein doppelt so hoher Betrag, den man für Bestechungsgelder, für private Zwecke und das alle Maße übersteigende Luxusbedürfnis der Mandarine abzweigt.

Japanische Darstellung eines Gefechts im Krieg zwischen China und Japan 1894/95

Das Gros der chinesischen Armee rückt wie vor hundert Jahren mit Bambuslanzen, Schwertern, Schuppenpanzern, Bronzekanonen und Schleudern ins Feld, und die wenigen nach europäischer Art ausgestatteten Regimenter sind nur mangelhaft ausgebildet.

Die wie ein Uhrwerk präzise operierende japanische Armee treibt das Massenaufgebot der Chinesen in stürmischem Angriff aus Korea hinaus und wirft es schon Ende 1894 über den Grenzfluß Yalu ins eigentliche China zurück. Nun enthüllen sich die weitgesteckten Absichten Japans. Es geht ihm nicht allein um Korea. Das japanische Reich ist überzeugt, die Zeit sei angebrochen, sich als führende Macht Ostasiens zu bewähren und ein mächtiges Groß-Japan zu schaffen.

Eine Transportflotte landet eine zweite japanische Armee an der Liaotung-Halbinsel; beinahe kampflos werden die wichtigen Häfen Port Arthur und Talin-wan besetzt.

Der Mandschu-Hof in Peking ist sich seiner Schwäche wohl bewußt. Man weiß im »Palast der vollkommenen Harmonie«, daß keine Anstrengung des Riesenreichs von dreihundertsiebzig Millionen die Japaner hindern kann, in die Hauptstadt zu marschieren. Hohe Mandarine reisen deshalb in aller Eile ins japanische Hauptquartier und flehen demütig um Frieden.

Japan aber will den totalen Sieg, keinen halben Frieden.

Erst als die japanische Kriegsflotte vor Wei-hai-wei die altertümliche chinesische Dschunkenarmada in den Grund bohrt, als China ohnmächtig und hilflos am Boden liegt, der Gnade des Siegers ausgeliefert, zeigt sich Graf Ito zu Verhandlungen bereit.

Japans Triumph ist verfrüht. Unwillig beginnt sich jetzt jener gefährliche Riese zu regen, der die Schicksale Ostasiens bestimmt – das britische Imperium. Mit Ärger und Mißtrauen hat man in Europa bemerkt, daß sich Japan als aufstrebende ostasiatische Militär- und Flottenmacht in den Vordergrund schiebt. Beim Ausbruch des Koreakonflikts schon, also 1894, hat England versucht, den Kampf der beiden gelben Staaten zu verhindern und die sichere Niederlage Chinas zu vermeiden. Dabei waren ihm das Deutsche Reich und Kaiser Wilhelm II. in die Parade gefahren.

Angesichts des Sieges der Japaner und ihrer maßlosen Forderungen an das geschlagene China verstärkt England seine Bemühungen zur Stützung der Chinesen und sucht die Mitwirkung anderer europäischer Großmächte.

Mit den Franzosen einigt sich England über die Grenzen Siams; Laos und Kambodscha werden nun endgültig dem indonesischen Kolonialreich Frankreichs einverleibt. Britannien beschränkt sich auf das in einem dritten Burmakrieg eroberte Oberburma, das zu Britisch-Indien geschlagen wird.

Rußland und England pflegten bisher geradezu traditionsgemäß ihre gegenseitige Abneigung, die Antipathie zwischen Haifisch und Bär, wie man oft witzelte; nun sucht England zum erstenmal nach einer Formel des Zusammenlebens mit dem Russischen Reich.

Die russischen Kolonialpioniere haben inzwischen von der sibirischen Irtysch-Provinz aus in einem von der Weltöffentlichkeit kaum bemerkten zähen Kleinkrieg die einstigen Mongolen- und Turkländer zwischen Aralsee, Balkaschsee und Amu Darja – also die historischen Länder Buchara, Ferghana und Samarkand – besetzt; sie sind auf ihrem weiteren Vormarsch ins Land Kuldscha, einem Teilgebiet der chinesischen Provinz Dsungarei, eingedrungen und haben sich jetzt den Pamirpässen genähert. Das bedeutet eine unmittelbare Gefährdung der britischen Hauptkolonie Indien. Deshalb sind die Briten schon vorsorglich 1879 in Afghanistan eingezogen und haben einen militärischen Sperrriegel zwischen die Russen im Pamir und ihre vorgeschobenen Posten in Kaschmir und Nordwestindien gelegt. Um aber mit Rußland in freundschaftlichere Beziehungen zu kommen, anerkennen sie russische Erwerbungen im Pamirplateau.

Als Deutschland sieht, daß sich eine Allianz Frankreich–Rußland–England anbahnt, erklärt es sich ebenfalls bereit, an einer europäischen Vermittlungsaktion im chinesisch-japanischen Konflikt mitzuwirken, sofern ihm die Anlage eines deutschen Stützpunktes auf dem chinesischen Festland ermöglicht werde.

Die Front der abendländischen Großmächte ist damit geschlossen. Am Verhandlungstisch in Schimonoseki sitzen die chinesischen und japanischen Unterhändler den Vertretern der vier größten europäischen Staaten gegenüber.

Der in dieser Konferenz am 17. März 1895 abgeschlossene Vertrag bestätigt Koreas Unabhängigkeit von China, die Insel Formosa kommt unter japanische Hoheit. Die weitergehenden Forderungen des Siegers – Abtretung der Halbinsel Liaotung und des Stützpunktes Wei-hai-wei – scheitern am Widerstand der Europäer, die keine Militärmacht fremder Rasse im Kranz ihrer eigenen Stützpunkte und Handelsinteressen dulden wollen.

Nach der recht bescheidenen Abspeisung des japanischen Siegers fordern die Vermittler ihren Lohn vom geschlagenen China. Deutschland erhält das Niederlassungsrecht in Hankau und Tientsien, Frankreich schlägt eine Verbesserung seiner Kolonialgrenze in Tonking und verschiedene Handelsvorteile heraus, den Hauptanteil aber trägt der russische Bär davon.

Rußland hat auf der Konferenz in Schimonoseki die Rolle eines Beschützers Chinas gespielt und setzt dieses Samariterwerk nun

fort, indem es dem beinahe bankerotten Chinesischen Reich zur Bezahlung seiner Kriegsschulden eine Anleihe von vierhundert Millionen Goldfrancs auf dem französischen Geldmarkt vermittelt. Dafür allerdings, daß es Bürgschaft für diese Anleihe leistet, bedingt sich Rußland nicht nur die Verpfändung der Zolleinnahmen in Nordchina aus, sondern läßt sich auch in einem Geheimvertrag vom November 1896 die Lizenz zum Bau einer Eisenbahn quer durch die Mandschurei erteilen. Die Bahnlinie soll die schon im Bau befindliche Transsibirische Eisenbahn, als deren Endpunkt Wladiwostok vorgesehen ist, wesentlich verkürzen.

Die Abmachungen gehen noch weiter: Rußland erhält das Recht, die über chinesisches Staatsgebiet führende Bahnlinie mit militärischen Posten und Lagern zu schützen; ferner stehen die von den Japanern unter dem Druck der Europäer geräumten Häfen Port Arthur und Talien-wan im Falle eines ostasiatischen Krieges der russischen Flotte zur Verfügung; und schließlich gewinnt das Zarenreich mit der Gründung der Russisch-Chinesischen Bank in Schanghai einen bedeutenden Einfluß auf die chinesischen Finanzen. Dafür verpflichtet sich Rußland, China bei der Aufstellung einer modernen Armee behilflich zu sein.

Der Vertrag ist im Grunde nichts anderes als das Ergebnis chinesischer Schwäche und auswärtiger Erpressung. Bei seiner Unterzeichnung erklärt der Vizekönig von Petschili, Großmandarin Liz-Hung-Tschang, dem russischen Außenminister Witte: »Wir Chinesen können euch angesichts unserer Schwäche nicht hindern, die Bahn durch unser Land zu bauen, aber denken Sie später an meine Prophezeiung: Diese Bahn baut ihr lediglich für die Japaner!«

Kaum ein Jahrzehnt später sollte sich dieses Wort auf drastische Art bewahrheiten.

Kurz vor Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges um Korea, im Jahre 1894, promovierte Sun Ya-tsen zum Doktor der Medizin. Er und seine Freunde waren längst über das jugendliche Ungestüm der »Vier großen Banditen« hinausgewachsen; sie hatten Studenten und Intellektuelle um sich versammelt, die Zahl ihrer Anhänger ständig vermehrt und einen Geheimbund gegründet.

An der Universität Hongkong studierten viele Söhne vornehmer Familien, Männer, die im Ausland gewesen waren und Hochschulen in Amerika, England oder Japan besucht hatten. Hongkong glich einem Kessel, in dem tausend Ideen kochten.

Wo aber befand sich die Armee dieses Generalstabs von morgen? Wo stand das Volk?

Teilnahmslos nahmen die Kulis und Schiffer, die zum Markt pilgernden Bauern, die Kaufleute und Bürger die für China beschämenden politischen und militärischen Geschehnisse hin. Korea lag für sie so weit entfernt wie Indochina. Von der Größe der Han-, T'ang- oder Ming-Zeit wußten sie nichts. Das Leben der Menge wurde bestimmt von der Schale Reis am Abend, dem Obdach, dem Besuch der »Blumenschiffe« oder von der Pfeife Opium! Für den Bauern aus Tschekiang und Kiang-su war es wichtig, daß ihm seine Frau einen Sohn, viele Söhne schenkte; der Tod chinesischer Soldaten am Yalu oder der Untergang der chinesischen Flotte bei Wei-hai-wei erschienen ihm als Ereignis von untergeordneter Bedeutung.

Wo konnte man den Hebel ansetzen, dieses Volk zur Besinnung aufzurütteln?

Die Hitzköpfe von Hongkong machten einen großen Fehler, als die beschämenden Bestimmungen des Friedens von Schimonoseki bekannt wurden. In ihrer jugendlichen Entrüstung und in der irrigen Annahme, daß alle so dächten wie sie, fuhren sie nach Veröffentlichung der Verträge nach Kanton, ins alte Nest der Unruhe, um die Einwohnerschaft zum Volksaufstand gegen die Mandschu-Regierung aufzurufen. Sie mußten aber feststellen, daß sich die Bevölkerung der großen Hafenstadt weder um den Krieg noch um das Friedensabkommen kümmerte und daß die wenigen, die zu lesen verstanden, in ihren von den Statthaltern zensierten Zeitungen keine Zeile von der Schmach von Schimonoseki gefunden hatten. China beachtete nicht einmal seine Erniedrigung, es ließ sich treiben und lebte in den Tag hinein.

Der kleine Aufruhr, den Dr. Sun Ya-tsen, Tschen Tschi-mei und ihre Freunde anzettelten, verlief im Sande; er war weiter nichts als der Auflauf einiger Studenten, den die nächste Tatarentruppe auseinandersprengte. Die Menschen auf den Straßen blieben kaum stehen, um zu fragen, was diese Narren in ihren europäischen Anzügen eigentlich wollten.

Die kleine Gruppe der Revolutionäre stob, als die Soldaten anrückten, auseinander, einige fielen, andere verschwanden in Kerkern. Tschen Tschi-mei entrann nach Hongkong und suchte dort für die Zukunft neue Anhänger zu werben. Sun Ya-tsen, gegen den die Regierung einen Steckbrief erließ, tauchte verkleidet in Schanghai auf, um eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Amerika zu finden.

Im Leinenkleid eines Kulis durchstreifte Sun die von starken Gerüchen erfüllten, vom Lärm brausenden Straßen der Riesenstadt, er sah das Elend, er hätte aufschreien und die Massen aufrütteln mögen: Ändert die Zustände und habt den Mut, für eure Zukunft zu kämpfen! Aber die Menschen trotteten stumpfsinnig durch die Gassen, als menschliche Pferde vor Rikschas gespannt, sie schleppten im Trab Ballen und Lasten an den Jochen, sie troffen von Schweiß, sie hämmerten in den Werkstätten, sie arbeiteten sich ab, doch sie hoben die Köpfe nicht, und kein Zorn überkam sie beim Anblick der Bank- und Kontorpaläste auf dem »Bund«, wo ein europäischer Block nach dem anderen stand. Sie sahen mit blicklosen Augen auf die am Park von Schanghai aufgestellten Schilder mit der chinesischen und englischen Aufschrift: »Hunden und Chinesen ist der Zutritt verboten!«

Dr. Sun nahm Passage auf einem Dampfer, der nach Honolulu bestimmt war. Er verließ seine Heimat, um in der fernen, fremden Welt die Freiheit seines Volkes vorzubereiten.

Einige Zeit blieb er bei seinen alten Universitätsfreunden in Honolulu, wo er auf eine größere Aufgeschlossenheit für die politischen Fragen Chinas traf. Unter seiner Leitung bildete sich die »Hsing Chung-hui«, die »Gesellschaft des wiedererstehenden China«. Er schrieb zahllose Briefe an Chinesen, die im Ausland lebten, er sandte Aufruf um Aufruf an alle, die seinen Plänen vielleicht helfen wollten und konnten.

Tschen Tschi-mei, der im exterritorialen Hongkong weilte, gründete dort eine Zentrale der »Gesellschaft« und teilte Dr. Sun mit, er und seine Gefährten hätten eine Nationalflagge für China entworfen: eine weiße Sonne auf blauem Feld; die Sonne symbolisiere die »Reinheit« im Raume der »Klarheit«; Reinheit und Klarheit sollten das freie China kennzeichnen.

Von Honolulu reiste Sun in die Vereinigten Staaten von Amerika. Durch die Großzügigkeit reicher Chinesen besaß er jetzt genügend Mittel, um seine Erkundungsfahrten zu finanzieren.

Wohin er auch kam – in San Francisco, Washington oder New York –, studierte er die Verhältnisse der weißen Welt. An die Freunde in Hongkong schrieb er:

»Die Wünsche Chinas können nur dann verwirklicht werden, wenn es uns gelingt, den Staat von Grund auf zu erneuern. Der Zustrom ausländischen Kapitals im größtmöglichen Ausmaß muß uns willkommen sein, und wir müssen auch ausländische Wissenschaftler und Fachleute heranziehen, um unser Land zu entwickeln und uns selbst auszubilden . . .«

In dieser Absicht sprach Dr. Sun bei der Regierung der USA und später auch bei der Großbritanniens vor, um ihre Hilfe für seine Pläne zu erlangen. Sein Weg führte ihn deshalb nach London, wo er nur durch die Aufmerksamkeit seiner englischen Freunde einem von der chinesischen Botschaft vorbereiteten Anschlag auf sein Leben entging.

Die Gelbe Gefahr

Von London kehrt Sun Ya-tsen nach Hongkong zurück, wagt es jedoch nicht, längere Zeit in der britischen Kronkolonie zu bleiben. Nach kurzer Besprechung mit seinen Mitverschworenen reist er nach Japan weiter, das er zum neuen Zentrum der »Gesellschaft des wiedererstehenden China« macht. Die folgende Zeit verbringt er in unermüdlicher Tätigkeit; er schreibt wieder Hunderte von Briefen, Flugblättern und Zeitungsartikeln; er bereist vor allem die starken chinesischen Niederlassungen im Ausland, in Annam, Tonking und Singapur, um die Geldmittel für die geplante Revolution reichlicher fließen zu lassen.

Der Ausverkauf Chinas wird unterdessen fortgesetzt.

Als zwei deutsche Missionare in Schantung von herumschweifenden Banden ermordet werden, sieht der deutsche Kaiser Wilhelm II. die günstige Gelegenheit gekommen, sich in den Besitz eines Stützpunktes in China zu setzen.

Am 14. November 1897 landet ein deutsches Geschwader unter Konteradmiral Diederichs Truppen auf der Schantung-Halbinsel; sie besetzen ohne Widerstand den Hafenplatz Kiautschou, worauf die chinesische Regierung im Vertrag vom 6. März 1898 die Kiautschoubucht und den Hafen für neunundneunzig Jahre dem Deutschen Reich verpachtet. Der sofort von deutschen Firmen begonnene Bau einer Eisenbahnlinie nach Tsingtau zeigt, daß das Reich die Absicht hat, sich auf chinesischem Hoheitsgebiet häuslich niederzulassen. Deutsche Bergbauunternehmungen und Handelskontore beginnen ihre Tätigkeit.

Die fortdauernden Niederlagen Chinas rühren allmählich alle Kreise der Gebildeten im Lande auf. Die Forderung nach Erneuerung geht nun auch von Leuten aus, die keine Beziehung zu Sun Ya-tsen und seinen Freunden unterhalten. Führer dieser Neuerungsbewegung sind die Konfuzianer K'ang Yu-wei aus Kanton und der Gelehrte Ku Hung-Ming.

Die Schriften dieser Männer, die sich um die innere Wiedergeburt des Landes und um praktische Reformen auf westlicher Grundlage bemühen, kommen dem jungen Kaiser Tê-tsung zu Gesicht. Er läßt sich, knabenhaft begeistert, weitere Bücher K'angs und Meister Ku Hung-Mings vorlegen, schreibt den Verfassern und erhält darauf, durch die Vermittlung einiger fortschrittlicher Männer seines Gefolges, eine Denkschrift K'angs, in der dieser die Einführung einer konstitutionellen Regierung und die Übernahme gewisser Reformen des japanischen Meiji-Systems empfiehlt.

Der Zeitpunkt ist für solche Pläne günstig gewählt. Die Kaiserinwitwe Tsu-hsi weilt soeben fern von der Hauptstadt im Sommerpalast zu Jehol. Der Himmelssohn ruft erneuerungsfreudige Männer nach Peking und unterzeichnet eine Reihe von Reformedikten. Endlich scheint in China der frische Wind der neuen Zeit durch die altehrwürdigen Säle zu wehen.

K'ang ist Realpolitiker genug, dem Kaiser zu empfehlen, sich rechtzeitig eines militärischen Schutzes zu versichern, worauf der Befehl an den Kriegsherrn von Schantung, General und Statthalter Yüan Schih-kai, ergeht, seine modern ausgerüsteten Truppen nach Peking zu verlegen.

Yüan Schih-kai mißt das Gewicht der alten, energischen Tsu-hsi gegen den überschäumenden, von unreifen Gefühlen bestimm-

ten vierzehnjährigen Kaiser ab, dann schickt er Eilboten nach Jehol.

Nur hundert Tage lang hat der Versuch der Staatsreform gedauert; dann ist Tsu-hsi wieder in Peking.

Das letzte, was Kaiser Tê-tsung für seine Freunde tun kann, ist, sie rechtzeitig zu warnen. K'ang, sein Schüler Liang Ch'i-ch'ao und Meister Ku Hung-Ming entrinnen. Der eine wendet sich nach Japan, die anderen fliehen in die internationalen Niederlassungen von Schanghai und Hongkong. Wer zurückbleibt, verliert das Leben.

Die Henker bekommen Arbeit; die Köpfe der besten Männer Chinas rollen in den Sand. Die »Verbotene Stadt« flüstert davon, daß die kaiserliche Tante den jungen Himmelssohn wie einen Schuljungen gescholten und bestraft habe. Im offiziellen Kommuniqué heißt es, die Gesundheit des Herrschers sei angegriffen, er benötige eine längere Zeit völliger Ruhe.

Kaiser Tê-tsung bewohnt von nun an die »Insel der Unsterblichen« im »Südmeer-See« des kaiserlichen Parks. Eine einzige Brücke führt über das Wasser, und davor stehen Tag und Nacht schwerbewaffnete Posten. Der Kaiser ist der chinesischen Welt entrückt, über die weiterhin die Kaiserinwitwe Tsu-hsi herrscht, unterstützt von dem zu hohen Ehren gelangten Statthalter Yüan Schih-kai.

Unterdessen verdüstert sich die allgemeine Weltlage von neuem.

Über Südafrika ballen sich die Gewitterwolken des Burenkrieges, auf der westindischen Insel Kuba ist ein Aufstand der Bevölkerung gegen die rückständigen Verwaltungsmethoden der spanischen Kolonialherren im Gange, und da auf Kuba sehr große nordamerikanische Kapitalien in den Tabak- und Zuckerrohrplantagen angelegt sind, werfen sich die USA zu Wortführern der nach größerer Freiheit strebenden Bevölkerung auf. Ein Krieg der USA gegen Spanien steht vor der Tür; der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein.

England hält sich aus Tradition, Frankreich aus Klugheit von einer Einmischung in diesen Konflikt zurück; einzig das Deutsche Reich, dessen wirtschaftliche und politische Interessen gar nicht berührt sind, erachtet seine überlieferte Freundschaft mit Spanien für wichtig genug, sich als Verteidiger aufzuspielen.

Der Kaiser dirigiert telegrafisch die gesamten im Pazifik verfügbaren deutschen Seestreitkräfte unter Admiral Diederichs in die philippinischen Gewässer.

»Die Besorgnis der USA, daß sich Deutschland auf den Philippinen festsetzen und die bereits unangenehm spürbare deutsche Handelskonkurrenz im Pazifischen Raum noch verstärken könne, trieben die Vereinigten Staaten tatsächlich dazu, diese Inseln für sich zu beanspruchen. Als Deutschland später die Marianen- und Karolineninseln von Spanien kaufte, schien sich aller Verdacht zu bestätigen. Seither waren viele Amerikaner nicht nur davon überzeugt, daß Deutschland eine gierige Macht sei, sondern daß es auch eine böse Eifersucht dazu treiben könnte, bei Gelegenheit den USA einen bösen Streich zu spielen [20].«

Die Ereignisse überstürzen sich. Nach der Explosion des amerikanischen Kreuzers »Maine« vor Kuba erklärt Präsident McKinley am 25. April 1898 Spanien den Krieg. Der erste amerikanische Schlag fällt im Pazifik gegen die Hauptinsel der Philippinen, Manila.

Die philippinische Inselgruppe befindet sich jetzt in Aufruhr. Die seit 1565 dort herrschenden Spanier haben an ihrer feudalen Verwaltung seit vielen Jahrhunderten kaum etwas verändert, vor allem unterdrücken sie die eingewanderten Chinesen, in deren Händen zum großen Teil der Außen- und Binnenhandel und die Finanzwirtschaft liegen. Der Geist der neuen Zeit, die Parolen Selbstbestimmung, Freiheit für alle, unbehinderter Welthandel trieben die unzufriedenen Filipinos, Malaien und Chinesen zur Rebellion gegen die spanischen Herren.

Eine spanische Kriegsflotte unter Admiral Montojo kreuzt zwar vor der Bai von Manila, die modernen amerikanischen Panzerschiffe aber verfügen über eine größere Reichweite der Geschütze und schießen die Gegner am 1. Mai 1898 auf den Meeresgrund.

Da die Entscheidung auch in der westindischen See und auf Kuba bald zugunsten der USA ausfällt, kommt es am 1. Oktober 1898 zu Friedensverhandlungen in Paris.

Die gesamte Inselgruppe der Philippinen, dazu die Insel Guam aus der Eilandgruppe der Ladronen, müssen neben Kuba und

Porto Rico von Spanien freigegeben werden. Für den Preis von zwanzig Millionen Dollar übernehmen die USA die Philippinen und Guam und treten damit als Pazifische Kolonialmacht neben die übrigen imperialistischen Staaten. Diese neue Rolle der Vereinigten Staaten wird dadurch unterstrichen, daß auch die Hawaii-Inseln mit Einwilligung ihrer Regierung von den USA annektiert und die beiden Samoainseln Tutuila und Manua mit Zustimmung von Großbritannien und des Deutschen Reiches amerikanischer Besitz werden.

Die junge Weltmacht der Vereinigten Staaten, die so deutlich ihren Willen kundtut, sich Rechte als Anrainerin des Stillen Ozeans zu verschaffen, und deren Handel mit Ozeanien, Japan und China rapid zunimmt, läßt allerdings keinen Zweifel darüber, daß sie weniger an einen politischen und militanten Imperialismus, als vielmehr an wirtschaftliche Gewinne denkt. Der Geist der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 wird von ihr nicht gänzlich verleugnet.

In einem Memorandum von 1899 wenden sich die USA an die Regierungen von Großbritannien, Frankreich, Rußland, Japan, Deutschland und Italien. Sie fordern, daß alle Sonderrechte der europäischen Nationen auf chinesischem Gebiet aufgehoben und eine allgemeine Politik der offenen Tür beachtet werden soll. Dieser zu Vernunft und Mäßigung mahnende Vorschlag kommt jedoch zu spät und trifft zudem auf taube Ohren.

China ist bereits auf dem Wege in eine neue Katastrophe.

Der Haß der Kaiserinwitwe Tsu-hsi gegen alles westliche Wesen ist durch die Reformversuche ihres jungen Neffen von neuem geweckt worden. Sie und die Reaktionäre der Pekinger Hofgesellschaft können die Ursache aller Unruhen und der Schwäche Chinas nur in den verderblichen europäischen Ideen, im »Konstitutionalismus«, in der Demokratie und im Sozialismus finden; sie glauben, es ließe sich der Kopf der bedrohlich anschwellenden Schlange der Reformsucht mit einer einzigen Aktion zertreten. Sie zürnen, weil der Einspruch der fremden Gesandten das Leben des jungen närrischen Kaisers gerettet hat, der jetzt in Gefangenschaft auf der »Insel der Unsterblichen« lebt, anstatt daß man ihn in die Unsterblichkeit der Ewigkeit schickte, wie es

Chinesische Kulis entfesselten im Jahre 1900 den Boxeraufstand

eigentlich hätte geschehen sollen. Die Fremden sind diejenigen, die den drei Haupträdelsführern der Reformer Asyl gewähren und Leute wie Sun Ya-tsen schützen.

Lenkt man – so folgern die Reaktionäre – die Empörung des Volkes auf die Fremden, so löst sich das Problem der inneren Unzufriedenheit von selbst. Man muß den Massen ein Ventil öffnen zur Entladung ihres Zornes.

Eine vom Hof nicht nur geduldete, sondern offen geförderte Hetze gegen die Ausländer ergreift alle Provinzen. Einsichtige Chinesen, besonders die christlichen Angestellten der Missionen, Krankenhäuser, Handelskontore und Gesandtschaften warnen ihre weißen Vorgesetzten und Arbeitsgenossen und äußern die Befürchtung, daß es bald zu schweren Ausbrüchen kommen werde.

Führende Organisation in der Fremdenhetze ist der Geheimbund der »Gerechten Harmonie«, dessen Mitglieder von den Europäern »Boxer« genannt werden. Die Boxerhorden wandern raubend und bettelnd durch die Provinzen, sie haben kein poli-

tisches Programm, ihr einziger Schlachtruf ist »Tod den Fremden!« Ihr Abzeichen ist ein roter Turban.

Viele Fremde reisen rechtzeitig zur Küste und stellen sich unter den Schutz der europäischen Kriegsschiffe und Truppen; andere harren auf ihren Posten aus im Vertrauen auf die durch ehrlichen Handel, durch Samariterdienste, Predigt und christliche Werke der Nächstenliebe erworbene Zuneigung der ortsansässigen Bevölkerung.

Das Unwetter bricht im Frühjahr 1899 schlagartig los. Überall tauchen rasende Horden rotbemützter Boxer auf und stürmen Missionen, ausländische Stationen und Niederlassungen. Hunderte von Priestern, Missionsschwestern und Kaufleuten finden einen grauenhaften Tod. Die Exzesse der Grausamkeit sind unbeschreiblich.

In Peking flüchten die Ausländer mit ihren Familien in die Gesandtschaftsgebäude. Die Proteste der Botschafter am Kaiserhof werden höhnisch zurückgewiesen. Auch durch die Straßen der Hauptstadt wälzen sich tobende Massen und brüllen: »Tod den Fremden.« Ganz offensichtlich steht die Regierung der Kaiserinwitwe auf seiten der Mörderbanden.

Die kleinen Schutzkorps der auswärtigen Gesandtschaften verbarrikadieren sich in einigen massiven Gebäuden; alle Männer der Fremdenkolonie treten in ihre Reihen. Geschütze und Gewehre starren von den Umfassungsmauern der Legationen.

Der deutsche Geschäftsträger von Ketteler versucht noch einmal, in der »Verbotenen Stadt« vorstellig zu werden und begibt sich trotz der Warnungen seiner Freunde mit einer kleinen Bedeckung auf den Weg zur Kaiserstadt. Er kommt nicht weit. Eine heulende Menge umringt ihn, Schüsse fallen, und Baron von Ketteler sinkt tödlich getroffen auf die Straße. Zur selben Stunde beginnen die Boxer zu Tausenden den Sturm auf das Gesandtschaftsviertel nahe dem »Tor des himmlischen Friedens«. Die eingeschlossenen Fremden kämpfen um ihr Leben.

Aus den Hafenplätzen Tientsin, Kiautschou, Schanghai und Hongkong morst der Telegraf die Ereignisse des Boxeraufstandes und der akuten Bedrohung der Gesandtschaften unaufhörlich in alle Teile der Welt.

Mit solchen Plakaten hetzten die Boxer die chinesischen Massen gegen die Fremdlinge auf

Sofort nach Ausbruch des Aufstandes hat die zweideutige Haltung der chinesischen Regierung, die weder Ordnung schafft noch den fremden Mächten Genugtuung für die Ermordung ihrer Bürger bietet, diese Mächte – Deutschland, England, Rußland, Frankreich, Österreich, Italien, Japan und die USA – bewogen, sich gemeinsam um die Sicherung ihrer Untertanen in China zu kümmern. Kriegsschiffe der Verbündeten erscheinen unter Volldampf an der Mündung des Pei-ho. Der englische Admiral Seymour marschiert mit zweitausend Mann gegen Peking, muß aber umkehren, weil ihm übermächtige chinesische Kräfte mit moderner Bewaffnung entgegentreten.

Am 17. Juni 1900 gelingt die Erstürmung der Taku-Forts, die von englischen und japanischen Schiffen und vom deutschen Kanonenboot »Iltis« in Brand geschossen worden sind. Tientsin fällt nach sehr harten Kämpfen, am 14. August wird Peking genommen. Die Gesandtschaften sind befreit, doch der Boxeraufstand ist noch keineswegs niedergeschlagen.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. hat bereits vor einigen Jahren vor der »Gelben Gefahr« gewarnt. Auf seine Anregung malte Hermann Knackfuß ein diesem Thema gewidmetes Bild, das, von einem Berliner Verlag vervielfältigt, weit verbreitet wurde, es trägt die Unterschrift: »Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!«

Das Bild zeigt als Verkörperung des deutschen Volkes den Erzengel Michael mit dem Flammenschwert, hinter dem sich die übrigen Nationen Europas furchtsam gruppieren. Der deutsche Michel weist mit mahnender Gebärde auf ein dunkel heraufziehendes Wettergewölk im Osten, in dessen Flammenschein sich eine Buddhafigur abzeichnet, während die tief unten liegende Welt in Brand und Verwüstung liegt.

Die theatralische, der wahren weltpolitischen Situation in keiner Weise entsprechende Darstellung hat in der europäischen Öffentlichkeit lediglich Heiterkeit erregt, im Fernen Osten aber ist man schwer verstimmt. Durch die jüngsten Ereignisse jedoch mit den Greueln des Boxerkrieges scheint der Kaiser gerechtfertigt zu sein. Die Stunde ist da, in der er sich an die Spitze einer europäischen Mission setzen und zum Schwertträger des Abendlandes werden kann. Endlich bietet sich seinem Ehrgeiz die Gelegenheit, Großmachtpolitik zu betreiben.

Der Vormarsch Rußlands in Asien, der Ausbau der Transsibirischen und Mandschurischen Eisenbahn, die Umwandlung der Seestädte Wladiwostok, Port Arthur und Dalni zu russischen Kriegshäfen stempelten den Zaren zum Erzfeind Japans, das in Korea gesiegt hatte und den mandschurischen Raum als eigenes, naturgegebenes Expansionsgebiet betrachtete. Auch Großbritannien, dessen Politik es zwei Jahrhunderte lang gelungen war, Rußland von den warmen Meeren und damit als Handelskonkurrenten von den Weltmärkten fernzuhalten, steuerte angesichts des unwiderstehlichen Drangs der Russen zum Pazifik nun wieder einen antirussischen Kurs. Die Gleichartigkeit ihrer ostasiatischen Interessen führte England und Japan sogar zu einer gemeinsamen Wirtschafts-, Flotten- und Raumpolitik zusammen. Beide Mächte sind durchaus zufrieden, als die von Admiral Seymour geführte Aktion die Boxer aus Peking verjagt; sie wünschen kein Eingreifen weiterer Mächte in China.

Kaiser Wilhelm indessen hat andere Absichten. In einer auf-

sehenerregenden Erklärung verkündet er, sein Freund, der Zar, habe ihm vorgeschlagen, der deutsche General Waldersee möge den Oberbefehl über alle gegen China eingesetzten europäischen Truppen übernehmen. Kurz darauf dementiert der russische Außenminister diese Behauptung. Ungeachtet dieser für ihn unerfreulichen Situation ernennt Kaiser Wilhelm im August 1900, zu einem Zeitpunkt, als die bedrohten Gesandtschaften in Peking bereits befreit sind, den zum Feldmarschall beförderten Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber eines Chinakorps, das sich alsbald in Bremerhaven einschifft.

In seiner Abschiedsrede in Bremerhaven sagt der Kaiser einige Phrasen, die den Deutschen später schweren Schaden zufügen und zum willkommenen Material antideutscher Propaganda gemacht werden.

»Ihr wißt wohl, ihr sollt fechten gegen einen tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr an ihn, so wißt: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht! Führt eure Waffen so, daß auf tausend Jahre hinaus kein Chinese mehr wagt, einen Deutschen scheel anzuschen. Ihr sollt rächen, nicht nur den Tod des Gesandten, sondern auch den vieler Deutscher und Europäer . . .«

Am 27. September übernimmt Feldmarschall Graf Waldersee auch den Oberbefehl über die verbündeten Truppen mit insgesamt 64 000 Mann, denn, da die Expedition nun einmal rollt, sind alle europäischen Großmächte dabei; die Beute soll nicht einer einzigen Schutzmacht zufallen.

Unter ihren Fahnen, voran die Militärkapellen, rücken die Verbände in Peking ein. Es kommt zu Plünderungen, Zerstörungen und Bränden; besonders umfangreich sind die Verwüstungen in der Tatarenstadt und im Verbotenen Bezirk.

In verschiedenen, von Peking und Tientsin ausgehenden Vorstößen schlagen die europäischen Truppen die chinesischen Heere trotz deren zahlenmäßiger Übermacht, zersprengen die Boxer und nehmen ihre Stützpunkte ein. Im März dringen die Deutschen bis zur Großen Mauer vor, am 23. April werden die Chinesen bei Huolu entscheidend besiegt.

Die chinesische Regierung sieht sich nach der Flucht ihres Heeres hinter die Große Mauer außerstande, weiter Widerstand zu leisten und nimmt die Forderungen der Großmächte an.

Der Friedensvertrag ist ein Diktat.

Die festgenommenen Rädelsführer der Boxer werden öffentlich gehenkt, alle Befestigungen von Tientsin bis Peking müssen geschleift werden, damit die europäischen Truppen künftig jederzeit ihren Besuch wiederholen können. Zur Entschädigung für vernichtetes ausländisches Eigentum und zur Buße für die Morde wird China verpflichtet, die für damalige Begriffe ungeheure Summe von vierhundertfünfzig Millionen Tael (eine Milliarde dreihundert Millionen Goldmark) zu bezahlen, eine Last, an der es bis 1940 tragen wird.

Selbst diese harten Bedingungen erschöpfen noch nicht das ganze Ausmaß der Einbußen, die der Boxeraufstand China aufgebürdet hat.

Rußland nützt die günstige Gelegenheit, die nördlichen Teile der Mandschurei zu annektieren, und erzwingt sich außerdem die Erlaubnis, die Festung Port Arthur mit der Transsibirischen Bahn zu verbinden. Deutschland gewährt dem Zaren dabei diplomatischen Feuerschutz, weil es hofft, Rußlands Interesse vom Balkan und von den slawischen Gebieten seines europäischen Bündnispartners Österreich-Ungarn abzulenken. Seine Haltung hat freilich die Nebenwirkung, daß sich die gegen das Deutsche Reich gerichteten Antipathien in England und Japan verschärfen.

Die Spannung zwischen Rußland und Japan ist seither offenkundig und treibt einer kriegerischen Entladung rasch entgegen.

Während dieser aufgeregten Jahre macht die geographische und geologische Erschließung der asiatischen Länder große Fortschritte.

Zwischen 1885 und 1908 führt Sven Hedin fünf Expeditionen durch Tibet, durch die Wüste Gobi und die zentralasiatischen Gebirge bis in die chinesisch-mongolischen Randgebiete, die wegen der Gefahren, die jedem Fremdling dort drohten und wegen ihrer Unwegsamkeit auf den europäischen Landkarten bis dahin als weiße Flecke erschienen und kaum bekannt gewesen waren. Der deutsche Offizier Filchner wandert 1900 über das Pamirplateau nach Tibet, Yünnan und Westchina.

Exekution gefangener Boxer

Diese bewundernswürdigen Kulturtaten indessen treten vor den Augen der Weltöffentlichkeit hinter die dramatischen Ereignisse zurück, die sich im Norden Chinas anbahnen.

1901 ist die Transsibirische Eisenbahn vollendet bis auf das Mittelstück am Baikalsee. Eine kurze Frist noch – dann rollen auf eisernen Straßen russische Truppen, Siedler und Ausrüstungen nach Osten, für Japan ein Alptraum. Rußland als Seemacht auf dem Pazifik ist auch für England ein unerträglicher Gedanke. Darum schließen Großbritannien und Japan am 30. Januar 1902 ein Militärbündnis, mit dem sie Chinas Unabhängigkeit garantieren und sich für den Fall eines Angriffs durch eine dritte Macht gegenseitige Hilfe versprechen.

Die Russen haben nach dem Friedensschluß von Peking zwar zugesagt, die als Faustpfand zurückgehaltenen Teile der Mandschurei möglichst bald zu räumen, doch schieben sie den Abmarsch von Monat zu Monat hinaus. Berichte japanischer Agenten melden sogar, daß sie ihre Standorte in den okkupierten Gebieten fieberhaft ausbauen.

Verhandlungen zwischen Tokio und Petersburg ziehen sich erfolglos hin. Im Herbst 1903 nimmt die Spannung in beängstigender Weise zu. Japan erfährt, daß die Russen den Winter abwarten, um über das Eis des Baikalsees Schienen zu legen und auf der dann in ihrer ganzen Länge verwendbaren sibirischen Bahn große Truppenverstärkungen nach Osten zu werfen. Für das Inselvolk gilt es also, sofort zu handeln.

Japan steht vor der Nötigung, jenes Gesetz der Geschichte zu bestätigen, wonach keine junge Macht zur Weltgeltung aufzusteigen vermag, ohne ihren Rang im Kampf mit einer alten Macht zu behaupten. Die Rechtfertigung der japanischen Reformen muß im Waffengang mit Rußland erfolgen; jetzt muß es sich erweisen, ob die Verwandlung des mittelalterlichen Schogun-Staates in das moderne Kaiserreich geglückt ist und ob es der einen Generation der Neuerer gelungen ist, innerhalb von drei Jahrzehnten nicht nur den Anschluß an die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts zu finden, sondern auch Japan so stark zu machen, daß es sich durchsetzt. Die Bevormundung durch fremde Staaten hat Japan 1899 abgeschüttelt und die auswärtigen Mächte zum Verzicht auf ihre Konsulargerichtsbarkeit und ihre inländischen Sonderrechte veranlaßt. Das Heer, von preußischen Offizieren gedrillt und von deutschen Firmen gerüstet, hat sich sprunghaft vergrößert; die Flotte ist durch britische Fachleute aufgebaut und ausgebildet. Ministerpräsident Katsura glaubt, den Waffengang mit dem russischen Riesen wagen zu dürfen, solange dieser nur mit einem Teil seines Heeres im Fernen Osten zu kämpfen vermag.

Im Februar 1904 bricht Japan die diplomatischen Beziehungen zu Rußland ab und läßt gleichzeitig die russische Pazifikflotte im Hafen von Port Arthur durch eigene Kriegsschiffe einschließen. Nach Lahmlegung der russischen Flotte ist es den Japanern möglich, ihre Landarmee ungestört nach Korea überzusetzen. Japanische Verbände überqueren den Yalufluß und beginnen den Vormarsch in die Mandschurei.

Der russische Statthalter der Mandschurei, Admiral Alexejew, dem die Befehlsgewalt sowohl über Heer wie Flotte zusteht, nimmt zwar die Japaner nicht ernst, hat aber auch nicht die Nerven, die bereits heranrollenden Verstärkungen abzuwarten.

Er jagt Depesche um Depesche in das von der Flotte des Admirals Togo belagerte und blockierte Port Arthur und befiehlt den eingeschlossenen Schiffen auszubrechen. Bei ihrem Versuch, die Minensperre vor dem Hafen zu durchfahren, laufen sie in die Torpedos der Japaner hinein. Die russische Ostasienflotte versinkt.

Tag und Nacht hämmern die japanischen Kanonen von den Hügeln um die Hafenfestung auf die tapfer kämpfende Besatzung. Immer mehr schwindet die Hoffnung auf Port Arthurs Befreiung; die Festung ergibt sich den Japanern am 2. Januar 1905, nachdem diese durch das Bombardement von den Höhen den Rest der russischen Flotte im Hafen versenkt haben.

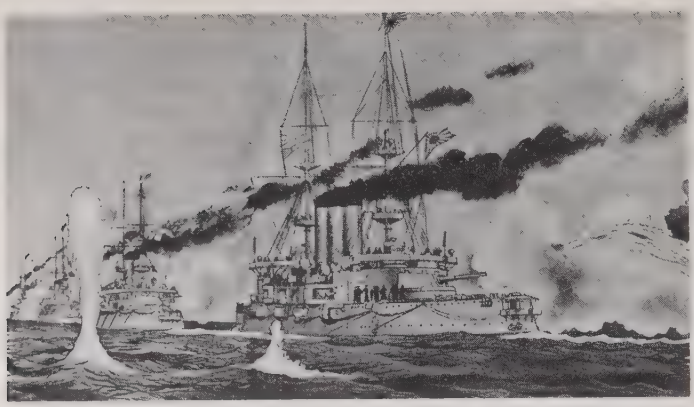
Anfang März 1905 rückt der japanische General Oyama mit mehr als dreihunderttausend Mann auf Mukden vor, das der Russe Kuropatkin wütend verteidigt und schließlich doch aufgeben muß. Langsam drängen die unerschütterlich kämpfenden Japaner den Feind aus der umstrittenen Provinz.

Die Entscheidung fällt aber auf dem Ozean.

Über See dampfen, jeden Tag näher rückend, die grauen Riesenleiber der russischen Schlachtflotte heran, das »Baltische Geschwader« unter dem Kommando des Admirals Roschdestwenskij soll die Wende bringen. Sie sind Mitte Oktober 1904 in Libau ausgefahren, umrunden den halben Erdball, fahren in höchster Geschwindigkeit um Afrika, durchpflügen den Indischen Ozean, die Sundasee, die Südchinesische See und erscheinen im Mai vor der Küste Koreas.

Im Koreasund, nahe der Insel Tsuschima, trifft die russische Flotte auf die an Zahl und Ausrüstung überlegenen japanischen Geschwader. Von über dreißig Schiffen, die Admiral Roschdestwenskij in die Seeschlacht führt, können sich nur drei in den schützenden Hafen von Wladiwostok retten. Sieghaft flattert die Fahne mit der Sonne Japans über dem Gelben Meer.

Japan empfängt keineswegs den vollen Preis seines Sieges; dafür sorgen die USA und England. Nur das von ihm zum zweitenmal eroberte Port Arthur mit den umliegenden Gebieten und der Südteil der Insel Sachalin werden japanisch. Die Mandschurei



Die japanische Flotte beschießt im Jahre 1904 den Hafen Port Arthur. (Nach einem zeitgenössischen japanischen Holzschnitt)

fällt an China zurück. Korea wird japanisches Schutzgebiet, nicht aber Kolonie. Die mandschurische Eisenbahn geht in japanisches Eigentum über, das heißt, die neugegründete »Südmandschurische Eisenbahn-Gesellschaft« übernimmt sie und wirkt fortan als Japans politischer und militärischer Agent auf chinesischem Boden.

Obschon im »Frieden von Portsmouth« nicht alle Wünsche der Japaner erfüllt werden, so hat sich ihr Staat doch einen festen Platz unter den Großmächten errungen, die im Wettbewerb um die Reichtümer und den Einfluß auf die Menschenmassen Ostasiens stehen.

In der Presse Europas, das zum erstenmal vom Gefühl gestreift wird, die Tage seiner alleinigen Vorherrschaft könnten gezählt sein, wird Kaiser Wilhelms Wort von der »Gelben Gefahr« häufiger zitiert, und auch Männer gebrauchen es, die bewiesen haben, daß ihr Blick für die Zukunft scharf genug ist. Noch ist es Japan, der zur Größe erwachte »Inselzwerg«, der Europa Kopfzerbrechen verursacht; morgen vielleicht wird es die andere gelbe Macht sein, der an Menschenfülle gewaltigste aller Staaten: China, ein Reich von vierhundert Millionen.

Die chinesischen Volksmassen, die sich um die Niederlagen ihres eigenen Landes in Korea und Indochina wenig gekümmert haben, sind von dem japanischen Triumph über eine europäische Großmacht tief beeindruckt. Warum soll dem großen China nicht eines Tages dasselbe gelingen, was dem kleinen Japan gelungen ist?

Die Nation gerät langsam in Bewegung, und die Reformversuche, zu denen sich nun sogar die reaktionäre Regierung der Kaiserinwitwe entschließt, beweisen, daß Peking endlich der allgemeinen Volksstimmung Rechnung zu tragen sich anschickt.

Die gebildeten Chinesen erklären allenthalben, der Sieg Japans sei nur dadurch möglich gewesen, daß ein moderner konstitutioneller Staat der Autokratie – dem absolutistisch regierenden Zaren – grundsätzlich überlegen sei. Der Ruf nach einer chinesischen Verfassung verstärkt sich, und weil auch in den Südprovinzen der alte Haß der Ming-Anhänger gegen die Mandschu in Bandenkriegen und ständig wiederholten Revolten fortschwelt, entschließen sich die Berater der Kaiserinwitwe, vor allem der kluge Yüan Schih-kai, eine Reihe von Reformedikten herauszugeben und es den meist reaktionären Beamten zu überlassen, den wirklichen Fortschritt zu sabotieren.

Yüan Schih-kai ist überzeugt, daß in der für China heraufziehenden Zeit das entscheidende Gewicht beim Militär liegen wird. Er ist der Typ jener »Kriegsherren«, die in der chinesischen Geschichte schon so oft eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt haben.

Während seines Dienstes in Schantung hat Yüan Schih-kai es verstanden, alle Modernisierungsversuche im Heerwesen, die Einführung neuer Gewehre und Geschütze, die Verwendung ausländischer Instruktionsoffiziere und die Verwirklichung neuer Ausbildungsvorschriften vornehmlich auf das ihm unterstellte Armeekorps zu konzentrieren. Seine Truppen sind Chinas Eliteverbände. Er schonte sie im Boxerkrieg bewußt und entzog sie der Katastrophe, indem er sie zur Sicherung der geheiligten Person der Kaiserinwitwe nach Jehol zurücknahm. Als die Reformedikte erscheinen, sorgt Yüan Schih-kai dafür, daß wenigstens die auf das Heerwesen bezüglichen Verfügungen strikt durchgeführt werden.

Da er die Beträge des Rüstungsetats verteilt und die Beförderungen im höheren Offizierskorps der Kaiserinwitwe vorschlägt, bewerben sich fast alle Militärbefehlshaber der Provinzen um seine Gunst, und Yüan kann sich bald als das Haupt der Militärpartei fühlen, die den Namen »Peiyang« führt.

Seine Haustruppe, die Schantung-Armee, wird weiter modernisiert und gut ausgebildet. Aus den zwei im Jahre 1900 vorhandenen, nach westlichem Muster geschulten und bewaffneten Elitedivisionen werden bis 1905 sechs moderne Divisionen. In der nordchinesischen Stadt Pao-ting errichtete Yüan eine Kriegsakademie, an der deutsche, französische und englische Offiziere unterrichten. Nach Beendigung des Russisch-Japanischen Krieges trifft Yüan ein Abkommen mit Japan, das es ihm ermöglicht, die in Pao-ting ausgebildeten Kadetten zur Vervollständigung ihrer Kenntnisse auf die Generalstabsschule Schinbo-Gokyo in Tokio zu entsenden und in japanischen Truppenteilen dienen zu lassen.

Da die Auswahl dieser jungen Militärführer der Zukunft gänzlich bei General Yüan liegt, kann er sich einen Kader ergebener und seinen Zielen willfähriger Offiziere schaffen. Mit Geschick und Schlauheit baut Yüan Schih-kai die Machtmaschine von morgen auf, die seinen eigenen Zwecken dienen soll.

Dr. Sun Ya-tsen hat die unruhigen Zeiten nach dem Boxeraufstand gut genützt und den »Geheimbund des wiedererstehenden China« ausgebaut. Zweimal, 1902 in Kanton und 1904 in der Provinz Hunan, haben seine Agenten versucht, eine Revolution zu entfesseln, die aber schon im Keim von den Regierungstruppen erstickt wurde.

Die Polizei und die Militärbefehlshaber der Provinzen sind seitdem wachsam geworden; sie verfolgen die Anhänger der Neuerungspartei mit erbarmungsloser Härte. Jeder Student, besonders wenn er im Ausland gewesen ist, gilt für verdächtig; auf den Kopf Dr. Sun Ya-tsens ist ein hoher Preis gesetzt.

Zwischen Annam, den Philippinen und Hongkong hin und her reisend, knüpft Sun das Netz seiner Organisation. Doch allmählich wird ihm der Boden Chinas zu heiß, und nach Beendigung des Russisch-Japanischen Krieges geht er abermals nach Japan, das ihm zum großen Vorbild geworden ist.

Eines kühlen Novembertages läuft das Schiff mit Sun Ya-tsen an Bord in die Yedobucht bei Yokohama ein. Im wolkenlos durch-

sichtig klaren Himmel steht westlich der Hafenstadt der beschneite Kegel des Fudschijama über den von Kiefern und terrassenförmigen Feldern bedeckten Hügeln

Langsam schiebt die »Sendai-Maru« ihren grauen Leib zwischen den Barkassen, Lastkähnen und auslaufenden Dampfern in das vom Lotsen angesteuerte Becken. Die Kais sind wie in jeder Hafenstadt der großen Welt von wartenden Menschen bedeckt; Lastträger, Karren und moderne Ladekräne bestimmen das Bild. Sun steht an der Reling und späht nach seinen Freunden aus.

Voller Freude erkennt er die aufrechte Gestalt Mitsuru Tôyamas, des großen nationalen Führers Japans und seines Begleiters Tsuyoschi Inugai, der ein Fähnchen mit der roten Sonne Japans schwenkt.

Mitsuru Tôyama zählt jetzt fünfzig Jahre, sein Bart ist ergraut wie sein kurzgeschnittenes Haupthaar, das von der traditionellen Kappe des Samurai bedeckt ist. Viele Japaner am Kai tragen europäische Anzüge – Herr Tôyama jedoch ist im altjapanischen Seidenkimono, mit Schärpe und weißer Kordel erschienen, so wie sein Begleiter Inugai. Ihr Festhalten an der überlieferten Tracht des ritterlichen Japan verrät den Geist, der sie beseelt.

Sie haben in den stürmischen Jahren des Umbruchs den Orden »Genyoscha« gegründet, der die Prinzipien der Kaiserverehrung, der Vaterlandstreue und der Verteidigung der völkischen Rechte auf seine Fahne geschrieben hat.

Die »Genyoscha« kämpft für ein unabhängiges Groß-Ostasien, für einen strahlenden Aufstieg der japanischen Kaisersonne zum Zenit der Geschichte und für die Befreiung aller ostasiatischen Völker vom Joch der Fremden. Diese Einstellung macht den Orden zum natürlichen Bundesgenossen von Nationalrevolutionären wie Sun Ya-tsen.

Während des Russisch-Japanischen Krieges hat die »Genyoscha« die ungeheuerlichsten Leistungen vollbracht. Schon vor Beginn des Kampfes waren Hunderte junger Samurais, verkleidet als Arbeiter, Reisende, Ingenieure oder Kaufleute, nach Korea und in die russisch besetzte Mandschurei gegangen und hatten den Sieg Japans vorbereitet. Der »Genyoscha«-Mann legt bei der Aufnahme in den Orden einen feierlichen Eid ab, der ihn so völlig dem Kaiser-

gedanken verpflichtet, daß er jederzeit zu sterben bereit sein muß, wenn Vaterland und Tenno es von ihm fordern. Der Geist der »Buschido« – des ritterlichen Weges – setzt sich in ihnen fort; sie haben keinen eigenen Willen, kein persönliches Gewissen, kein Ich mehr, sie sind nur noch Werkzeuge des einen zentralen Willens der Nation, die sich im Tenno verkörpert. »Genyoscha«-Leute haben unter Lebensgefahr die Stellungen der Russen ausgekundschaftet, ehe der Krieg begann, sie sind ins Hinterland des Feindes eingedrungen, haben Bahnen gesprengt und Magazine in Brand gesteckt; man hat sie ausgeschickt, damit sie als Partisanen hinter den russischen Linien kämpfen, sie haben jeden Befehl mit der Präzision von Maschinen ausgeführt.

Als Dr. Sun seinen japanischen Freunden in der Halle des Yokohama-Clubs gegenübersitzt, denkt er angesichts dieser festentschlossenen, selbstbewußten Nationalisten seufzend an sein eigenes Volk, das so schwer aufzurütteln ist und dem zum stolzen Nationalbewußtsein der Japaner noch unendlich viel fehlt.

»Ich habe in der ›Hongkong-Times‹ einen Bericht gelesen«, sagt Sun Ya-tsen, »als man General Nogi meldete, seine beiden Söhne seien beim Sturm auf die Höhe 203 vor Port Arthur gefallen, löschte er die Kerzen in seinem Zelt und atmete tief, dann sagte er zu seinem Adjutanten: ›Ich bin froh. Nun kann ich den Eltern gegenübertreten, deren Söhne ich hier opfern muß.‹ Wie glücklich sind Sie, Mitsuru Tôyama, einer Nation anzugehören, die das Leben für nichts achtet, wenn es um die Ehre und Freiheit geht! Wann wird die Masse der Chinesen denken lernen wie Ihre ›Genyoscha‹-Leute . . .«

Tôyama machte eine Handbewegung wie ein Spieler, der seine Karten auf den Tisch wirft.

»In unserer immer noch gefährlichen und isolierten Lage«, sagt er sehr ernst, »brauchen wir den unbedingten Opfermut der Jugend. Trotz unserem Sieg ist Japan für die alten Westmächte ein Außenseiter, eine asiatische Macht, ein Störenfried. Wir sind in einer erschreckenden Weise allein! Sie sollten wissen, was es bedeutet, in einer Welt, die ausschließlich von Europa und Amerika, diesem Ableger Europas, beherrscht wird, die einzige andersrassige Macht zu sein und, so weit wir ausblicken, keinen geeigneten

Bündnispartner unter den Brüdern des eigenen Blutes zu finden! Groß-Ostasien muß geschaffen werden, anders vermögen wir uns in der Zukunft nicht zu behaupten!«

Dr. Suns schwarze Augen funkeln; er rückt weit an die Kante des Klubsessels vor.

»In Asien«, sagt er leidenschaftlich, »muß man vor allem die Positionen der Angelsachsen zerschlagen und Indien seine Selbständigkeit zurückgeben. Solange das nicht geschieht, wird der Boden Asiens immer schwanken. Dafür aber ist es nötig, daß Japans Macht noch stärker wird, um den Angelsachsen gegenübertreten zu können. Ich hoffe, daß Japan so mächtig wird, daß es die Ketten der Angelsachsen zerbrechen und die Befreiung der Asiaten herbeiführen kann. Die asiatischen Völker müssen sich fest zusammenschließen und eine neue ostasiatische Kultur schaffen [21].«

[22] »Sie haben vollkommen recht«, erwidert Tôyama, »Japaner und Chinesen müssen mit vereinten Kräften Asien vom Druck der Angelsachsen befreien, dazu aber muß vor allem China stark werden und sich erneuern. Eine chinesische Revolution ist die Vorbedingung für die Bildung von Groß-Ostasien. Diese Revolution wollen wir gemeinsam ins Leben rufen. Sie soll ein Symbol für die Zusammenarbeit der ostasiatischen Völker sein. Wir werden alles für Sie und Ihre Bewegung tun. Einen Ansatzpunkt für die künftige Revolution in China sehen wir in unseren Hochschulen und vor allem in der Militärakademie von Tokio. Unter den Studenten und Kadetten, die uns General Yüan Schih-kai herübersendet, muß die Saat von morgen ausgesät werden. Das wird um so leichter sein, als die jungen Leute in unserem aufstrebenden und modern gewordenen Land kaum den Gegensatz zu ihren heimatlichen Verhältnissen übersehen werden, wo doch alles noch ganz wörtlich genommen ›am alten Zopf‹ festhält. Wichtig ist es, die Revolution planvoll vorzubereiten, einen Generalstab zu schaffen und weitausholende, auf lange Sicht bestimmte Schachzüge festzulegen. An erster Stelle sollte ein klares, schlagkräftig formuliertes Programm stehen, das die Massen mitreißt. Und gleich nach dem Programm kommt die Partei! Verwandeln Sie Ihren Geheimbund in eine politische Partei nach westlichem Muster, und Sie werden mehr Zulauf bekommen . . .«

Dr. Sun lächelt. »Das Programm ist bereits formuliert, es ist ganz kurz und steht unter dem Schlagwort ›Die drei Volksprinzipien‹. Hier ist der Wortlaut:

1. Volkstum: Sturz der Mandschu-Dynastie und Bildung einer chinesischen Republik.
2. Volksrechte: Ausübung der Volksrechte durch ein Parlament.
3. Volkswohlfahrt: Sicherung des Lebens der Nation durch gerechte Verteilung von Grund und Boden und Einschränkung des Kapitalismus, Aufhebung der Vorrechte fremder Mächte.«

Im Jahre 1905 sammelt Sun Ya-tsen unter aktiver Beihilfe der »Genyoscha«-Organisation alle revolutionären Splittergruppen Chinas in einer neugegründeten politischen Partei, die er »Tung-meng-hui«, »Liga des allgemeinen Bundes«, nennt. Jetzt vereinen sich mit ihm auch Geheimbundführer wie Hsu Hsi-ling aus Kanton und der Führer der Hang-chow-Revolutionäre, Tao Huan-tsching.

Die »Drei Volksgrundsätze« werden von einem Parteiausschuß gebilligt und als Programm verkündet.

Tao Huan-tsching geht nach Japan und leitet die Arbeit unter den Studenten und Kadetten. Dr. Sun verlegt – da Hongkong für ihn zu gefährlich ist – die Parteizentrale in eine kleine Stadt Annams.

Unter dem Eindruck dieser allmählich gefährlich werdenden Regsamkeit der Revolutionäre betreibt die Pekinger Regierung mit mehr Ernst als zuvor die geplanten Reformen. Der im Westen geschulte Rechtsgelehrte Schen Kia-pen beginnt mit der Revision des bisherigen Gesetzbuches. Im Jahre 1906 veröffentlicht Vizekönig Tuan-fang den Entwurf zu einer innerpolitischen Neuordnung und verspricht eine Verfassung. Einige aufsehenerregende Erlasse werden der Kaiserinwitwe Tsu-hsi abgerungen. Die Jahrhunderte, ja Jahrtausende alten Verordnungen über die literarischen Prüfungen und das Beförderungssystem der Mandarine werden abgeschafft; ein Unterrichtsministerium entsteht, und die Regierung gliedert sich nach westlichem Muster in Ressorts um, denen ein Ministerpräsident vorsteht.

Die Kaiserinwitwe beruft in dieses Amt den allmächtigen,

demokratischen Ideen abgeneigten Yüan Schih-kai. Als die USA als einzige Macht auf die Hälfte der ihnen aus den Boxer-Entschädigungen zustehenden Summen verzichtet, verwendet die chinesische Regierung dieses Geld zur Gründung der Ts'ing-hua-Universität und für Stipendienfonds, die chinesischen Studenten den Aufenthalt an amerikanischen Hochschulen ermöglichen sollen.

Die »Tung-meng-hui«-Partei bucht dieses Nachgeben der Mandschus als einen Erfolg ihrer revolutionären Tätigkeit und setzt die Wühlarbeit mit vermehrtem Eifer fort.

Eine von französischen Jesuitenmissionaren im Jahre 1749 durchgeführte Volkszählung in China hatte etwa 177 Millionen Einwohner ergeben, die sich bis 1812 auf die mehr als doppelte Zahl, auf rund 360 Millionen, vermehrte. Die Zählung von 1852 stellte über 400 Millionen fest; dann kam der langdauernde T'ai-p'ing-Aufstand, kamen die großen Überschwemmungen und Hungersnöte und verringerten, zusammen mit den Kriegen und Unruhen, die Bevölkerung bis zum Jahre 1894 auf 319 Millionen. Das ausgehende neunzehnte Jahrhundert bescherte China einen sprunghaften Menschenzuwachs, so daß das Reich um 1900 abermals die 400-Millionen-Grenze überschritt.

Überall werden jetzt wieder mehr Kinder geboren, als alte Menschen sterben; wie so oft in seiner Geschichte, erneuert sich China von den Dörfern her, die seine unerschöpfliche Kraftquelle sind.

Das Dorf Tschi-kau liegt auf einer Erhöhung, umgeben von uralten Bergen. Der Name bedeutet »Mündung des Baches«, das Dorf ist der Teil eines größeren Gemeinwesens, das »Schintschi« oder »Geschmückter Bach« genannt wird und zum Gerichtsbezirk Feng-hua gehört. Da es etwa zwanzig Meilen südlich von Ningpo und nicht weit von der Küste liegt, ist es wie die gesamte übrige Provinz Tschekiang den Schauplätzen der Ereignisse in Hang-chow, Schanghai und Nanking nahe gerückt.

Die Familie der Tschiang hatte sich in Tschi-kau gegen Ende der Ming-Dynastie niedergelassen, als deren eingeschworene Anhängerin sie zu allen Zeiten galt. Alle Tschiangs blieben Bauern

auf ihrer Scholle, sie lebten in geringem Wohlstand, bis der T'ai-p'ing-Aufstand alles vernichtete. Su-an, der Sohn Yu-piaos, begann unverzagt wieder mit dem Aufbau des Zerstörten. Langsam brachte Su-an das kleine Gehöft wieder zum Blühen mit der ewig gleichen unendlichen Mühe, die alle chinesischen Bauern auf sich nehmen, den beinahe hoffnungslosen Kampf gegen Dürre, Überschwemmung, Heuschrecken und Banditen zu bestehen, ohnmächtig ausgeliefert den wucherischen Geldverleihern, erpresserischen Steuerbeamten und bestechlichen Mandarinen. Wenn es den Tschiangs trotz allem gelang, wieder einen bescheidenen Wohlstand zu erwerben, so lag es an ihrer unerhörten Geduld, an ihrem unermüdlichen Fleiß und am Lebenswillen dieser bäuerlichen Rasse.

Da seine Hauptfrau ihm nur Töchter gebar, kaufte Su-an sich eine Nebenfrau, eine bescheidene Tochter aus der armen Wang-Familie in Feng-hua. Tag um Tag trippelte sie auf ihren durch frühzeitiges Schnüren verkrüppelten Füßen hinter ihrem Gebieter und dessen Töchtern auf die Äcker und arbeitete wie ein Tier. Sie schenkte den Tschiangs endlich die erwarteten Söhne, drei an der Zahl. Am 31. Oktober 1887 wurde der erste geboren und Tschau-tai genannt, ein zweiter starb, der dritte blieb am Leben.

Als Tschau-tai neun Jahre zählte, starb Vater Su-an und ließ seine fünf Kinder einem ungewissen Schicksal zurück.

Das Leben war hart, auch die Kinder mußten arbeiten, sobald sie die Arme zu gebrauchen verstanden. Trotzdem freute sich der junge Tschau-tai seines Daseins genau wie andere Kinder.

»Die Bäche und Flüsse waren voll von Fischen, und das Bambusgebüsch bot herrliche Jagdgelegenheiten. Abends kamen die Fischer in ihren farbigen Dschunken heim, die zum Schutz gegen die bösen Geister mit großen Augen bemalt waren; sie wußten eine Menge Geschichten von ihrem Handwerk zu erzählen, und der kleine Tschau-tai saß, wie die anderen Kinder auch, mit offenem Munde dabei und lauschte ihnen wie verzaubert zu [23].«

Die Mutter hatte große Pläne mit ihrem Ältesten; als er dreizehn Jahre alt war, sprach sie zu ihm:

»Seit deines Vaters Tod habe ich hart gearbeitet, damit du zur

Schule gehen kannst. Denke aber daran, daß es nicht mein Ziel ist, aus dir einen reichen Mann oder gar einen hohen Beamten zu machen. Meine einzige Hoffnung ist, daß du immer deine Selbstachtung bewahren sollst, etwas für deine Mitmenschen tun sollst und nicht gegen das Wort deiner Eltern handelst [24].«

Es war eine bedeutende Sache, in die Schule zu gehen, zu einer Zeit, da von hundert Chinesen neunzig nicht lesen und schreiben konnten. Bildung war der kostbare Schlüssel zu Rang und Würden.

In der Schule saßen Kinder von Händlern und reichen Bauern; man vernahm dort einiges mehr von den Dingen, die in der großen Welt vorgingen. Besucher kamen ins Dorf und berichteten von den großen grauen Kriegsschiffen, die bei Schanghai den Wahngpu-Strom hinaufstampften; sie schilderten die Veränderungen, die sich in den volkreichen Städten am Meer vollzogen. Immer wieder erfuhr Tschau-tai, wie übermächtig die Fremden seien; er hörte vom Streit um Konzessionen, von Geheimbünden, Bandenunruhen, vom Heldenkampf der »Boxer«, der Invasion der Fremden und dem großen Krieg zwischen Japan und Rußland.

Als die Schulzeit für Tschau-tai endete, konnte er lesen und schreiben, und er übte diese Künste, wann immer es anging. Als er nach Tschi-kau zurückkehrte, erwartete ihn das Fest der Namensgebung.

Die chinesischen Namen bestehen meist aus drei Wörtern, von denen das erste die Familie und die beiden anderen den persönlichen Namen bezeichnen. Theoretisch gibt es in China nur hundert Familien, und deshalb wiederholten sich die Namen Li, Wang, Sun oder Tschiang in ungeheurer Vielzahl. Als Tschau-tai seinen »Kleinen Namen« ablegen und einen neuen erhalten sollte, wählte seine Mutter dafür die Wörter Tschung-tscheng, was soviel wie »gerechte Mitte« bedeutet; doch der junge Mann hatte sich in der Schule noch einen sogenannten »Höflichkeitsnamen« erworben, der »Kai-schek« lautete.

Sein Schulname wies darauf hin, daß er sich auszeichnete durch »Treue zu seinen Idealen« und »Härte wie Stein«. Die Verwandten und Freunde Tschau-tais gewöhnten sich bald daran, den Jungen nicht mit dem persönlichen, sondern mit dem »Höflichkeitsnamen« zu rufen: Tschiang Kai-schek.

Ein Jahr lang weilte Tschiang bei seiner Mutter im Dorf, wo er sich fleißig im Lesen und Schreiben fortbildete. Da die brave Frau sah, wie sich ihr Sohn um seine Weiterbildung bemühte, überreichte sie ihm eines Tages die wenigen ersparten Notgroschen und sagte ihm, er dürfe damit in eine größere Stadt ziehen, um zu studieren.

Tschiang entschloß sich, nach Hang-chow zu gehen und sich an der soeben gegründeten »Schule der Jurisprudenz und Politik« einschreiben zu lassen.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Hang-chow, als er ziellos durch die Straßen schlendert, kommt er an einen Tempel, der am Ufer des Hang-chow-Sees versteckt unter einem Baldachin alter Pinien steht. Es ist das Mausoleum des Volkshelden Yo-Fei, der als getreuer General der sterbenden Sung-Dynastie gegen die barbarischen Kin kämpfte und durch Verrat fiel.

Diese Begegnung mit dem Schatten eines toten Nationalhelden läßt den Studenten niemals wieder los. Oft, wenn er hinter den Fenstern der am See gelegenen, modern gebauten »Hochschule für Jurisprudenz und Politik« sitzt, schweifen seine Blicke zum ernsten Bauwerk des Mausoleums hinüber, und seine Gedanken wandern den Schicksalen Yo-Feis nach.

Bei seinen Studien über das Leben Yo-Feis, dessen Gestalt ihn mit fast magischer Kraft anzieht, stößt Tschiang eines Tages auf einen Ausspruch des Generals, der ihn tief berührt. Als man Yo-Fei fragte, wann es endlich im Lande Frieden geben werde, soll er geantwortet haben: »Wenn die Beamten nicht nach Geld streben und die Offiziere nicht den Tod fürchten, dann kommt der Tag, an dem das Land blühen wird!«

Ein anderes Wort Yo-Feis lautete: »Wenn ein Mann wirklich unsterbliche Taten vollbringen will, dann muß er alle anderen irdischen Wünsche nur wie Hindernisse ansehen!«

Die jungen Studenten der Schule sprechen oft über die Lage des Reiches. Die Liebe zum Vaterland brennt in ihnen und der Wille, die unerträgliche Schmach der Gegenwart zu beseitigen. Der Bauernjunge aus Tschi-kau beteiligt sich bald an den Erörterungen

General Tschiang Kai-schek in jungen Jahren

und wird einer der leidenschaftlichsten Nationalisten. Es ist nicht schwer, ihn davon zu überzeugen, daß China sich von den Fesseln mittelalterlicher Lebensformen lösen, daß es sich erneuern und

aufraffen müsse, damit es fähig werde, der fremden Anmaßung die Stirn zu bieten.

Tschiang wagt es, dem Beispiel vieler seiner Freunde zu folgen und sich die Haare kurz schneiden zu lassen, wie die Europäer sie tragen, und sich nach westlicher Art zu kleiden.

Eines Tages sitzt Tschiang einsam und in Gedanken versunken auf der Seeterrasse eines Restaurants, als der Kellner zu ihm herantritt und ihm ins Ohr flüstert, er möge die Güte haben, seinen Platz an der Balustrade zu räumen. Zwei Mandarine, die im Hintergrund säßen, beanspruchten ihn. Der Kellner wispert, der ältere der beiden sei der Bürgermeister von Hang-chow, ein Mandarin der vierten Rangklasse und entfernter Verwandter des Kaiserhauses, der andere gehöre zu den höchsten Beamten der Statthalterschaft.

Die Terrasse ist voller Menschen; Studenten, Kaufleute, Offiziere und Beamte trinken ihren Tee, und viele von ihnen haben die Szene beobachtet.

So laut, damit es die Umsitzenden hören können, antwortet der Neunzehnjährige aus Tschi-kau dem Kellner:

[25] »Ich sitze hier, sie sitzen dort! Ich habe meinen Tisch, sie den ihren. Genügt es diesen Leute nicht, daß sie schon lange genug diesen schönen See, die herrlichen Ströme und Berge unseres Landes besitzen? Können sie mir nicht gestatten, ein so kleines Ding wie diesen Platz zu behalten?«

Mit diesem Bescheid begibt sich der Kellner zu den beiden Mandarinen. Er ist sehr verlegen und entschuldigt sich vielmals, worauf der jüngere der beiden sehr vernehmlich antwortet: »Lassen Sie nur! Der junge Mensch hat offenbar zuviel Reiswein getrunken!«

Tschiangs Kopf ist von einem anderen Geist erhitzt als dem des Weines. Eine Woge von Protest, Freiheitssehnsucht und Kühnheit überkommt ihn, er erhebt sich und spricht mit lauter Stimme einige Verse aus einem Gedicht, das Yo-Fei im Alter von einundzwanzig Jahren geschrieben hat:

»Noch ist die Schmach des Landes nicht gelöscht,
wann wird mein Kummer endlich besänftigt sein?
Laßt uns in die langen Kriegswagen steigen,
die nördliche Grenze überqueren!

Laßt die Soldaten, wenn sie hungrig sind,
vom Fleisch barbarischer Horden sich ernähren!
Gönnt ihnen ihr Lachen und laßt sie trinken
das warme Blut der Hunnenscharen!
Die uralten Berge und Täler
wollen wir wiedererobern,
denn dann und nur dann allein können wir treten
vor des Kaisers Angesicht!«

Alle Blicke richten sich bewundernd oder entsetzt auf ihn. Was dieser Student in europäischer Kleidung treibt, der demonstrativ ohne den vorgeschriebenen Mandschuzopf geht, grenzt an offenen Aufruhr. Die meisten der Anwesenden senken peinlich berührt die Köpfe, wenn Tschiangs flammender Blick sie trifft, nur einige Studenten und junge Angestellte haben den Mut, zu applaudieren. Ein älterer Mann in europäischer Kleidung nickt ihm ebenfalls lächelnd zu. Eine Weile hängt die ungelöste Spannung über der Terrasse. Der Kellner tritt abermals an Tschiang heran und flüstert ihm ins Ohr: »Ihre Rechnung ist beglichen, mein Herr. Der Herr dort drüben hat sich erlaubt, die Kleinigkeit zu erledigen!«

Der Unbekannte nähert sich bereits dem Tisch Tschiang Kai-scheks und fordert ihn auf, ihn zu begleiten.

Die beiden gehen wortlos über die Freitreppe hinab, am Seeufer entlang und verschwinden in den Anlagen.

»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle«, sagt der Ältere, »mein Name ist Tao Huan-tsching. Es würde mich freuen, wenn Sie mein Gast beim Essen sein wollten. Ich habe mit Ihnen zu reden.«

Tschiang ist neugierig geworden und nimmt an. Sie treten in eines der vielen Seerestaurants, lassen sich im Schatten einer Laube nieder, und Tao Huan-tsching reicht seinem Gast die Speisekarte.

»Blicken Sie sich nicht um, mein Freund«, sagt er. »Man verfolgt uns bereits. Die beiden Herren, die sich eben an den Tisch hinter uns gesetzt haben, gehören zur Geheimpolizei. Seien Sie unbesorgt, ich werde dafür sorgen, daß sie unsere Spuren verlieren. Zunächst wollen wir essen und miteinander sprechen. Übrigens – kennen Sie Dr. Sun Ya-tsen? Haben Sie jemals etwas über die Gesellschaft Tung-meng-hui vernommen?«

Tschiang Kai-schek schüttelt den Kopf. Tao Huan-tsching redet flüsternd auf ihn ein. Er hat vor wenigen Tagen einen aus Japan

eingetroffenen Brief Dr. Suns empfangen, der ihn auffordert, nach Tokio zu reisen und die dortige Organisation des Bundes zu leiten; er möge sich bei der »Genyoscha«-Vereinigung melden. Doch bevor er übers Meer fahre, sagt Tao, wolle er noch den jungen Studenten – er verbeugt sich höflich –, der so kühn gegen die Mandschu-Beamten aufgetreten sei, für die Sache Chinas gewinnen. Viel Samen in den Wind der Welt werfen, heiße nach einem chinesischen Sprichwort, viel Hoffnung säen, damit Großes aufgehe. Wer weiß, ob nicht eben dieser eine Student – damit verbeugt sich Tao wieder – eine ganze Armee für die Zukunft bedeute?

Mit Hilfe des erfahrenen Tao Huan-tsching gelingt es tatsächlich, die Polizeispitzel abzuschütteln, doch auf Taos Rat läßt sich Tschiang Kai-schek an der Hochschule nicht mehr sehen, sondern verschwindet aus Hang-chow, er geht zurück ins Dorf Tschi-kau.

Nach einem langen Gespräch, das er mit dem Berufsrevolutionär hatte, stehen seine Lebenspläne fest. Er ist entschlossen, Soldat zu werden. Im selben Jahr noch meldet er sich zu den Aufnahmeprüfungen der chinesischen Kriegsakademie in Pao-ting.

Er wird trotz seiner Jugend aufgenommen und durchläuft den Lehrgang in sieben Monaten mit größtem Erfolg. Schon in Hangchow hat er etwas Englisch gelernt, von den japanischen Instrukteuren läßt er sich nun in die Grundbegriffe der japanischen Sprache einführen.

In Pao-ting hat er wegen seines unerlaubten Haarschnitts keinerlei Schwierigkeiten, obschon sein zopfloses Haupt einiges Aufsehen erregt. Die Deutschen, Briten und Japaner, die dort die verschiedenen Disziplinen der Kriegskunst und Waffenkunde lehren, sind solchen freiheitlichen Demonstrationen gegenüber nachsichtig. Nachdem er den Lehrgang in Pao-ting mit Auszeichnung bestanden hat, wird er zusammen mit anderen Kadetten auf die Schinbo-Gokyo-Kriegsschule nach Tokio abkommandiert. Er ist der einzige unter den Kameraden, der diese Reise seinem eigenen Verdienst verdankt. Die anderen, Söhne wohlhabender und einflußreicher Eltern, sind lediglich infolge ihrer Beziehungen zur »Pei-yang«-Militärpartei des Generals Yüan Schih-kais ausgewählt worden.

Im Frühjahr 1907 schiffen sich die vier Kadetten in Schanghai ein. Die Laufbahn Tschiang Kai-scheks hat begonnen.

Es geschieht im »Weiblichen Metallschlangenjahr« der 77. Himmelsperiode, im 4605. Jahr der offiziellen chinesischen Zeitrechnung, oder, wie die Fremden – der Himmelsherr verdamme sie – sagen: im Jahre 1908 nach der Geburt Jesu Christi, im »Monat des kalten Taues«, der Han-tu genannt wird, und den die Europäer Oktober nennen, daß sich die Krankheit der Kaiserinwitwe verschlimmert und die Hofärzte, Astrologen und Magier vom bevorstehenden Ableben der alten Herrscherin zu flüstern wagen.

Tsu-hsi ist über neunzig Jahre alt, und sie weiß, daß es mit ihr zu Ende geht.

Sie liegt mit offenen Augen im Dämmerlicht des Schlafgemachs, das durch einen riesigen Seidenvorhang mit gestickten Drachen, Phönixvögeln und Silberkranichen geteilt ist. In die gesteppte Decke, unter der die Greisin ruht, sind die Symbole für ein langes Leben und gute Gesundheit eingestickt: das Wunschzepter Ju-i, der geheimnisvolle Pilz Ling-chih und die Pfirsich-Fledermaus. Aus den Bronzegefäßen in den Ecken des Gemachs steigen süßlich zarte Rauchschwaden und füllen den Raum mit sanft betäubendem Duft, der Träume beschwört und Linderung bringt.

Mit ihr stirbt das alte China. Nach der Ära Tsu-hsis wird es zwar immer noch das gelbe Volk und Land geben, das »Himmlische Reich der Mitte« aber wird untersinken im heranschwellenden Strom einer neuen Zeit. Sie weiß es, und sie ist froh darüber, daß sie stirbt, bevor ganz verschwindet, was länger als viereinhalb Jahrtausende einzigartig und wunderbar wie nichts auf Erden gewesen ist.

Sie allein, Tsu-hsi, eine gewaltige Frau unter den schwach gewordenen Männern ihrer Sippe, hat das alte China noch zu erhalten vermocht, sie hat sich als echte Mandschu, als gute Kaiserin erwiesen, sie hat ihre Pflicht erfüllt, die sie vor vielen Jahrzehnten übernahm, als sie dem Himmelssohn Kaiser Hsüan-tsung angetraut wurde.

Sie hat viele Todesurteile unterschrieben, zahllose Leben erloschen unter ihrer Herrschaft. Millionen sind, während sie die Geschicke des Landes zu meistern bestrebt war, auf den Schlachtfeldern, durch Hunger, Überschwemmungen und Seuchen dahingerafft worden. Die Provinzen haben oft geseufzt. Hart lag die Hand der Greisin auf den Massen. Aber heißt Regieren nicht zu jeder Zeit Gewalt ausüben und hart sein, weil jede wahre Regie-

rung ein fernes Ziel hat, während die Regierten nur an den nächsten Tag und an das bißchen Glück ihrer Tage denken?

Tsu-hsi hat Millionen für das alte, blühende, bunte und stolze China von gestern sterben lassen, die kommenden Männer werden Hekatomben für das Traumbild von morgen hinopfern.

Die alte Kaiserin weiß, daß diese Männer nicht mehr aufzuhalten sind, denn es fehlen die Nachfolger, die vom Himmelsthron ihnen Gegenpart bieten könnten.

Jener unselige Großenkel, der als Kaiser Tê-tsung ein Schattendasein auf der »Insel der Unsterblichen« führt und dort seine jungen Tage verträumt, ist todkrank und wird sie nicht lange überleben. Am alten Stamm der Mandschu gibt es nur noch einen einzigen grünenden Zweig: ihren und Kaiser Hsüan-tsungs Enkel, Prinz Tsch'un und dessen zweieinhalbjährigen Sohn Pu-yi.

Prinz Tsch'un wird nach ihrem Tod der Regent sein, aber das alte China wird er nicht retten. Hinter ihm stehen die starken Männer mit undurchschaubaren Mienen: der für Reformen begeisterte Vizekönig Tschiang Tschi-tung, der gelehrte Schen Kiapen und der Vizekönig Tuan-fang, alles Toren, die bereit sein werden, mit den Revolutionären zu paktieren und sich dem Geist der neuen Zeit zu beugen; doch das wird ihr Untergang und das Ende des alten China sein.

Da ist noch der Präsident des Kronrates und der Regierung, General Yüan Schih-kai, Günstling und Schwertarm Tsu-hsis, ein Mann von rücksichtsloser Tatkraft und erbarmungsloser Härte. Auf ihn könnte man hoffen, aber hinter seine glatte Stirn hat Tsu-hsi niemals zu sehen vermocht. Sie kennt seinen maßlosen Ehrgeiz, seine bedenkenlose Skrupellosigkeit, seinen Egoismus und seine Bindungslosigkeit. Vielleicht werden die Neuerer den schwachen Regenten, Prinz Tsch'un, dazu benutzen, Yüan Schih-kai zunächst auszuschalten, dann wird Yüan im Hintergrund auf seine Stunde warten – nicht um das alte China zu retten, sondern um sich zu erheben, und der große Kampf der Geier um den Leib des gefällten Wildes wird anheben.

China wird widerhallen vom Ruf nach Freiheit, dennoch wird diese Freiheit nichts sein als eine neue, raffiniert getarnte Form der Sklaverei, denn – das weiß Tsu-hsi mit der Sicherheit einer uralten, auf dem Thron gewonnenen Erfahrung – es gibt kein System auf Erden, das ohne Autorität regieren könnte.

Die neue Autorität wird die der nackten Gewalt sein, weil der Mythos, die Götter, die Geister tot sein werden, die früher die Härte der Macht verbrämt haben.

Jene Freiheit der Gleichheit, von der manche Rebellen träumen – es gibt sie nicht; sie lebt nicht in dieser Welt; sie rumort nur in den Gehirnen der Ideologen. Freiheit ohne Autorität bedeutet Chaos, das lehrt Chinas alte Geschichte, die aus Pendelschlägen zwischen Harmonie und Chaos besteht.

Eine Weile liegt die alte Kaiserin ruhig und aufgelöst, dann ergreift ein letzter Gedanke von ihr Besitz. Mühsam streckt sie den abgemagerten Arm empor und zieht an einer purpurfarbenen Kordel, die einen Gong zum Ertönen bringt. Der Vorhang teilt sich, eine ganze Schar von Dienerinnen eilt herbei, Ärzte treten besorgt näher und werfen sich im Kotau vor dem Bett nieder.

»Ich befehle, daß man mir meine Prunkkleider bringt«, sagte sie mit fester Stimme, »es ist mein Wunsch, noch einmal das Opfer am Himmelsaltar darzubringen!«

Gegen Abend füllen sich die Höfe der »Verbotenen Stadt« hinter der »Neun-Drachen-Mauer« mit Hofbeamten und Offizieren. Die Mitglieder des Kronrates mit Yüan Schih-kai an der Spitze, das Kollegium der Zensoren, die sechs Ministerien und der engere Hofstaat mit allen Eunuchen, Damen und Mandarinen versammeln sich vor der »Halle der dauerndern Harmonie«. Die Männer tragen kostbare Pelzmäntel, darunter knistern die jadegrünen, veilchenblauen, scharlachroten und azurfarbenen Drachengewänder. Die Damen haben ihre schönsten Roben angelegt; die Tao- und Buddhapriester schreiten heran in langwallenden, fledermausartigen Flügelgewändern. Von den Terrassen ertönen langgezogene Posaunenstöße, in den Tempeln dröhnen die schweren Gongs. Vor der »rosafarbenen Mauer« der Tatarenstadt läuft die Menge zusammen, weil sie glaubt, die Kaiserin sei endlich tot.

Tatarische Reiter mit geflügelten Spitzhelmen, in uralten Schuppenpanzern, halten brennende Fackeln, deren Flammenschein gespenstisch über die wartenden Höflinge flutet.

Als die Sänfte Tsu-hsis aus dem Lacktor schwebt, wirft sich der Hofstaat aufrauschend zu Boden.

Die Majestät thront, von der starren Pracht der gelben Kaiser-

gewänder gestützt, im verhangenen Palankin. Manchmal hört man das leise Bellen der Schoßhündchen aus dem Innern der Kabine, die, von sechzehn mandschurischen Kämmerern getragen, langsam zum »Tor der Himmlischen Reinheit« zieht. Niemand darf bei der Kaiserinwitwe weilen außer ihren adeligen Hunden, den Pekinesen, die alle einen tausendjährigen Stammbaum, uralte Gesichter und einen so stolzen Charakter haben, daß Tsu-hsi ihre Gesellschaft jedem Beisammensein mit Menschen vorzieht.

Der Palankin bewegt sich durch das Spalier der im Kotau verharrenden Würdenträger hinaus aus der »Verbotenen Stadt«, durchquert das »Meridiantor«, dessen Glocken läuten, und verläßt die »Tatarenstadt«. Die breite, schnurgerade nach Süden führende »Straße der Götter« säumen doppelte Reihen tatarischer Reiter, die mit dem Rücken zur Straße im Sattel sitzen, damit ihr Blick die Kaiserin nicht beleidige. In allen Häusern und Läden sind jetzt Fenster und Türen geschlossen, kein Mensch wagt sich hervor.

Fackeln schwelen, Qualm steigt in die klare, kalte Herbstluft. Ununterbrochen dröhnen die Tempelgongs. Feierlich wie ein Trauerkondukt wandert die Prozession durch die atemlose Stadt.

Als eine ungeheure Burg aus Schatten und glühenden Feuerpunkten taucht der von Öllampen erhellte »Tempel des Himmels« aus dem Park. Drei Terrassen mit je neun Stufen führen zur Plattform empor; die aufsteigenden Marmorbalustraden sind radial gegliedert, und auf der obersten Terrasse erhebt sich unter dreifach geschwungenem Dach, von golden lackierten Säulen gestützt, der Himmelsaltar unter dem Mondglanz seiner blaulasierten Porzellanziegel. Prinz Tsch'un tritt an die Sänfte der Kaiserinwitwe, verneigt sich tief und fragt nach ihren Befehlen.

Aus dem Dunkel des Palankins antwortet eine sehr leise Stimme: »Lassen Sie mich hinaufbringen, Prinz! China ist gekommen, sich von seinen alten Göttern zu verabschieden.«

Am 14. November 1908 stirbt auf der »Insel der Unsterblichen« der junge, unselige Kaiser Tê-tsung.

Tags darauf, am 15. November, wird verkündet, daß die Kaiserinwitwe in die Ewigkeit eingegangen sei.

Der Telegraf funkt beide Nachrichten in alle Welt. Die westlichen Zeitungen veröffentlichen höchst widersprechende Würdigungen der alten Herrscherin, und fast alle ergehen sich in hoffnungsfrohen Prognosen der Zukunft.

Die Zeiten, als das chinesische Reich sich gegen das Neue wehrte, sind vorüber. Prinz Tsch'un, der als Regent für den noch nicht dreijährigen Kaiser Pu-yi die Geschäfte führt, bemüht sich, die grundsätzliche Veränderung der Atmosphäre rasch zu dokumentieren. Yüan Schih-kai, der Günstling Tsu-hsis, wird seiner Ämter und Kommandos enthoben und geht in die Verbannung. Bereits am 3. Dezember veröffentlichen die Zeitungen den Entwurf der künftigen Verfassung Chinas. In letzter Stunde sucht sich die schwankende Mandschu-Dynastie ans Ufer des zwanzigsten Jahrhunderts zu retten.

Die Revolutionäre jedoch sind keineswegs gewillt, Kompromisse zu schließen. Ein neuer Umsturzversuch der »Tung-menhui« wird von den Tatarentruppen niedergeworfen; es ist die siebente Erhebung, die Sun Ya-tsen entfesselt.

Tschiang Kai-schek hat unterdessen die Kriegsakademie Schinbo Gokyo in Tokio wieder mit glänzendem Erfolg besucht und sich damit zum Generalstabsoffizier qualifiziert.

In Tokio ist er seinem alten Freund aus Hang-chow, Tao Huantsching, wiederbegegnet, der mit Unterstützung der Genyoscha die politische Beeinflussung der chinesischen Kadetten und Studenten leitet. Durch ihn wird er in die Kreise der leitenden Revolutionäre eingeführt, die sich alle von Zeit zu Zeit auf japanischem Boden treffen. Er wird bekannt mit Tschen Tschi-mei, einem der »Vier großen Banditen von Hongkong« und mit dem jungen Tschen Li-fu, der seine Studien als Ingenieur an der Universität von Pennsylvanien abgeschlossen hat und in die Heimat zurückkehrt. Ein anderer Bekannter dieser Jahre ist sein Mitschüler Leutnant Wang Tsching-wei, der so begeistert von der Genyoscha ist, daß er beinahe mehr die Sache Japans als die chinesische betreibt; später wird er eine bedeutende Rolle in der Politik und in Tschiangs Leben spielen.

Er lernt auch Hsu Hsi-ling kennen, den ehemaligen Geheimbündler, der jetzt mit Sun Ya-tsen zusammenarbeitet und bald nach dem Tode der Kaiserin nach China zurückkehrt. Tschiang ist erschüttert, als er einige Zeit später hört, daß Hsu in die Hände der Mandschu-Polizei gefallen und hingerichtet worden ist.

Im Jahre 1909 wird Leutnant Tschiang Kai-schek dem 13. Feld-

artillerieregiment der japanischen Armee zugeteilt und versieht seinen Dienst mit ernstem Pflichteifer.

Die revolutionären Ereignisse in China überstürzen sich. Als am 4. Oktober 1909 Vizekönig Tschiang Tschi-tung, der Förderer einer Reform an Haupt und Gliedern, stirbt, gewinnen die reaktionären Kräfte wieder Oberwasser; der Umbau des Staates ist von neuem in Frage gestellt. Die »Tung-meng-hui« antwortet mit verschärftem Kampf. Nachrichten von Anschlägen auf führende Mandschu-Adelige treffen in Japan ein; ein neuer Putschversuch in Kanton bricht unter den Schüssen der Militärs zusammen.

Auch Japan hat seine ungelösten Probleme. Die scharf nationalistische Tätigkeit der Genyoscha-Organisation in Korea, der von ihr immer herrischer verfochtene Plan, einen groß-ostasiatischen Block unter japanischer Führung zu schaffen, weckt den Widerstand der davon am meisten betroffenen Koreaner, die sich der Mißachtung ihrer völkischen Rechte zu erwehren beginnen. Der japanische Ministerpräsident Fürst Hirobuni Ito fällt dem Anschlag eines Koreaners zum Opfer. Das Inselreich nähert sich seinem einstigen Gegner Rußland und schließt 1910 ein Abkommen mit ihm, das den Einfluß der USA auf die Mandschurei und Korea ausschließen soll. Jetzt hat Japan den Rücken frei und erklärt die Annexion Koreas.

Im Jahre 1911 trennt sich die »Äußere Mongolei«, geführt von einem »lebenden Buddha«, von China. Unruhe und Spannung kennzeichnen diese Jahre vor der großen chinesischen Explosion.

Immer wieder in den vergangenen Jahren hat Sun Ya-tsen neue Aufstände in China angezettelt. Im März 1911 melden die japanischen Zeitungen in Schlagzeilen einen neuen Aufstandsversuch der chinesischen Revolutionäre in Kanton. Der Putsch war mit der Begeisterung und der praktischen Unkenntnis idealistischer jugendlicher Schwärmer völlig unzulänglich und laienhaft vorbereitet worden.

Dr. Sun hatte im Oktober 1910 – ein halbes Jahr vor dem Aufstandsbeginn – die Parolen dazu ausgegeben, die Anführer, meist Studenten und junge Angestellte, nach Penang gerufen und aus der Sicherheit der Theorie und des Auslandes den Plan festgelegt. Waffen kamen, wie stets, aus Japan, Indochina und Siam; ihr Sammelplatz sollte Hongkong sein. Bomben stellten die Revolutionäre selbst in Kanton mit primitiven Mitteln her.

Ein großer Kreis von Personen kannte den Plan und den Tag des Putsches, so daß es selbst bei der schlecht organisierten Polizei der Mandschu ein Wunder gewesen wäre, wenn die Regierung von dem beabsichtigten Anschlag nicht rechtzeitig erfahren hätte. Eine heftige Verfolgung der »Tung-meng-hui« setzte ein; es kam zu Verhaftungen und zur Beschlagnahme von Waffen. Die Zufuhr von Munition und Gewehren aus Hongkong war schon Wochen vor dem geplanten Tag so gut wie völlig unterbunden. Trotz aller Warnungen und den Einwänden einsichtiger Leute waren die Führer der jungen Verschwörer entschlossen, ihrem Dr. Sun Ya-tsen gegebenen Wort treu zu bleiben und am 29. März loszuschlagen.

In ihrem Bekennerwillen taten sie noch ein übriges, um der Mandschu-Polizei das Auffinden ihrer Spuren später zu erleichtern; sie ließen sich alle gleichzeitig die Zöpfe abschneiden. Diese jugendlichen Schwärmer wünschten gar kein »Später« mehr – es sei denn unter der Fahne der Republik.

Am Abend des 29. März schlugen die Tempelglocken von Kanton plötzlich an, und eine Gruppe bewaffneter Jünglinge stürmte in den Palast des Vizekönigs. Die Mandschu aber waren gewarnt und hatten ausreichende tatarische Truppen im Innenhof des Gebäudes bereitgestellt. Zweiundsiebzig Idealisten starben für die Zukunft, teils wurden sie an Ort und Stelle niedergehauen, der Rest starb durch den Henker. Sie wurden auf dem »Gelben Blumenhügel« von Kanton begraben.

Als die schreckliche Gewißheit dieses tragischen Endes in Tokio bekannt wird, hält es Leutnant Tschiang Kai-schek nicht länger in Japan.

Nach einer Besprechung mit den in Organisationsfragen für Aufstände sehr erfahrenen Genyoscha-Leuten und leidenschaftlichen Verhandlungen mit den in Japan weilenden Führern der »Tung-meng-hui« beschließt er, nach China zurückzukehren und seine Kenntnisse als Generalstäbler der Revolution zur Verfügung zu stellen. Die nächste Rebellion muß endlich gelingen.

Viele warnen den vierundzwanzigjährigen Leutnant, denn nach allem, was man aus China vernimmt, machen die Mandschu-Polizisten eifrig Jagd auf Leute ohne Zopf und nehmen jeden Verdächtigen fest. In den Küstenstädten sei es zu einem Ansturm auf die Läden mit künstlichen Zöpfen gekommen. Jedermann, der

Der Zopf ist ab. Millionen von Zöpfen fielen nach der chinesischen Revolution von 1912

es nötig habe, besorge sich sicherheitshalber einen sogenannten »Wassermelonen«-Hut mit angenähtem Zopf.

Selbst auf diese Vorsichtsmaßregel will Tschiang verzichten.

Er kommt im richtigen Augenblick an. Der Zentralrat der »Tung-meng-hui« tagt in seiner Hongkonger Niederlassung in Permanenz. Für Dr. Sun Ya-tsen, der noch im Ausland weilt, leitet Tschen Tsi-mei die Sitzungen. Neue aufwühlende Ereignisse haben die Situation in China verschärft.

Die Regierung hatte vor längerer Zeit eine Anleihe aufgelegt, deren Zweck es war, den Bau einer Zweigbahn der Peking-Hangchow-Kanton-Bahn nach der Provinz Setchuan zu finanzieren, und da man die maßgebenden Kreise von Setchuan überzeugen konnte, daß dieses Unternehmen große wirtschaftliche Vorteile bringen würde, war die Anleihe reichlich gezeichnet worden. Kaum war mit dem Bahnbau begonnen worden, hatten sich die auswärtigen Mächte eingeschaltet. Der fette Bissen einer Eisenbahnlinie in eine reiche chinesische Provinz reizte verschiedene deutsche, französische, englische und amerikanische Bankleute, die sich zusammenschlossen und die Regierung durch den politisch-wirtschaftlichen Druck ihrer Staaten dahin brachten, ihnen eine Konzession für den Betrieb der Bahn zu übertragen.

Die Bauern und Bürger Setchuans, deren Ersparnisse in der Eisenbahn steckten und die jetzt sahen, daß sie nur den Fremden zugute kommen sollte, gründeten Bünde und Vereinigungen zum Schutze ihrer Rechte, demonstrierten und rotteten sich zusammen. Der Statthalter jener Provinz mit dem Beinamen »Der Schlächter« galt für einen der ergebensten Beamten der Mandschu. Er setzte tatarische Truppen ein und ließ ein Blutbad unter den Demonstranten anrichten.

Hatten schon diese Vorkommnisse große Empörung im ganzen Land verursacht, so steigerte sich die Erregung noch, als im September bekannt wurde, daß in der benachbarten Provinz Hopei eine Verschwörung aufgedeckt sei, daß man die Liste der Verschwörer aufgefunden habe und daß Massenhinrichtungen zu befürchten seien.

Jetzt beschließen die Tung-meng-hui zu handeln. Nach Tschen Tschi-meis Ansicht, die auch Tschiang teilt, sind zwar die Mas-

sen des chinesischen Volkes noch nicht reif für eine große Revolution, doch immerhin so weit aufgewiegelt, um im Falle einer ausbrechenden Rebellion mitzumachen. Die Lage muß genützt werden. Diesmal will man kein Risiko eingehen und den Aufstand nach modernen Grundsätzen vorbereiten. Die Generalstabsarbeit leisten Tschen Tschi-mei und Leutnant Tschiang Kai-schek.

Man wählt die zentral gelegene Stadt Wu-tschang am Yangtse-kiang zum Ausgangspunkt der Aktion. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober überfallen Gruppen von Rebellen das Statthalterpalais, überwältigen die Wachen und rufen die Revolution aus. Doch das Unternehmen steht unter keinem günstigen Stern, der Gouverneur entkommt durch eine Hintertür, mobilisiert die tatarischen Truppen und leitet selbst den Gegenangriff. Es kommt zu heftigen und verlustreichen Straßenkämpfen in Wu-tschang.

Gleichzeitig erheben sich die Unzufriedenen in anderen Gegenden des Landes. Die Bewegung greift auf die Provinz Hunan über. In der Stadt Tschang-scha errichten die Empörer Barrikaden und schießen auf das anrückende Militär.

Dabei tut sich unter den Studenten des dortigen Pädagogischen Seminars der neunzehnjährige Mao Tse-tung hervor, der aus dem Dorf Schao-schan in Hunan stammt. Sein Vater ist früher Söldner im Heer Yüan Schih-kais gewesen und später auf die kleine Scholle der Ahnen zurückgekehrt. Seinen Sohn will er studieren und Lehrer werden lassen.

Auch der junge Mao ist erfüllt von den Ideen der neuen Zeit, ein revolutionärer Geist, der im Pädagogischen Seminar dafür bekannt ist, daß er Lehrer, Lehrplan und alles Überkommene scharf kritisiert und die heftigsten Debatten entfesselt. Jünglinge wie Mao gibt es überall im Land, doch besitzen nicht alle sein Feuer und seinen unbeugsamen Willen.

Obgleich sich der Aufruhr ausweitet, scheint es doch wiederum bei örtlichen Rebellionen bleiben zu wollen; die ersehnte umfassende Revolution flammt nicht auf. Die Lage wird geradezu hoffnungslos, als die Regierung den gefürchteten General Feng Kuo-tschang mit Elitetruppen ins Yang-tse-kiang-Tal schickt. Auch von General Feng Kuo-tschang wird die Zukunft noch zu berichten haben.

Inzwischen haben aber Tschen Tschi-mei und Tschiang Kai-schek neuerliche gründliche Vorbereitungen getroffen. Nach ihrer

Verabredung schlagen sie am 3. November gleichzeitig in Schanghai und Hang-chow los.

Tschiang, der Hang-chow kennt, übernimmt dort den Befehl. Seine Machtmittel sind mehr als beschränkt, doch rechnet er auf Anfangserfolge, die ihm die fehlenden Kämpfer zuführen sollen. Mit ein paar Kisten Munition und Sprengstoff, einigen schlecht bewaffneten Studenten und ehemaligen Soldaten wagt er den Handstreich auf die große Stadt.

In der Morgendämmerung dringt er mit seinen Leuten überraschend ins Statthalterpalais ein, wo ihm die Tatarenwachen entgegentreten. Selbstgefertigte Bomben detonieren, und Schüsse krachen. Fast hat es den Anschein, als werde sich das tragische Spiel vom 29. März wiederholen; da geschieht das Unerwartete: Die an Zahl überlegene Wachtruppe hebt die Hände und ergibt sich.

Der Gouverneurspalast ist erobert, und Tschiang steckt ihn als ein Fanal dafür, daß das Ende der Mandschu-Herrschaft gekommen sei, in Brand. Mit seiner sich nun rasch vermehrenden Truppe marschiert er zu den übrigen öffentlichen Gebäuden. Als einige reguläre chinesische Kompanien überlaufen und die Mandschubehörden feige kapitulieren, fällt ihm die ganze Stadt anheim. Zum erstenmal beherrschen die »Tung-meng-hui«-Leute eine Großstadt.

Sie rufen eine provisorische Regierung aus und stellen aus den massenweise herzuströmenden Bürgern, Kulis und Soldaten und den erbeuteten Beständen der Militärmagazine eine Armee auf. Zwei Tage später meldet der Draht, daß auch Schanghai in die Gewalt der Rebellen gelangt ist.

Ein Augenzeuge schrieb später über den Tag der siegreichen Revolution:

[26] »Ich war damals ein Knabe von zwölf Jahren und kann mich an diesen aufregenden Tag recht gut erinnern, obgleich ich nicht wußte, was der Grund der Aufregung war. Die Läden in der Nachbarschaft der Siedlung waren geschlossen, es lag wie Erwartung in der Luft. Wir Kinder wurden im Hause gehalten, doch zunächst geschah nichts. Ich hörte die Zeitungsjungen Extrablätter ausrufen, in denen der Fall des Arsenals angezeigt wurde, und bald trugen Polizisten und Beamte weiße Armbinden mit den zwei Worten ›Kong-fu‹, was soviel zu bedeuten hatte wie

›Wiederherstellung der Ming-Dynastie‹. Die unmittelbare Reaktion des Volkes war hemmungslose Freude. Alles war erregt und erwartete die radikalen Änderungen, die sein persönliches Leben günstig beeinflussen sollten.
Dann wurde verkündet, daß wir uns die Zöpfe abzuschneiden hätten, und das war schon allein eine kleine Revolution. Es war eine erfreuliche Nachricht, und ich erinnere mich, wie ein richtiger Sturm auf die Barbierläden losbrach. Wir kehrten stolz mit unserer neuen Haartracht zurück, die allerdings einen reichlichen Vaselinegebrauch nötig machte, um das kurzgeschorene Haar zu glätten. In den Händen trugen wir stolz ein kleines Päckchen mit unseren Zöpfen, die unsere Mutter uns aufbewahren sollte.«

Innerhalb weniger Tage ist das gesamte Yang-tse-kiang-Tal in Aufruhr. Mit einer in Hang-chow und Schanghai aufgestellten Freiwilligenarmee eilen Tschiang Kai-schek und Tschen Tschi-mei nach Nanking, zur alten Kaiserstadt des Südens, wo wütende Straßenkämpfe zwischen Revolutionären und regulären Truppen toben. Nanking fällt wenige Tage vor Weihnachten 1911 in die Hand der Aufständischen.

Sun Ya-tsen reist auf die erste Drahtnachricht vom Ausbruch der Revolution in China sofort aus den USA ab, wo er sich eben aufhielt, und trifft am Heiligen Abend 1911 in Schanghai ein. Jubelnde Volksmassen empfangen ihn. Ein Komitee der Sieger bittet ihn im Namen der »Tung-meng-hui«, sich dem Vaterland als »Provisorischer Präsident« zur Verfügung zu stellen.

Die Vertreter von siebzehn südlichen Provinzen versammeln sich zur ersten provisorischen Nationalversammlung in Schanghai und wählen Sun Ya-tsen am 1. Januar 1912 zum Präsidenten.

Inzwischen hat der Hof in Peking den einzigen Mann, der vielleicht imstande wäre, die Lawine der Revolution aufzuhalten, aus der Verbannung zurückgerufen, den Marschall Yüan Schih-kai.

Der General tritt mit allen Vollmachten an die Spitze der Armee; die von ihm geschaffenen sechs modernen Divisionen begrüßen seine Rückkehr mit hellem Jubel.

Für diese Stunde hat Yüan Schih-kai zeit seines Lebens gearbeitet. Jetzt zieht er die Zinsen an Dankbarkeit und Verehrung ein, auf die er bei so vielen ehemaligen Kadetten der Pao-ting-Akademie Anspruch hat, und er fordert auch von den »Kriegs-

Chinesischer Republikaner zeigt die neue Fahne der Republik (links) und die Flagge der Revolutionäre

herren« der Provinzen das investierte Kapital zurück, das er einst in ihre Beförderungen, Auszeichnungen und Freundschaften gesteckt hat. Er weiß, daß er richtig gehandelt hat, abzuwarten und sich für den großen Augenblick bereitzuhalten, den ihm das Schicksal einmal bieten würde.

Zuerst führt er seine Elitearmee nach Süden und zeigt den Aufständischen seine Macht, indem er Hang-chow zurückerobert. Doch in diesem Moment, da er diktieren kann, streckt er plötzlich die Hand zum Bündnis aus.

Yüan, die letzte Hoffnung der Mandschu, erklärt den sechsjäh-

rigen Kaiser Pu-yi für abgesetzt und die Dynastie der Mandschu für beseitigt. Er ruft die Chinesische Republik aus und bietet der Revolution seine Unterstützung.

Sun Ya-tsen, Tschen Tschi-mei und der militärische Ratgeber der »Provisorischen Regierung«, Tschiang Kai-schek, erkennen, daß sie verspielt haben und daß es für sie keine andere Möglichkeit gibt, als mit dem Opportunisten zusammenzugehen. Sie nehmen seine unerwünschte Hilfe an.

Am 10. März – knapp drei Monate nach dem Triumph der Revolution – wählt die Nationalversammlung zu Nanking den kaiserlichen Marschall Yüan Schih-kai zum ersten Präsidenten der Chinesischen Republik. Dr. Sun, der seine Partei umorganisiert und in die »Kuo-min-tang« verwandelt hat, bekommt in der neuen Regierung nur den bedeutungslosen Posten eines Ministers für das Eisenbahnwesen, Tschen Tschi-mei wird Minister für Handel und Industrie.

Um die Kuo-min-tang-Partei in Schach zu halten, gründet Yüan die »Tschin-putang«, die Fortschrittspartei. Er ist entschlossen, politische Ideologie mit gleicher Ideologie zu bekämpfen und sich im übrigen auf die Schlagkraft der Armee zu stützen.

Ist das die Republik? Sieht der Aufbruch in den Morgen so aus, wie ihn der über den Ruinenhalden der zerstörten Mandschu-Herrschaft grauende Tag zeigt?

Viele Anhänger Sun Ya-tsens sind von der großen ersehnten Revolution enttäuscht, sie nehmen die von Yüan Schih-kai gebotenen Pfründen, Ämter und Offiziersstellen an.

Andere gehen verbittert außer Landes, unter ihnen ist Tschiang Kai-schek, der nach Japan zurückkehrt.

Sun Ya-tsen sagt nach dem Abschiedsbesuch Tschiangs zu Tschen Tschi-mei: »Achten wir auf diesen jungen Mann! Er glaubt es nicht, daß die Revolution schon zu Ende ist.«

ANHANG *Anmerkungen*
Begriffserklärungen · Zeittafel · Historische Karten · Quellen und Literatur · Quellenangabe der Bilder · Personen- und Sachregister

Anmerkungen
Zu Die Mandschu-Kaiser

1 Bei Tsui Chi, »Geschichte Chinas und seiner Kultur« – 2 Übers. v. Prof. K. Haushofer – 3 Übers. v. W. Franke – 4, 5, 6, 7, 8 u. 9 Aus R. Fülöp-Miller, »Macht und Geheimnis der Jesuiten« (7 Nach Briefen der Jesuiten Thibault und A. Hiret) – 10 Zit. b. Brunngraber, S. 268 f. – 11 u. 12 Zit. n. Chiang-Liangchi, »Tung-Hualu« (Kaiserliche Kabinettsakten) – 13 Zit. n. T. T. Meadows (1838) – 14 Zit. aus Haushofer, »Alt-Japan« – 15 Aus einem Missionsbericht (um 1600) – 16 Aus Morison-Commager, »Das Werden der amerikanischen Republik«, Bd. 1. S. 687 – 17 Aus Tso Schun Schên, »Sammlung Chung-Hua über die letzten hundert Jahre« (Schanghai 1920) – 18 Zit. b. Tsui Chi, S. 333 – 19 Zit. n. Henry Bousseaud (1861) – 20 Aus Coolidge, »Die USA – eine Weltmacht« – 21 Aus einem Brief Sun Ya-tsens – 22 Das Folgende nach Briefen Tôyamas an Dr. Sun – 23 u. 24 Aus den »Erinnerungen Tschiang Kai-scheks – 25 u. 26 Das Folgende nach H. Tschang, »Tschiang Kai-schek«, S. 55 u. 106.

Begriffserklärungen
Zu Die Mandschu-Kaiser

Ambra, Gallen- oder Darmstein des Pottwals, der als Duftstoff die Grundlage vieler Parfüms bildet.

Ataman, Rangbezeichnung russischer, vor allem kosakischer Einheiten, entspricht etwa dem Brigadegeneral.

Brigg, ein Segelschiff mit zwei vollgetakelten Masten (Fock- und Großmast) von etwa dreihundert bis fünfhundert Tonnen, bei der Kriegsmarine leichter Kreuzer mit acht bis zwölf Kanonen.

Buschido (jap.), der ritterliche Weg des Lebens, auch der Ehrenkodex des Ritters.

Condottiere (ital.), italienischer Heerführer der Renaissancezeit, der mit gemieteten Söldnern im Dienst eines zahlenden Auftraggebers kämpfte.

Conquistadores (span.), die Abenteurer und Eroberer der Entdecker- und Kolonialzeit, insbesondere in den Ländern Mittel- und Südamerikas.

Daimyo (jap.), »Großer Herr«, Bezeichnung der japanischen Fürsten und Gaugrafen.

Drachensymbol, der Drache ist ein uraltes Symbol der Chinesen. Lung-Wang, der Drachenkönig, stellt das befruchtende oder männliche Prinzip Yang dar. Der blaue Drache ist der Herr des Frühlings und des Ostens, der weiße der des Herbstes und des Westens, der schwarze der des Nordens und des Winters, der rote der des Südens und des Sommers. Der Hoang-Ho wird als »Gelber Drache« bezeichnet. Peking wird von vier Drachen beschützt: dem D. des Sees im Sommerpalast, dem schwarzen D. von Hei-Lung-T'an in den Westbergen, dem D. des Jadebrunnens und dem weißen D. im Bezirk Mi Yün. Ein Drache schmückte auch das Reichsbanner und das Wappen Chinas. Die Kaiser verliehen besonders verdienten Beamten »Drachengewänder« als Auszeichnung.

Dynastien in China:

Die fünf Kaiser	2697 v. Chr. – 2255 v. Chr. (Legendär)
Hsia-Dynastie	2255 v. Chr. – 1766 v. Chr. (Legendär)
Schang oder Yin	1766 v. Chr. – 1122 v. Chr.
Chou	1122 v. Chr. – 255 v. Chr.
Ch'in	255 v. Chr. – 210 v. Chr.
Han	206 v. Chr. – 220 n. Chr.

San Kuo oder die Zeit der drei Königreiche	220– 264
Ts'in	265– 420
Südliche Dynastien	420– 589
Nördliche Dynastien	386– 581
Sui-Dynastie	589– 616
T'ang-Dynastie	618– 906
Wu-Tai oder Zeit der fünf Dynastien	907– 960
Sung-Dynastie	960–1279
Yüan (oder Mongolen-)Dynastie	1227–1368
Ming-Dynastie	1368–1644
Mandschu- oder Ch'ing-Dynastie	1644–1911

Eta (jap.), niedrigste der japanischen Kasten.

Fregatte, schnelles Kriegsschiff mit drei Masten und Volltakelage; die F. führt ein Batteriedeck und Oberdeckgeschütze; etwa 280 bis 600 Mann Besatzung.

Galeone oder Galeasse, Segel-Ruderschiff der Mittelmeervölker mit niedrigem Deck und langem, schmalem Bau; Achtersteven und Vordersteven sind stark gekrümmt, die auf dem Achterdeck befindliche Galerie springt stark heraus und trägt die Kajüte.

Harakiri (jap.), Freitod durch Bauchaufschlitzen, den der adelige Japaner als letzten Ausweg, aber auch aus Gefolgschaftstreue, aus Protest oder zur Sühne wählte.

Hetman (russ.), Kosakenführer, entspricht im Rang etwa dem Hauptmann.

Hinnin (jap.), der »Nichtmensch«, die kastenlosen, ausgestoßenen Teile der feudalen Ordnung in Japan, vor allem Angehörige der Urbevölkerung (Ainus) und verachteter Berufe.

Hong, Kaufleute, wurden 1720 in China als Vermittler des Handels mit den Ausländern eingesetzt.

Kimono, rockartiges Gewand der Japaner, das mit einer breiten Schärpe gegürtet wird.

Konsulargerichtsbarkeit, eine der »Konzessionen«, die China, Japan und andere Länder Ostasiens den Westmächten zugestehen mußten. Ausländer konnten nach den Bestimmungen der K. bei Vergehen und Verbrechen nur durch ihre zuständigen Konsulate zur Rechenschaft gezogen werden.

Kosaken (tatarisch-türkisch), bedeutet »Räuber« oder »Landstreicher«. K. tauchen zuerst um 1444 in der Ukraine auf, sie bilden Gemeinwesen von Landflüchtigen und verdingen sich als Söldner in Rußland; im 17. Jahrhundert endgültig durch die Zaren unterworfen.

Kotau (chin.), feierliche Verehrung und Begrüßung eines Höhergestellten durch Niederwerfen auf den Boden.

Kuli, nach dem tamulischen Wort »Kol«, Halbsklave; der Ausdruck wurde von den Engländern nach China gebracht. Man bezeichnete damit die Angehörigen der ärmsten Schicht der Chinesen, die für niedrigste Löhne »Kontrakte« für mehrere Jahre Auslandsarbeit auf Plantagen, in Bergwerken usw. schlossen und in China selbst schwerste Arbeiten für geringes Entgelt leisteten.

Lama, geistlicher Oberer in Tibet, wo der Buddhismus eine eigentümliche, mit altasiatischen und hinduistischen Formen vermischte Gestaltung angenommen hat. Die beiden Hauptrichtungen des Lamaismus stammen von Abt Paspa (um 1200),

der die »Gelben L.« organisierte, und von Tsonkhapa (um 1400), der die »Roten Lamas« begründete. An der Spitze der lamaistischen Kirche standen bis in die Neuzeit der Dalai-Lama zu Lhasa, der Pantschen-Lama zu Taschi-Lhumpo und der Bogso-Lama zu Urga.

Mandarin, hoher chinesischer Beamter. Das M.-Chinesisch entwickelte sich als eine Art Hof- und Amtssprache, die sich wesentlich von den vielfältigen Dialekten der Provinzen unterschied.

Meiji (jap.), Erneuerungs- und Reform-Ära unter Kaiser Mutsu-hito (1868–1912).

Nô-Spiel, japanisches Spiel, gemischt aus Riten, Mimik, Tanz und Deklamation, das in den Zirkeln der kultivierten Japaner seit dem 15. Jahrhundert gepflegt wird.

Opritschniki (russ.), Landreiter des Zaren Iwan IV., eine Art Ordnungspolizei, die besonders gegen das Räuberunwesen eingesetzt wurde.

Pagode (ind.), freistehende Tempelanlage, meist zur Aufbewahrung von Reliquien angelegt. In China sind die P. durch den Buddhismus heimisch geworden und wurden als Wallfahrtsorte an besonders schönen Plätzen im Etagenbau errichtet.

Palankin (ind.), Sänfte.

Po-schi (chin.), die chinesische Doktorwürde, ein Rang, der meist nur den Palastgelehrten verliehen wurde.

Ronin (jap.), Samurais, die keinen Lehensherrn besaßen und als »irrende Ritter« durch das Land streiften.

Sampan (chin.), Wohnboot auf den chinesischen Strömen.

Samurai (jap.), der ritterliche Dienstmann, niederer Adel.

Schikken (jap.), Stellvertreter oder Kanzler des Tenno.

Schinto (jap.), der altjapanische Ahnenkult.

Schogun (jap.), der »barbarenvertreibende Feldherr«, Rangstufe des Kronfeldherrn, der zugleich Reichsverweser und Regent war.

Sibirien, der nach dem alten Herrschersitz Sibir am rechten Ufer des Irtisch bei Tobolsk benannte nördliche Teil der russischen Besitzungen (seit Ende 16./17. Jahrhundert) in Asien.

Sotnie (russ.), eine Schwadron Reiter.

Strelitzen (russ.), russische Leibwache des Zaren Iwan des Schrecklichen (Mitte 16. Jh.); die Truppe entwickelte sich zu einer Art Prätorianergarde und wurde von Peter d. Gr. 1698 dezimiert und aufgelöst.

Tael (chin.), Währungseinheit in China; 1 T. = rd. 3 Goldmark.

Tenno (jap.), der japanische Kaiser.

Terchan (mongol.), mongolischer Herrscher.

Yamen (mongol.), Palast.

Yen, japanische Währungseinheit, 1. Y. = rd. 2,5 Goldmark.

Zar (russ.), abgeleitet von Cäsar, seit 1453 (Erstürmung von Byzanz und Konstantinopel), der von den Großfürsten Moskaus als den »Herrschern und Traditionsträgern des ›Dritten Rom‹« (Rom-Byzanz-Moskau) angenommene Titel.

Zeittafel Zu Die Mandschu-Kaiser

China	Japan und übriges Ostasien	Europa, Orient, Afrika	Amerika und Rußland
1573–1619 Kaiser Schên-tsung	1564–1565 Spanien besetzt die Philippinen	1556–1605 Kaiser Akbar (Indien)	1579–1598 Vordringen der Russen in Sibirien
1580–1610 Pater Matteo Ricci in China	1582–1585 Japanische Gesandtschaft nach Rom	1588 Spanische Armada vernichtet durch England	
1598–1677 Wang, der Maler, Blütezeit des Dramas	1603 Errichtung des Togukawa-Schogunats	1588–1629 Schah Abbas d. Gr. in Persien	
1622 Geheimbund »Weißer Lotos«	1614 Verbot des Christentums	1594 Gründung der Holländischen Ostindien-Kompanie	
	1607–1662 Holländer auf Formosa	1600 Gründung der Englischen Ostindien-Kompanie	
1644 Die Mandschu rücken in Peking ein, Ende der Mingdynastie	1623–1651 Iyemitsu Schogun; Höhepunkt der Tokugawamacht	1618–1648 Dreißigjähriger Krieg	1643 Die Russen erreichen den Amur und siedeln in der Nord-Mandschurei
1645 Pater A. Schall Leiter der Pekinger Sternwarte	1637 Korea den Mandschu tributpflichtig; Engländer in Kanton und Amoy	1642 Kardinal Richelieu †	1685 Chinas Konflikt mit den Russen
1644–1911 Mandschudynastie	1640 Dalai Lama in Lhasa	1643–1715 Ludwig XIV.	1696 Russen erobern Asow
1644–1661 Kaiser Schih-tsu	1642 Residenzpflicht der Daimyos; Abschließung Japans mit Ausnahme von Deschima	1658 Oliver Cromwell †	1716 Russen auf Kamtschatka
1662–1722 Kaiser Schêng-tsu			

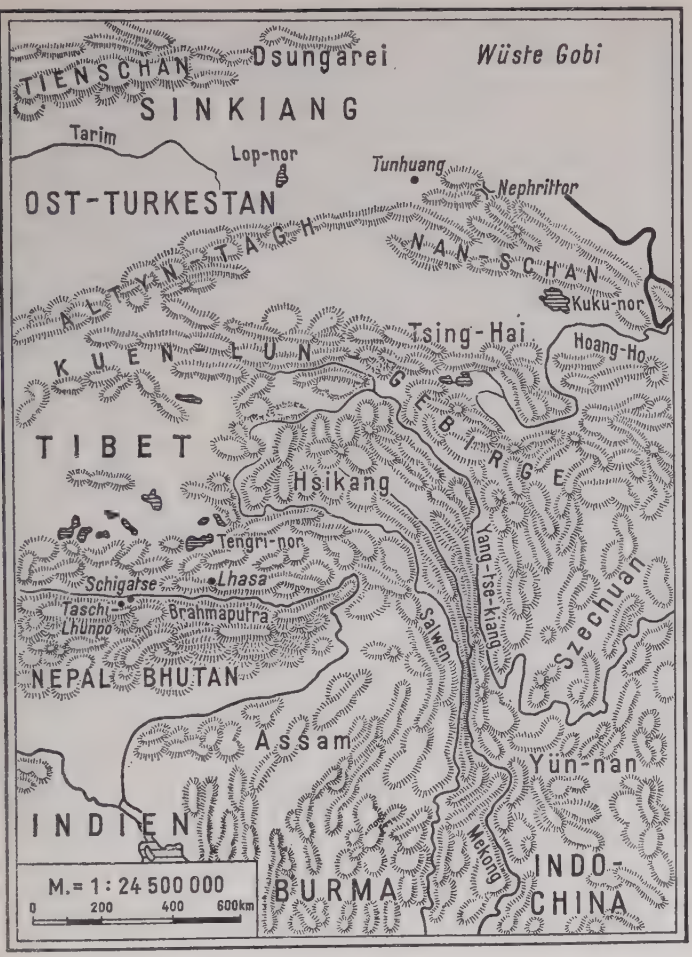
China	Japan und übriges Ostasien	Europa, Orient, Afrika	Amerika und Rußland
1689 Friede von Nertschinsk	1683 Chinesen besetzen Formosa	1683 Türken vor Wien	
	1697 Mongolei chinesisch	1690 Gründung von Kalkutta	
1720 »Hong-Kaufleute« werden in Kanton eingesetzt	1717 Eroberung Lhasas durch Mongolen	1709 Peter d. Gr. siegt bei Poltawa	1720 Russische Handelsniederlassung in Peking
1660–1746 Der Dichter T'ang-Tai	1740 Chinesenaufstand auf Java	1736 Prinz Eugen †	1722 Vordringen der Russen im Kaukasus
1736–1796 Kaiser Kao-tsung		1740–1780 Maria Theresia	1725 Peter d. Gr. †
1740 Verwaltungsreform	1751 Tibet wird chinesisches Protektorat	1740–1786 Friedrich d. Gr.	1725 Erste Fahrt von Bering
1755–57 Alle chinesischen Häfen für Fremde geschlossen	1767–1769 Chinesischer Feldzug gegen Burma	1757 Schlacht von Plassey; Indien wird englisch	1727 Russischer Vertrag zu Kiachta
1774 Wiederaufflackern des Geheimbundes »Weißer Lotos«			1763 Kanada wird englisch
1780–1790 Aufstände in Kansu, Schan-tung, Formosa		1789–1794 Französische Revolution	1776 Unabhängigkeitserklärung Amerikas
1791–1792 Himalaya-Feldzug gegen die Gurkhas (Nepal)	1792 Nepal unter chinesischer Hoheit	1798–1799 Bonaparte in Ägypten	1784 Erste amerikanische Händler in Kanton
		1799 Napoleon I. Konsul	

China	Japan und übriges Ostasien	Europa, Orient, Afrika	Amerika und Rußland
1796–1820 Kaiser Jen-tsung	1804–1849 Wirkenszeit Hokusais	1804 Napoleon Kaiser von Frankreich	
1821–1850 Kaiser Hsüan-tsung	1819 Gründung von Singapur (englisch)	1813–1814 Freiheitskriege gegen Napoleon I.	1823 Monroe-Doktrin der USA
1834 Chinamonopol der Englisch-Ostindischen Kompanie aufgehoben	1824–1826 1. engl. Burmakrieg 1852 2. engl. Burmakrieg	1830 Besetzung von Algier durch Frankreich	1827–1829 Russisch-Türkischer Krieg
1839 Tschun-lin Tse-siu beschlagnahmt Opium			1830–1831 Polnischer Aufstand gegen Russen
1840–1843 Opiumkrieg, Hongkong englisch		1848 Revolutionsjahr in Europa	1844 Vertrag China–USA
1850–1864 T'ai-p'ing-Aufstand	1853/54 Kommodore Perry (USA) öffnet Japans Häfen	1849–1873 Livingstone in Afrika	1848 USA stoßen nach Westen vor (Goldrausch)
1857–1860 »Lorcha«-Krieg, Kanton in Flammen, Beschießung der Taku-Forts, Zerstörung des Sommerpalastes	1854–1868 Ringen um die Erneuerung Japans	1852 Napoleon III., Kaiser der Franzosen	1854 Erste Truppenverschiffung auf dem Amurstrom
		1853–1856 Krimkrieg	1860 Wladiwostok gegründet, Amurgrenze
1860 Konvention zu Peking	1862 Frankreich in Saigon	1868–1871 Schweinfurth in Ostafrika	1865 Taschkentprovinz russisch
1862–1864 Mit Hilfe europäischer Truppen Niederwerfung des T'ai-p'ing-Aufstandes	1864 Frankreich besetzt Kambodscha	1870–1871 Deutsch-Französischer Krieg	1867 Rußland verkauft Alaska an die USA, Baubeginn der transsibirischen und mandschurischen Bahn
	1868–1912 Meiji-Ära in Japan, Modernisierung		

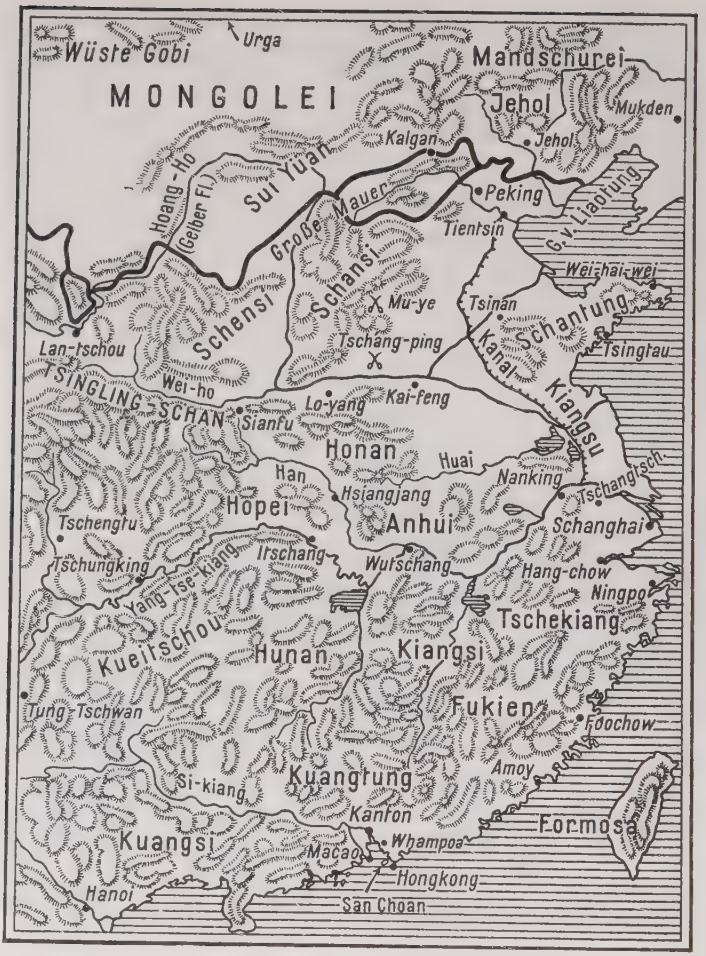
China	Japan und übriges Ostasien	Europa, Orient, Afrika	Amerika und Rußland
1860–1872 Forschungsreisen Richthofens	1873–1874 Frankreich in Tonking	1874–1877 Stanley am Kongo	1877 Russisch-türkischer Krieg
1866 Sun Ya-tsen *	1878–1880 Engländer in Afghanistan	1883 Lüderitz in SW-Afrika	
1875–1908 Regierung des (minderjährigen) Kaiser Te-tsung, Kaiserinwitwe Tsu-hsi	1885 Dritter englischer Burmakrieg	1884–1885 Berliner Kongoakte	
1885 Vertrag von Tientsin, Anerkennung der französischen Besetzung von Indochina	1898 Spanien verliert die Philippinen an USA; die Deutschen in Kiautschou	1890 Entlassung Bismarcks	1898 Rußland und die USA versuchen, wirtschaftlich in der Mandschurei und in Korea Fuß zu fassen
1887 Tschiang Kai-schek *			
1893 Mao Tse-tung *	1899 Ende der Konsulargerichte in Japan	1890–1896 Cecil Rhodes Premierminister in Südafrika	
1894 Erste Ansätze zur Industrialisierung	1865–1952 Forschungsreisen Sven Hedins	1899–1902 Burenkrieg	1899 USA schlägt den Mächten »Fair Play« gegen China vor
1894–1895 Chinesisch-japanischer Krieg um Korea			
1898 Reformbestrebungen			
1900–1901 Boxeraufstand; Intervention der Mächte in Peking	1904–1905 Russisch-Japanischer Krieg	1905 Erste Marokkokrise	
1905 Sun Ya-tsen in Japan	1904 Englischer Vorstoß in Tibet	1908 Kongostaat von Belgien übernommen	1905 Winterrevolution in Rußland
1906 Tschiang Kai-schek in Japan; Aufstandsversuche in China	1908 Nepal unter indisch-englischem Protektorat	1911 Zweite Marokkokrise	
1911 (März–Oktober) Revolution in China		1912 Balkankrieg	
1912 Republik (Sturz der Mandschu)	1910 Japan annektiert Korea		

Die russischen Eroberungen in Sibirien (West)

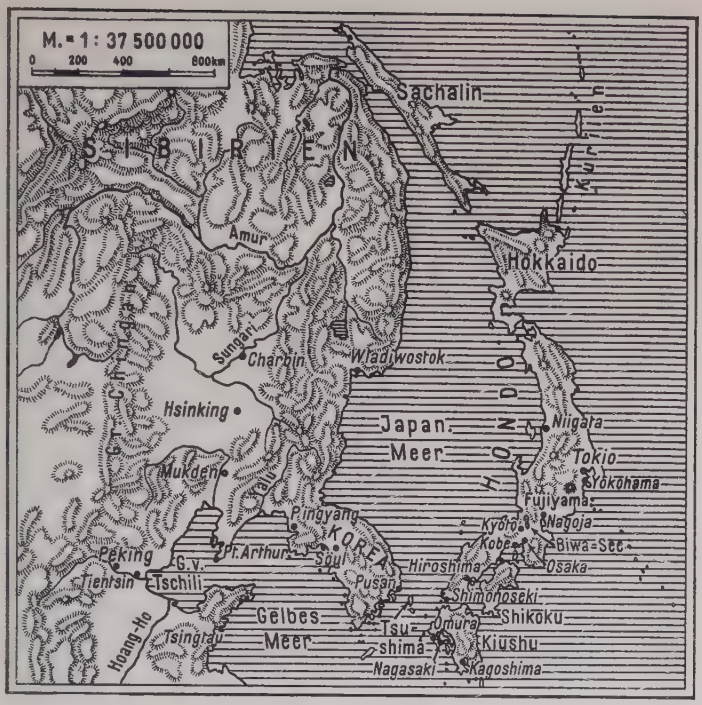
Die russischen Eroberungen in Sibirien (Ost)



Das Chinesische Reich (Westteil)

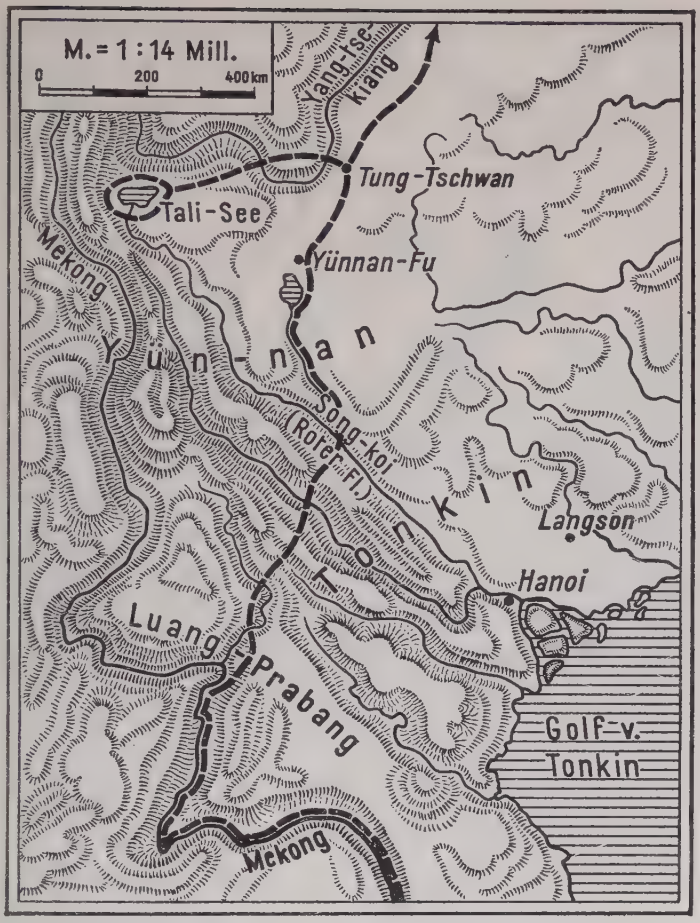


Das Chinesische Reich (Ostteil)

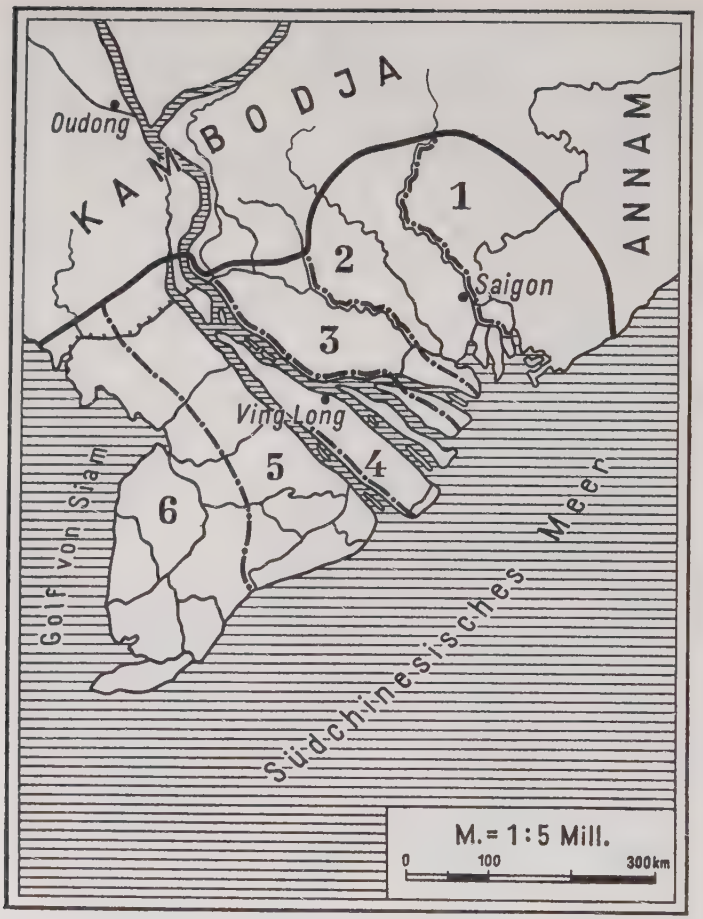

M. = 1 : 37 500 000
0 200 400 600km
Sachalin
Kurilen
SIBIRIEN
Amur
Hokkaido
Sungari
Charbin
Wladiwostok
Hsinking
Japan. Meer
HONDO
Niigata
Tokio
Yokohama
Fujiyama
Mukden
Talu
Pingyang
KOREA
Kyoto
Nagoja
Kobe
Biwa-See
Osaka
Peking
Pt. Arthur
Soul
Hiroshima
Tientsin
G.v.
Tschili
Pusan
Shimonoseki
Shikoku
Gelbes Meer
Tsu-shima
Omura
Kiushu
Tsingtau
Hoang-Ho
Nagasaki
Kagoshima

Japan

Indochina um 1850



Die Reiseroute Lagrées und Garniers



Das Mekong-Delta (Cochinchina)
Frankreich besetzt 1862 die Gebiete 1, 2 und 3, 1867 die Gebiete 4, 5 u. 6

Quellen und Literatur
Zu Die Mandschu-Kaiser

I. ZUR CHINESISCHEN GESCHICHTE

Chang T'ing-yü, »Ming Schih« (Geschichte der Ming-Dynastie) – *Chiang Liang-chi*, »Aus den Kabinettsakten der Bibliothek beim Tung Hua (Tor des kaiserlichen Palastes) über das neunte Jahr der Periode K'ang-hsi« – *Chia Ting-T'u Chêng Chi* »Das Blutbad von Chia-Ting« – *Ch'ing Chien I Chih Lu*, »Leichtfaßliche Studie der Geschichte der Ch'ing (bei Chêng P'ien Bd. IV. 9) – *Chuyung-ming*, »Ch'ien Wen-Chi (Wahre Anekdoten) – Groot, J. J. M. de, »Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens« (Berlin und Leipzig 1926) – *Le Comte, L.*, »Das heutige China« (Frankfurt und Leipzig 1699) – *Mao Szuychêng*, »Min Kuo Schih Wu Nien I-Ch'ien-Chih« (Tschiang Kai-schek vor 1926) – *Meiner, Ch.*, »Übersetzungen und Abhandlungen chinesischer Jesuiten über die Geschichte der Wissenschaften, Künste, Sitten und Gebräuche der Chinesen« (Leipzig 1778) – *Ming Schih Lu*, »Wahre Berichte vom Hofe der Ming« (Bd. CXV und CCCLVI) – *Newhof*, L'Ambassade vers l'Empereur de la Chine« (Paris 1665) – *Osbeck, P.*, »Reise nach Ostindien und China« (Rostock 1765) – *Pagès, L.*, »Histoire de la religion chrétienne au Chine« (Paris 1598–1651) – *Tso Schun-Schên*, »Historisches Material aus den letzten hundert Jahren aus China« (in der Sammlung Chung-Hua zu Schanghai) – *Yüan Chia-Ku*, »Darstellung der Angelegenheiten im Gebiete der T'ien« (Band VIII).

II. ZUR JAPANISCHEN GESCHICHTE UND ZUM ÜBRIGEN OSTASIEN:

Dupuis, J., »Tagebücher aus Tonking und Annam« (Paris, Leipzig 1890) – *Monumenta Nipponica* (Tokio 1904) – *Nihon seischin tetsugaku zensho* (herausgegeben von Hiroto, Tokio 1936) – *Pachtler, G. M.*, »Das Christentum in Tonking und Cochinchina (Paderborn 1861) – *Pagés, L.*, »Histoire de la religion chrétienne au Japon« (Paris 1869) – *Ssu-puts'ung-k'an*-Sammlung (Schanghai).

Literatur

I. ZUR CHINESISCHEN GESCHICHTE:

Cordier, H., »Histoire générale de la Chine et de ses relations avec les pays étrangers« (Paris 1920) – *Denon, G.*, und *Speiser, W.*, »Chinesische Geisteswelt« (Gütersloh

1957) – *Eckardt, A.*, »China, Geschichte und Kultur« (Baden-Baden 1959) – *Fischer, R.*, »Von Lenin zu Mao«, Kommunismus in der Bandung-Ära (Düsseldorf, Köln 1958) – *Fitzgerald, C. P.*, »Revolution in China« (London 1956) – *Franke, W.*, »Das Jahrhundert der chinesischen Revolution von 1851 bis 1949« (München 1958) – *Hermann, J.*, »Chinesische Geschichte (Stuttgart 1912) – *Lückenhaus, A.*, »Mao Tse-tung« (Berlin 1958) – *Merkel, F. R.*, »Leibniz und die Chinamission« (Leipzig 1920) – *Propyläen*-Weltgeschichte Bd. IX. – *Sun Yat-sen*, »San-min chu-i« (Drei Volksprinzipien, Leipzig 1925) – *Tschang H. il.*, »Tschiang Kai-schek. Chinas großer Mann« (Zürich 1945) – *Tsui-Chi*, »Geschichte Chinas und seiner Kultur« (Zürich) – *Weltgeschichte*, Handbuch, herausgegeben von Randa, Bd. I – *Weltgeschichte* Ullstein, Bd. VI.

II. ZUR JAPANISCHEN GESCHICHTE UND ZUM ÜBRIGEN OSTASIEN:
Benl, O., und *Hammitzsch, H.*, »Japanische Geisteswelt« (Gütersloh 1956) – *Brosius, H.*, »Fernost formt seine neue Gestalt« (Berlin o. J.) – *Frois, P. L.*, »Die Geschichte Japans« (Leipzig 1925) – *Haushofer, K.*, »Alt-Japan bis zur Meiji-Ära« (Göschen 1120) – *Krause*, »Geschichte Japans« (Leipzig 1932) – *Murdoch* und *Yamagata*, »A History of Japan during the century of early foreign intercourse« (London 1909) – *Seizo Kimase*, »Mitsuru Toyama kämpft für Großasien« (München-Wien 1941) – *Semjonow, J.*, »Die Eroberung Sibiriens« (Berlin 1937).

Quellenangabe der Bilder

Bavaria-Verlag, Gauting vor München: 2
Bildarchiv Foto Marburg, Marburg/Lahn: 1
Historia-Photo, Bad Sachsa: 9
Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck: 7
Ullstein-Bilderdienst, Berlin: 12

Adams, Bill 55, 57
Akechi Mitsuhide 46
Alexander II. von Rußland 196
Alexander de Rhodes 201
Alexejew, Admiral 265
Amhurst, Lord 134 ff.
Amurski, siehe Murajew
Apraxin, Fürst 113
Atlassow, Kosak 112
Attiret, Pater 117 ff.
Avril, Pater 104 f.

Baidon, Afanassi Iwanowitsch 107
Bartholomäusnacht 7
Benois, Pater 128
Bering, Vitus 113
Bismarck 237
Brenner, Sir Gordon 158
Brooke, James 145
Brossard, Pater 122 ff.
Boxeraufstand 257 ff.

Caleb Chushing 173, 180
Campbell, Archibald, General 144 f.
Canh, als Kaiser: Gia-Long 202
Castiglione, Pater 120
Chabarow, Jerofei 94
Ch'ien-lung, Kaiser 117 f., 119, 126, 128 f., 130, 132 f., 135, 136, 157, 202
Chinarinde, auch »Jesuitenrinde« 100
Chinesische Republik 294
Chinesische Revolution 286 f., 290 ff.
Ch'i-schan 162
Clemenceau 242
Clemens X. 98 f.
Clemens XIV. 133
Clive, Robert 131
Compagnie de Chine 201
Cortez 15, 29
Courbet, Admiral 241
Cousin-Montauban, General 190, 191 f., 200, 203

Dai Nihon Schih 181, 214
Dalai-Lama 93, 101
Deschner, Kosak 30
Diaz, Bischof 200
Diederichs, Konteradmiral 253, 255
Dupré, Admiral 238 f.
Dupuis, Kaufmann 208, 210 f., 237 ff.

East India Company 131, 134 ff., 143 ff.
Elgin, Lord 189, 190, 193
Elliot, Charles 146, 151 ff., 160
Elliot, George 158
Eugenie, Kaiserin 200
Eulenberg, Graf 197

Feng Kuo-tschang, General 291
Ferry, Jules 240 f.
Fildtner 262
Flint, Kapitän 135
Franz Xaver 32, 41, 61
Fu, Prinz 87, 90, 91 f.

Fu K'ang-an, General 130
Fukuzawa Yukichi 215 f., 217
Fulin, siehe Schih-tsu

Galdan, Mongolenfürst 101, 102, 108, 112
Galizyn, Fürst 105, 106
Garnier, Leutnant, später: Capitaine 205 ff., 237 ff.
»Gelbflaggen«, chinesischer Geheimbund 231
Genoully, Rigault de 186, 202 f.
Genyosdha-Organisation 269 f., 272, 286
Georg III. von England 138
Gerbillion, Pater 96, 98, 101, 102 f., 104 ff.
Gia-Long, siehe Canh
Golowin, Peter 93, 106 f., 109 ff.
Gordon, Major 179, 198 f.
Grandière, de la, Statthalter 204 f.
Gros, Baron 189
Gula-Mursa, Nogaierfürst 21

Hasting, Generalgouverneur 143
Hedin, Sven 262
Herbinger, Oberst 241 f.
Hideyori 51, 52
Hideyoschi, General 41 f., 46 ff., 55, 71, 224
»Himmelsvernunft«, chin. Geheimbund 135
Hoaschi Hoyo 167
Hokusai, Maler 165 ff., 173 f., 175
Hirata Atsutane 168, 173 f., 175, 181
Hope-Grant, General 190
Hsu Hsi-ling 272, 286
Hsüan-tsung, Kaiser 145, 160, 162, 177
Hung Siu-tsuen 177 ff., 198 f.

Ignatiew, General 197
Ignatius von Loyola 7
Ito, Hirobuni 245, 247, 286
Iwan III., Zar 8
Iwan IV., »der Schreckliche« 8, 10, 13, 25 f., 29
Iwan Gluchow, Bojar 26
Iwan Kolzo, Kosakenhetman 9 ff., 14, 21, 24 ff.

Jakob II. von England 105
Jakub Beg 210
Jen-tsung, Kaiser 134, 135, 145
Jepantscha, Terkhan 18
Jermak Timofejewitsch, Kosakenhetman 12 ff., 21 ff.
Johann Kasimir, König von Polen 105
Jurjew, Kosak 12, 14, 24

Kanagawa, Vertrag von 182, 213, 216 f.
»K'ang-hsi«-Epoche 97
K'ang Yu-wei, Reformator 253, 254
Karatscha, Tatarenfürst 27
Kato Kiyomasa, Feldherr 52, 53
Katsura, Ministerpräsident 264
Ketteler, von 258
Kokukagu-Schule 168, 181
Kolessow, Hetman 113
Kong, Prinz 191, 194, 197
Koxinga 92 f., 97
Ku Hung-Ming, Reformator 253, 254
»Kuo-min-tang«-Partei 294
Kutschum-Khan, der Schwarze Zar 15, 18 ff., 21 f., 24, 28
Kyoto, Vertrag von 217

Lagrée, Doudard de 205 ff.
Lamaismus 101
Lancaster-Kanone 188 f., 190
Leibniz 113
Li Chih, Philosoph 63 f., 68
Li Hung-Tschang 245, 249
Lindsay, Sir Walpole 134 ff.
Li-Pu, Ministerium 75 f., 78, 142
Li Tzu-ch'êng 82, 87 ff.
Liu Hsi, chin. Gottheit 150
Liu-tsang, Großmandarin 228
Lorcha-Krieg 189 f.
Ludwig XIV. von Frankreich 105, 201

Ma, Marschall 238
Macartney 135
Maha Tschula Longkorn, König der Thai 212 f.
Mahmetkul, Prinz 20, 22, 23 f., 26
Mandschu, Dynastie 91 ff.
Mang-tsin 141
Mao Tse-tung 290
Marryat 144

Marx, Karl 236
McKinley, Präsident 255
Meiji-Epoche 217 ff., 224
Meschtscherjak, Kosak 17 f., 21, 24, 29
Ming, Dynastie 121
Mitja, Kosak 12, 14, 21, 23, 24
Mito-Schule 173, 214
Monroe-Doktrin 180
Muljuta Skuratow 26
Murajew, auch Amurski, Graf 196 f.
Murata Mokiji, Zen-Mönch 40
Mutsu-hito, Tenno 217, 218, 219

Nanking-Regierung 90
Nanking, Vertrag von 162, 164
Napier, Lord 145
Napoleon III. 186, 200 f., 237
Narodom, König der Thai 204 f.
Neidhard, Pater 105
Nguyên-Hoang, Dynastie 202
Nguyên Tri-Phuong, Marschall 203 f., 238 ff.
Nobunaga, Feldherr 35, 37 f., 42 ff., 46
Nogi, General 270
Nurhachi, Fürst 74, 81

Opium-Krieg 158 ff.
Opritschniki, auch Eisenreiter, Garde 12, 16
Organtino, Missionar 33, 36, 38, 48
Oyama, General 265

Parrening, Pater 118 f.
Pereira, Pater 104 ff.
Perez, Pater 38 ff.
Perry, Matthew C. 181 f., 197
Peter der Große von Rußland 112 f., 114
Phan Thanh-Giang, Kanzler 204, 205
Pigneau, Pierre 201, 202
Pizarro 15
Poirot, Pater 114 ff.
Pojarkow, Wassili 93 f.
Pu-yi, Kaiser 282, 285, 294

Ricci, Matteo, auch Doktor Li 61 ff.
Richard, Timothy 227
Richthofen, Ferdinand von 212
Rivière, Henri 241
Romanow, Peter 106 f., 112

Roschdestwenskij, Admiral 265
Russisch-Japanischer Krieg 264 f.
Russisch-japanischer Krieg 264 f.

Saigo, General 221
Sakuma Schosan 167 f., 173, 174
San-ko-li-sin, Marschall 191
Schall, Adam 83, 84 ff., 92, 94 f.
Schêng-pao, General 190 f.
Scheng-tsu, Kaiser 92, 95 ff., 102 f., 107, 108, 113 f.
Schen Kia-pen, Gelehrter 272, 282
Schên-tsung, Kaiser 70 f., 75, 78 f., 80
Schih-tsu, Kaiser 89 ff., 92
Schih-tsung, Kaiser 118, 132
Schimonoseki, Vertrag von 248 f.
Schogunenherrschaft 168 ff., 181, 213 ff., 218, 220
»Schwarzflaggen«, chin. Geheimbund 238, 239, 240, 242
Seng-ko-lin-sin, General 179
Sen no Rikyû, Mönch 40
Seymor 186, 259, 260
Simowjew 94
Som Go-Tu, Prinz 103, 109 ff.
Spaphar, Nikolaus 103
Stepanow, Hetman 107
Stroganoffs, die 9, 13 ff., 25, 26, 29 f.
Sun Ya-tsen 229 ff., 242, 249, 250 ff., 268 ff., 285, 286 f., 289, 292 ff.
Szu-tsung, Kaiser 83, 85, 87 f.
Sü Kuang-k'i, Mandarin 75, 78, 79, 80

Taku-Forts 189 ff.
Tao Huan-tsching 272, 279 f., 285
T'ai-p'ing 177 ff., 183 f., 198 f.
Tausan, General 19 f.
Tê-tsung, Kaiser 253, 254, 282, 285
Thibaut, Pater 121 ff.
Tientsin, Vertrag von 188 f.
Timur 9
Tôcha-Spiel 39 f.
Togo, Admiral 265
Tokugawa, Feldherr, später Schogun 42 f., 52 ff.
Tokugawa Nariaki, Fürst 167
Tolbusin 107
Tong Kou-Kiang 103 f., 109
Tôyama, Mitsuru 269 ff.

Transsibirische Eisenbahn 249, 263
Tschau-tai, siehe Tschiang Kai-schek
Tscheng K'o-schuang 97
Tschen Li-fu 285
Tschen Tschi-mei 236, 250 f., 285, 289 ff.
Tschernigowski 107
Tschiang Kai-schek 274 ff., 285 f., 287 ff.
Tschiang Tschi-tung, Vizekönig 282, 286
»Tschin-putang«-Partei 294
Tschu, als Kaiser: Wen-tsung 177, 188, 191
Tsch'un, Prinz 282, 284, 285
Tschun-lin, genannt Tse-siu 146 ff., 159, 161, 162
Tschu-tschu 146
Tsou I-kuli, Gelehrter 80
Tsu-hsi, Kaiserin 224 f., 227, 245, 253, 254, 256, 267, 272, 281 ff.
Tsui-Chi, Gelehrter 79
Tsuyoschi Inugai 269
Tuan-fang, Vizekönig 272, 282
Tü-Dük, Kaiser 240
»Tung-meng-hui«-Partei 272 f., 285, 286, 287, 289 ff.
Tun-li 82, 87

Valignano, Legat 38 ff., 46, 47 ff., 61 f.
Vasco da Gama 30
Verbiest, Pater 95

Wahrendorff, Baron von 188
Waldersee, Feldmarschall 261
Wang Tsching-wei 285 f.
»Weißer Lotos«, chin. Geheimbund 82, 87, 130, 132, 135
Wen-tsung, siehe Tschu
Wilhelm II., Kaiser 252, 260 f.
Witte, Minister 249
Wolchowskij, Fürst 26, 28
Wu San-kuei, General 88 f., 92, 97

Yan kam-siem, Wissenschaftler 94 f.
Yefumi 59
Yeh, Gouverneur 184, 185 ff.
Yoen-ming-yoen-Palast 124 ff., 191 ff.
Yo-Fei, chin. Volksheld 276, 278
Yoschida Schoin 166 ff., 173, 215, 224
Yoschinobu, Schogun 218
Yung-li-ta-tien 75
Yüan Mei, Dichter 128 f.
Yüan Schih-kai 253 f., 267 f., 271, 282, 283, 285, 293 f.
Yüan Tze, Dichter 120

Zen-Schule 40

Inhalt

GESCHICHTE DES FERNEN OSTENS III

Ein Erdteil ist zu gewinnen	7
Teezeremonie und Trampelbretter	30
Weiße Mandarine	60
Zopf oder Kopf	81
»Häuslicher Friede«	97
Verharren im Glanz	114
Traum und Erwachen	134
Die eiserne Faust	164
Die Imperialisten	186
Die Lehre wird begriffen	213
Schwäche, das große Verbrechen	237
Die Gelbe Gefahr	252
Aufbruch nach Morgen	267

ANHANG

Anmerkungen	296
Begriffserklärungen	297
Zeittafel	300
Historische Karten	305
Quellen und Literatur	313
Quellenangabe der Bilder	314
Personen- und Sachregister	315